MERLIN

Der Zauberer zwischen den Welten

Michael Lappenbusch

www.perplex.click

Inhalt

Der Junge aus dem Nebel ... 3
Stimmen der Wälder ... 18
Das Geheimnis der Sterne ... 33
Kind eines Dämons, Kind der Erde ... 44
Die Schule der Druiden ... 56
Erste Prophezeiungen ... 56
Die Schlacht am Fluss ... 80
Begegnung mit Uther Pendragon ... 91
Der gestohlene Thron ... 101
Die Nacht der Verwandlung ... 110
Arthurs Geburt ... 118
Das Schwert im Stein ... 129
Der Junge und sein Schicksal ... 137
Excalibur, die Klinge des Königs ... 145
Die Tafelrunde entsteht ... 157
Rituale im Schatten von Stonehenge ... 167
Morgana – Schwester im Zwielicht ... 176
Die erste große Prüfung ... 185
Die Jagd nach dem Drachenatem ... 197
Der Zauberer und die Krieger ... 207
Lancelots Verrat ... 215
Die Magie der Wälder von Brocéliande ... 222
Die Prophezeiung des Untergangs ... 230
Der Traum vom goldenen Reich ... 241
Nimue – Liebe oder Verderben ... 251
Gefangen im eigenen Zauber ... 260
Der Fall von Camelot ... 268
Die letzte Schlacht am Fluss Camlann ... 277
Der Tod des Königs ... 285
Merlin in Ketten ... 295
Der Pfad der Schatten ... 304
Zwischen Göttern und Menschen ... 310
Das Schweigen der Steine ... 314
Der Zauberer zwischen den Welten ... 320
Impressum ... 326

Der Junge aus dem Nebel

Der Nebel kam jeden Morgen wie ein verkatertes Gespenst, das vergessen hatte, nach Hause zu gehen. Er hing schwer über den Hütten des Dorfes, kroch in Ritzen, füllte die Lungen und legte sich über die Gedanken, bis man kaum noch wusste, ob man wach oder halb im Traum war. Für die Leute war er bloß ein Ärgernis – für den Jungen war er Heimat.

Niemand sprach ihn beim Namen an. Eigentlich hatte er einen, aber er ging im Rauch und im Geflüster verloren. „Das Bastardkind", „der mit den Augen", „der Nebeljunge" – das waren die Titel, die er bekam. Kinder können grausam sein, aber Erwachsene sind darin wahre Meister. Und in einem Dorf, das nicht viel hatte außer Schmutz, Hunger und Misstrauen, war es einfacher, den Jungen als Blitzableiter zu nehmen.

Seine Mutter war eine Frau, die früher in einem Kloster gelebt hatte. Dann war etwas passiert, etwas, das man nie ganz offen aussprach. Sie behauptete, in einer Nacht sei ein Mann zu ihr gekommen, der keiner war. Manche sagten, es sei der Teufel selbst gewesen. Andere meinten, es sei nur ein fahrender Ritter mit zu viel Wein im Kopf gewesen. Wie auch immer – am Ende blieb ein Kind übrig. Ein Kind, das anders war.

Der Junge sprach spät, aber wenn er sprach, dann mit einer Klarheit, die die Leute verstummen ließ. Einmal hatte er gesagt: „Die Ziege wird heute Abend sterben." Und sie starb, ohne Grund, mitten in der Nacht. Ein anderes Mal warnte er einen Fischer, nicht aufs Boot zu gehen. Der Fischer lachte. Er kam nie zurück. Ab da wurde der Junge nicht mehr als Kind gesehen, sondern als wandelnde Drohung.

Merkwürdige Dinge hingen an ihm wie Fliegen an einem Schafskadaver. Vögel landeten auf seinen Schultern, als hätten sie keine Angst. Hunde knurrten ihn an, dann wimmerten sie wie geprügelt. Er starrte in den Nebel, als lese er eine Schrift darin, die nur er verstand. Und manchmal lächelte er, ohne Grund, so als hörte er etwas, das für die anderen nicht da war.

Die Leute sagten: „Er ist halb Mensch, halb Dämon." Aber wenn man sie fragte, wie ein Dämon aussieht, zuckten sie nur mit den Schultern. Vielleicht war ein Dämon bloß das, was man nicht verstand. Vielleicht war der Junge also nur das, was sie nicht fassen konnten: ein Spiegel für ihre Ängste.

Seine Mutter liebte ihn, so gut sie konnte. Doch Liebe im Elend ist wie Brot aus Staub: Sie stillt den Hunger nicht. Sie wusch ihn mit kaltem Wasser aus dem Brunnen, nähte ihm Kleider aus Stoffresten, sprach Gebete, die nie beantwortet wurden. Sie sah in seinen Augen manchmal eine Tiefe, die sie erschreckte – als schaute sie in eine Schlucht, die kein Ende hat.

Die Nächte waren die schlimmsten. Der Nebel kroch dann durch die Ritzen der Hütte, füllte den Raum, als wolle er den Jungen verschlucken. Er lag auf seiner Strohliege, lauschte dem Tropfen des Regens, dem Heulen der Hunde, dem entfernten Schrei eines Tieres, das gerissen wurde. Und zwischen all dem hörte er Stimmen. Sie waren nicht laut, eher wie ein Flüstern hinter den Gedanken, wie eine zweite Schicht Wirklichkeit. Sie erzählten von Dingen, die geschehen waren, und manchmal von Dingen, die geschehen würden.

„Du wirst den König machen", sagte eine Stimme.
„Du wirst den König zerstören", sagte eine andere.
Und der Junge wusste nicht, welche von beiden recht hatte.

Am nächsten Tag sah er die Leute auf dem Dorfplatz. Sie standen da, rauchige Gesichter, Hände voller Schwielen, Augen voller Misstrauen. Sie tuschelten über ihn, so wie man über schlechtes Wetter spricht: unvermeidlich, aber unangenehm. Einer spuckte, als er vorbeiging. Ein anderer machte das Zeichen des Kreuzes, so als wäre er die Pest selbst.

Er dachte nicht viel darüber nach. Kinder, die früh lernen, dass sie Außenseiter sind, hören irgendwann auf, Fragen zu stellen. Sie akzeptieren den Schmerz wie einen alten Schuh, der zwar drückt, aber nie ganz verschwindet.

Eines Tages ging er hinaus in den Wald, der sich hinter den Hütten erhob. Der Nebel war dort noch dichter, dichter als jeder Atemzug. Er irrte zwischen den Bäumen, hörte das Knacken von Zweigen, das Wispern von Blättern. Plötzlich stand er still. Vor ihm saß eine Krähe auf einem Ast. Ihr Blick war schwarz wie verbrannter Stein, und doch schien er voller Bedeutung.

„Wer bist du?“, fragte der Junge.
Die Krähe krächzte, als lache sie über die Frage.

In diesem Moment spürte er etwas. Es war, als würde der Nebel sich öffnen, als sähe er durch eine Wand aus Glas in eine andere Welt. Schatten bewegten sich darin, Gestalten, die halb Mensch, halb Rauch waren. Einer streckte die Hand nach ihm aus. Er erschrak, stolperte zurück – und der Nebel schloss sich.

Er rannte heim, aber etwas in ihm war verändert. Er wusste jetzt, dass der Nebel mehr war als nur Wasser in der Luft. Er war eine Tür. Und er selbst war der Schlüssel, oder vielleicht derjenige, der verflucht war, davor zu stehen, ohne je zu wissen, was dahinter lag.

Seine Mutter sah ihn an, als er zurückkam. Seine Augen waren anders, sagten die Leute später. Tiefer, unruhiger, als hätten sie ein Stück Dunkelheit verschluckt. Sie fragte ihn: „Wo warst du?“
Er antwortete: „Zwischen den Welten.“

Seine Mutter war eine Frau, die gelernt hatte, mit gesenktem Blick zu leben. Wenn sie Holz trug, Wasser schöpfte, über den Markt ging – immer waren ihre Augen tiefer, als der Boden es eigentlich verdiente. Der Junge wusste, warum. Ein Blick konnte ein Urteil sein, und im Dorf urteilte man schneller, als man atmete.

„Hure des Teufels“, zischte einmal eine Alte, als sie an ihr vorbeiging. Seine Mutter hörte es, tat so, als hörte sie nicht, aber der Junge spürte den Schnitt in ihrer Haut. Später in der Hütte wusch sie ihre Hände, schrubbte sie, als ließe sich das Wort wie Dreck abwaschen. Aber Worte sind kein Dreck – sie kleben wie Pech, und das Wasser macht es nur schlimmer.

Der Junge beobachtete sie oft. Er sah, wie sie nachts am Tisch saß, mit der Stirn in den Händen, als würde sie das Gewicht der Welt dort halten. Sie sprach kaum über seinen Vater – den, den es vielleicht gab, vielleicht nicht, den Dämon oder Ritter oder was auch immer die Leute erzählten. Sie sagte nur: „Du bist hier. Das genügt.“ Doch er spürte, dass es nicht genügte. Nicht für sie, nicht für die anderen, nicht einmal für ihn.

Und trotzdem war da ihre Liebe, roh, ungeschliffen, wie Brot ohne Salz: nicht schön, aber sattmachend. Sie hielt ihn, wenn er schrie, auch wenn sie selbst vor Erschöpfung kaum noch stehen konnte. Sie stellte sich vor ihn, wenn die Leute Steine in den Augen hatten. Sie war sein Schild, auch wenn er wusste, dass das Schild Risse hatte.

Er fing früh an, Dinge zu wissen, die er nicht wissen sollte. Einmal kam ein Mann mit einem lahmen Bein vorbei, der Arzt hatte gesagt, er würde nie wieder laufen. Der Junge sah ihn an und sagte: „In drei Tagen gehst du wieder." Der Mann lachte, ein bitteres Lachen, das nach Bier und Scham roch. Drei Tage später lief er. Nicht gut, nicht schnell, aber er lief. Von da an lachten die Leute nicht mehr über die Worte des Jungen – sie fürchteten sie.

Furcht macht erfinderisch. Manche sagten, er sei ein Zauberer, geboren aus einer Hure und einem Dämon. Andere meinten, er sei der Beweis, dass Gott die Geduld verloren habe. Ein paar klammerten sich an die Vorstellung, er sei bloß ein verrücktes Kind. Verrückte Kinder sind leichter zu ertragen als Propheten.

Doch manchmal, wenn er mit den anderen Kindern spielte – soweit man es Spielen nennen konnte –, rief er Dinge, die niemand verstehen wollte. „Lauf nicht da lang, der Baum fällt!" Und der Baum fiel, kurz darauf. „Deine Kuh wird sterben." Die Kuh starb. Bald wollte keiner mehr mit ihm spielen. Ein Spiel, bei dem jeder Satz wie ein Fluch klang, war kein Spiel.

Seine Mutter merkte, dass er anders war, und versuchte, es zu verbergen. „Sag nichts, wenn du etwas siehst", bat sie. „Schluck es runter."
Er nickte. Aber er war noch ein Kind, und Kinder schlucken nicht so leicht Dinge runter, die größer sind als sie selbst.

Die Träume wurden stärker. Er wachte schweißgebadet auf, sah Bilder, die nicht verschwinden wollten: ein König, der blutüberströmt in einer Halle lag; ein Kreis aus Männern, die Schwerter hoben; ein Mädchen mit Augen so klar wie Glas, das ihn ansah, als würde es ihn verraten. Er verstand die Bilder nicht, aber sie fraßen sich in ihn wie Dornen.

Er erzählte seiner Mutter davon. Sie hielt ihn, wie man ein Tier hält, das im Käfig tobt. „Es sind nur Träume", sagte sie. „Alle träumen."
„Aber ihre Träume sind leer", erwiderte er. „Meine sind voll."

Das Dorf war ein Ort, in dem jeder jeden kannte, und jeder wusste, wer zu viel wusste. Bald flüsterten die Leute nicht mehr nur hinter seinem Rücken, sondern auch vor ihm. „Hexenjunge." „Unheilsbringer." „Das Ding aus dem Nebel."

Einmal, auf dem Marktplatz, stand ein Metzger vor ihm, groß wie ein Baum, mit Händen wie Fleischhaken. Er sagte: „Wenn du so schlau bist, Bastard, sag mir, was ich heute Nacht träumen werde."
Der Junge sah ihn an, sah den Schweiß auf seiner Stirn, den Fleck von Blut auf seiner Schürze, und sagte leise: „Du wirst von deinem Vater träumen. Er wird dich schlagen, wie er es tat, als du ein Kind warst."
Das Lachen des Metzgers gefror, sein Gesicht verzog sich, als hätte man ihm das Messer ins Herz gerammt. Er holte aus, wollte den Jungen schlagen, doch seine Hand zitterte, und er ließ sie sinken. Er drehte sich um und ging.
Seit diesem Tag bekam der Junge weniger offene Beschimpfungen – aber die Blicke wurden kälter.

Manchmal half er seiner Mutter im Wald. Holz sammeln, Kräuter suchen, Beeren pflücken. Sie kannte Pflanzen, die heilten, und Pflanzen, die töteten. Sie zeigte sie ihm, aber er wusste oft schon vorher, welche welche waren. „Wie weißt du das?" fragte sie.
„Sie sagen es mir", antwortete er.
„Wer?"

„Die Pflanzen.“
Sie schüttelte den Kopf, doch ein Teil von ihr glaubte ihm. Ein anderer Teil fürchtete ihn.

Im Wald war der Nebel dichter, lebendiger. Dort hörte er die Stimmen klarer. Manchmal flüsterten sie in Sprachen, die er nicht kannte, aber verstand. Einmal hörte er: *„Der König schläft noch. Doch sein Traum beginnt.“* Er wusste nicht, was es bedeutete. Aber die Stimme war so sicher, dass er sich selbst unsicher fühlte.

Die Krähe, die er im ersten Block gesehen hatte, kehrte oft zurück. Sie war wie ein schwarzer Schatten, der ihn begleitete. Er begann, mit ihr zu reden. „Du bist klüger als die Menschen“, sagte er einmal. „Du hörst zu.“
Die Krähe krächzte, und er schwor, sie hätte genickt.

Seine Mutter fand es unheimlich. „Es ist nur ein Tier.“
„Nein“, sagte er. „Es ist mehr.“
„Mehr was?“
Er lächelte schief. „Mehr als die meisten hier.“

Die Leute mieden ihn, aber sie mieden ihn nicht genug. Man kann einen Brunnen meiden, wenn man Wasser hasst, aber nicht, wenn man durstig ist. Und die Menschen waren durstig nach Antworten. Ab und zu kam jemand heimlich zu ihm. „Wird mein Kind gesund?“ „Finde ich Silber in der Erde?“ „Kommt der Krieg?“

Er antwortete nie direkt. Er sagte Dinge wie: „Das Kind lacht noch, also lebt es.“ Oder: „Die Erde riecht nach Metall, aber nicht nach Silber.“ Oder: „Wenn Männer zu viele Schwerter tragen, bleibt das Feld leer.“
Die Antworten waren rätselhaft genug, dass sie ihn fürchteten, aber klar genug, dass sie ihn brauchten.

Eines Abends saß er mit seiner Mutter am Feuer. Der Rauch zog in Spiralen auf, die Funken stiegen, als wollten sie zu Sternen werden.
„Warum bist du hier?“ fragte sie ihn plötzlich.
„Weil du mich geboren hast.“
„Nein“, flüsterte sie. „Warum *du*?“
Er sah sie an. Seine Augen wirkten älter, als sie hätten sein dürfen. „Weil jemand zuhören musste.“

Sie weinte in dieser Nacht. Leise, so leise, dass er es kaum hörte. Aber er hörte alles.

Der Priester war ein Mann, der aussah, als wäre er mit seinem eigenen Zorn getauft worden. Sein Gesicht war eine Sammlung von Falten, die alle nur eine Richtung kannten: nach unten. Wenn er predigte, sah es aus, als würde er mit Worten Nägel in den Himmel schlagen, nur damit Gott nicht herausfällt.

Er hatte den Jungen schon lange beobachtet. Zuerst mit diesem misstrauischen Blick, den Männer tragen, wenn sie etwas nicht verstehen wollen. Später mit echter Angst. Und irgendwann mit einer Art von Ehrgeiz, die schlimmer war als Angst. Denn wo Furcht schweigt, will Ehrgeiz reden – und reden, bis alle glauben, was er sagt.

„Das Kind ist eine Gefahr“, verkündete er eines Tages vor der ganzen Gemeinde. Sie standen im Kirchhof, die Mauer voller Moos, der Wind trieb graue Wolken über den Himmel. „Er ist das Werkzeug des Feindes. Seine Worte sind Gift. Und wer Gift trinkt, stirbt.“

Die Leute nickten. Manche widerwillig, andere gierig. Es ist immer leichter, auf ein Kind zu zeigen, als auf den Spiegel.

Merlins Mutter stand neben ihm, die Hände krampfhaft ineinander verschränkt. „Er ist nur ein Junge“, sagte sie. „Mein Junge.“
„Dein Junge?“ Der Priester spuckte das Wort aus, als sei es faul. „Dein Junge ist das Kind der Sünde. Geboren aus Unzucht und Lüge. Schon sein Atem ist Blasphemie.“

Merlin schwieg. Er schaute den Priester an. Und während die Menge murmelte, fühlte er, wie etwas in ihm anschwoll. Kein Zorn, kein Hass – eher wie eine Welle, die immer größer wird, bis sie alles überspült. Er sah den Mann, und hinter ihm sah er etwas anderes: Schatten, die sich um seine Gestalt schlängelten, wie Ranken aus Rauch. Sie flüsterten. Nicht für die Menge, nicht für die Mutter – nur für ihn.

„Er lügt.“ Die Stimme war kalt und scharf wie Eis. „Er fürchtet dich, weil er dich nicht versteht.“

Merlin hob den Kopf. „Du hast Angst“, sagte er. Seine Stimme war nicht laut, aber sie schnitt durch das Murmeln wie ein Messer durch Brot.
Der Priester blinzelte. „Was?“
„Du träumst“, fuhr Merlin fort. „Du träumst von Feuer, das dich verschlingt. Von einer Hand, die dich packt. Jede Nacht schreist du, aber niemand hört dich. Du wachst auf und tust so, als sei nichts. Aber dein Herz schlägt, als wolle es dir entkommen.“

Stille. Kein Atemzug, kein Rascheln. Nur der Wind, der über die Steine strich. Der Priester starrte ihn an, als hätte ihm jemand die Kehle geöffnet.

„Woher…“ begann er, dann brach er ab. Seine Hände zitterten. Er machte ein Zeichen des Kreuzes, hastig, als könnte es ein Netz sein, das ihn vor dem Fallen bewahrt. „Hexerei!“ rief er schließlich. „Er ist besessen! Seht ihr nicht?“

Die Menge begann zu flüstern. Aber das Flüstern war nicht mehr eindeutig. Manche Stimmen klangen ängstlich, andere zweifelnd. Und das war schlimmer als Angst. Zweifel ist ein Loch im Damm, durch das irgendwann die Flut kommt.

Der Priester ließ nicht locker. Am nächsten Tag kam er zur Hütte. Er brachte Weihwasser, Kerzen, ein Kreuz so groß, dass es aussah, als wollte er einen ganzen Wald vertreiben. „Das Kind muss gereinigt werden“, sagte er.
Die Mutter stellte sich vor die Tür. „Er ist rein. Reiner, als du jemals sein wirst.“
Die Worte fielen wie Steine. Man konnte sehen, wie sie ihn trafen. Aber er wich nicht zurück. „Du wirst es bereuen, Frau. Wenn du ihn nicht gibst, wird er dich mit in den Abgrund ziehen.“

Sie antwortete nicht. Sie wusste, dass Worte jetzt nur Öl ins Feuer gießen würden. Aber Merlin stand hinter ihr, hörte jedes Wort, und etwas in ihm brannte. Nicht Wut – eher Klarheit. Wie wenn man plötzlich merkt, dass ein Spiel schon entschieden ist, lange bevor es angefangen hat.

In der Nacht hatte er wieder einen Traum. Er sah den Priester, kniend, das Gesicht zum Himmel, die Hände voller Blut. Er sah Flammen, die aus seinen Augen stiegen, und hörte Schreie – nicht seine eigenen, sondern Schreie, die durch ihn hindurchgingen. Und dann sah er sich selbst, ein Kind mit Augen, die älter waren als Berge, und eine Stimme, die sagte: *„Du bist zwischen den Welten. Du bist weder ihrs noch seins."*

Er wachte auf, das Herz hämmerte. Der Nebel lag dicht, und er schwor, er sah darin Bewegungen – als liefen Gestalten knapp außerhalb seines Blickfeldes. Er hörte Flüstern. „Bald." „Der Kreis schließt sich." „Wähle."

Am Morgen stand der Priester wieder da. Diesmal hatte er Leute mitgebracht – Männer mit Stöcken, Frauen mit steinernen Gesichtern. „Wir müssen ihn bannen", sagte er. „Sonst geht er uns alle zugrunde."
Die Mutter hielt den Jungen an der Hand. „Ihr versteht nicht."
„Nein", sagte der Priester. „Du verstehst nicht."

Sie drängten in die Hütte. Zündeten Kerzen an, murmelten Gebete. Der Rauch vom Weihrauch kroch wie eine zweite Haut über die Wände. Der Junge saß still, spürte, wie die Worte wie Pfeile auf ihn niederregneten. Aber sie drangen nicht ein. Sie prallten ab. Und je mehr sie prallten, desto mehr fühlte er die andere Seite – die Stimmen, die ihn riefen.

„Du bist kein Gefangener", flüsterten sie. „Du bist die Tür."

Er schloss die Augen. Die Stimmen der Dorfbewohner verklangen, der Rauch wurde dichter, und plötzlich war er woanders. Nicht in der Hütte, sondern in einem Raum ohne Boden, ohne Decke, nur Nebel. Vor ihm standen Gestalten – manche mit Gesichtern, manche ohne. Eine sprach: „Du bist der Erste und der Letzte. Das Kind und der Alte. Die Brücke."

Dann riss ihn ein Schrei zurück. Seine Mutter hatte den Priester gestoßen, der zu nahe gekommen war. „Genug!" rief sie. „Ihr macht ihn nur stärker!"

Die Leute wichen zurück. Manche murmelten ein Kreuz, andere starrten ihn an, als sei er ein Feuer, das gleich über sie springt. Der Priester rang nach Luft. „Er ist ein Werkzeug", keuchte er. „Ein Werkzeug der Dunkelheit."

Merlin öffnete die Augen. Sie waren schwarz, sagten später manche. Andere schworen, sie seien golden gewesen. Vielleicht waren sie beides. Er sah den Priester an und sprach leise: „Nein. Ich bin ein Werkzeug. Aber nicht deins."

Die Menge verließ die Hütte, verwirrt, ängstlich, murmelnd. Der Priester ging zuletzt, das Kreuz fester denn je in seiner Faust. Er würde wiederkommen, das wussten sie alle. Aber für diesen Abend war die Schlacht geschlagen.

Die Mutter nahm ihren Sohn in die Arme, zitternd, als hätte sie selbst einen Dämon gesehen.
„Warum hast du das gesagt?"
Er sah sie an. „Weil es wahr ist."
„Und was bist du für ein Werkzeug?"
„Das weiß ich noch nicht", flüsterte er. „Aber sie wissen es auch nicht. Und das macht ihnen Angst."

Draußen zog der Nebel dichter auf, und im Grau hörte er die Krähe krächzen. Es klang wie ein Lachen.

Der Frühling kam nicht wirklich, er stolperte bloß ins Dorf wie ein Betrunkener, der den Weg nicht findet. Die Felder waren noch feucht, das Korn wollte nicht wachsen, und die Leute wurden dünnhäutiger, als hätte der Winter ihnen die Haut abgezogen und sie nackt zurückgelassen.

Merlin saß oft am Rand des Dorfplatzes, auf dem umgestürzten Karrenrad, das niemand reparierte. Er beobachtete die Leute: den Schmied, der hämmerte, als könne er damit die Armut erschlagen; die Frauen, die ihre Tücher enger zogen, als wäre es ein Schutzschild; die Kinder, die spielten, als wüssten sie noch nicht, dass man ihnen die Spiele bald verbieten würde.

An diesem Tag herrschte Unruhe. Ein Bauer hatte berichtet, dass der Himmel seltsam ausgesehen hatte – grünlich, mit einem Zucken, als würde er bluten. Die Leute sprachen von Omen, von Strafen, von Pest. Der Priester griff die Gelegenheit sofort auf. „Das ist das Werk des Jungen!“ rief er. „Solange er unter uns ist, wird der Himmel Zeichen senden, die uns zerstören.“

Die Menge nickte. Angst nickt immer.

Merlin stand auf. Er wusste nicht, warum. Seine Beine trugen ihn auf den Platz, in die Mitte der Menschen. Er spürte ihre Blicke wie Steine auf seiner Haut. Der Priester trat einen Schritt zurück, überrascht, dass das Kind den Mut hatte, ihm entgegenzutreten.

Merlin hob die Hand. „Es ist nicht der Himmel, der euch straft.“ Seine Stimme war klar, erstaunlich ruhig für einen Jungen. „Es ist das Feuer, das ihr selbst entzündet.“

Die Leute lachten unsicher. „Was weiß er schon?“ murmelte jemand.

Merlin schloss die Augen. Er sah Bilder, so schnell, dass sie wie Blitze waren: Rauch, Flammen, Schreie. Er öffnete die Augen wieder. „Heute Nacht wird ein Haus brennen. Ein Haus nahe dem Fluss. Ein Mann wird darin sterben. Niemand wird ihn retten.“

Stille. Worte, die wie Steine fallen. Ein paar lachten wieder, diesmal härter, weil Lachen ein billiges Schild ist. „So ein Unsinn“, sagte einer. „Warum sollte ein Haus brennen? Es regnet seit Wochen.“

Doch in den Gesichtern sah man das andere: Zweifel, Furcht, die Frage, ob sie es wagen sollten, die Nacht abzuwarten.

Die Mutter packte ihn am Arm, zog ihn fort. „Warum hast du das gesagt?“
„Weil es wahr ist.“
„Und wenn es nicht wahr ist?“
„Dann bin ich ein Narr. Aber ich bin keiner.“

Sie starrte ihn an, als hätte er sich selbst ein Urteil gesprochen.

Die Nacht kam. Der Regen hörte auf, der Wind drehte. Das Dorf lag im Schweigen, wie ein Tier, das sich unter der Decke versteckt. Dann, kurz nach Mitternacht, ein Schrei. Dann ein zweiter. Dann der Rauch.

Ein Haus am Fluss stand in Flammen. Die Leute rannten, schleppten Wasser, riefen, schrien, weinten. Aber es half nichts. Das Feuer fraß das Holz, biss in die Balken, leckte an den Dächern. Einer der Männer kam nicht mehr heraus. Sie fanden seine Leiche am Morgen, schwarz wie verbrannte Erde.

Und alle erinnerten sich an die Worte des Jungen.

Am nächsten Tag war das Dorf nicht mehr dasselbe. Sie sahen ihn an, als sei er selbst das Feuer gewesen. Manche wichen zurück, wenn er kam, als fürchteten sie, sein Blick könne sie anzünden. Andere starrten ihn an, als wollten sie Antworten aus ihm herauspressen.

Der Priester hatte seine Erklärung bereit. „Seht ihr? Er hat es gewusst, weil er es getan hat! Ein Dämon in Kinderhaut. Er hat das Feuer gebracht."

Merlins Mutter schrie ihn an. „Du weißt, dass das nicht wahr ist!" Aber ihre Stimme klang schwach, verloren gegen das Gemurmel der Menge.

Merlin selbst schwieg. Er stand einfach da, inmitten der Leute, und seine Augen waren dunkel. Schließlich sagte er leise: „Ich habe es nicht getan. Ich habe es gesehen."
„Das ist dasselbe!" rief der Priester.
„Nein", erwiderte Merlin. „Wenn du im Regen nass wirst, bist du dann der Regen?"

Die Worte hingen schwer in der Luft. Manche nickten, unsicher. Andere verzogen das Gesicht, als hätte er ihnen etwas Giftiges ins Ohr geflüstert.

Später, als er allein war, kam die Krähe. Sie setzte sich neben ihn auf den Zaunpfahl, krächzte einmal, als würde sie lachen. „Ich habe es gesehen, bevor es geschah", murmelte er. „Warum ich?"
Die Krähe schwieg. Schweigen war ihre Spezialität.

Er legte den Kopf in die Hände. Zum ersten Mal spürte er wirklich das Gewicht der Dinge, die er wusste. Es war kein Geschenk. Es war ein Stein. Und er trug ihn allein.

Die Dorfbewohner begannen, ihn heimlich aufzusuchen. Ein Mann fragte: „Wann sterbe ich?" Eine Frau: „Bekomme ich noch ein Kind?" Ein Junge: „Werde ich je ein Schwert tragen?"

Merlin gab Antworten, die keine Antworten waren. „Du stirbst, wenn dein Atem nicht mehr reicht." – „Dein Schoß ist eine Tür, aber ob jemand hindurchgeht, weiß ich nicht." – „Ein Schwert wird dich finden, ob du es willst oder nicht."

Sie gingen davon, verstört, verängstigt, hungrig nach mehr.

Der Priester aber schwor, ihn loszuwerden. „Wir müssen ihn austreiben, ehe er uns alle verbrennt." Er sprach von Bannungen, von Exorzismen, von Steinigung. Seine Worte wurden härter, je mehr die Leute heimlich zu Merlin gingen.

Merlin wusste, dass es nicht ewig so weitergehen konnte. Er spürte den Nebel um sich dichter werden, schwerer, voller Stimmen. Manchmal hörte er sie flüstern: *„Du bist unser." – „Nein, du bist frei." – „Du wirst den König machen." – „Du wirst den König zerstören."*

Er wusste nicht, welche Stimme recht hatte. Vielleicht hatten sie es alle.

Und so begann der Junge aus dem Nebel, zu verstehen, dass er nicht nur zwischen den Welten stand – sondern dass beide Welten an ihm zerrten. Und dass jede Prophezeiung, die er aussprach, nicht nur ein Spiegel war, sondern auch ein Messer.

Der Tod im Fluss-Haus war wie ein Riss im Holz: klein am Anfang, aber er lief tiefer und tiefer. Die Leute konnten den Riss nicht mehr übersehen, und jeder wusste, dass er irgendwann das ganze Gebälk sprengen würde. Es dauerte nicht lange, bis der Priester die Axt ansetzte.

„Das Kind ist ein Fluch", donnerte er in der Kirche. „Wir müssen ihn reinigen, oder wir alle verfaulen an seiner Sünde." Seine Stimme hallte von den Steinen wider, als hätten sie schon zu oft denselben Satz gehört.

Die Menschen nickten. Angst nickt immer, selbst wenn sie nicht versteht, warum. Einer murmelte: „Er wusste es vorher." Ein anderer: „Vielleicht hat er's gemacht." Und schon war es beschlossen: Am nächsten Vollmond würden sie den Jungen bannen.

Die Mutter erfuhr es von einer Nachbarin, die so tat, als sei es Mitleid, was sie verriet. „Es ist zu deinem Besten", sagte sie mit diesem Tonfall, der schlimmer war als offener Hass. „Wenn er gereinigt wird, hat er vielleicht eine Zukunft."

Die Mutter weinte nicht. Sie hatte schon zu oft geweint. Stattdessen packte sie Merlin am Arm. „Du darfst nicht hingehen."
Er sah sie an. „Wenn ich nicht hingehe, holen sie mich."
„Dann lauf!"
„Wohin?" Er lächelte schief. „Der Nebel läuft nicht. Er bleibt."

Am Abend des Vollmonds brannten Fackeln auf dem Dorfplatz. Die Flammen rissen Schatten an die Häuser, die größer waren als die Menschen selbst. Es sah aus, als hätten die Hütten endlich ihre inneren Dämonen nach außen geworfen.

Merlin stand in der Mitte. Barfuß, das Hemd zu dünn, der Nebel um seine Beine. Der Priester hielt das Kreuz hoch, die Lippen voller Gebete. „Im Namen des Höchsten, verlasse diesen Körper!" rief er.

Die Menge murmelte mit. Manche sprachen ernsthaft, andere mit halben Lippen, weil man mitsprechen muss, wenn man nicht auffallen will.

Merlin spürte den Rauch der Fackeln, das Flüstern der Stimmen, das Gewicht der Blicke. Und dann spürte er etwas anderes: den Nebel, wie er sich um ihn legte, dichter, wärmer, fast lebendig. Er hörte ihn atmen.

„Verlasse ihn!" rief der Priester. Er sprengte Weihwasser in seine Richtung. Die Tropfen prickelten auf seiner Haut, als wären sie glühend. Merlin kniff die Augen zu. Hinter den Lidern sah er das andere Reich: Gestalten aus Rauch, Hände, die sich nach ihm ausstreckten.

„Du bist unser“, sagten sie. „Lass los.“

Er schüttelte den Kopf. „Ich gehöre niemandem.“

„Dann gehst du zugrunde.“

Er öffnete die Augen. Die Menge starrte ihn an. Ein Mann trat vor, hob den Stock. „Wenn das nicht wirkt, schlagen wir den Dämon aus ihm!“

Der Stock sauste herab.

In diesem Moment geschah es. Der Nebel bewegte sich. Nicht wie gewöhnlich, nicht wie ein Wetter. Er schnellte hoch, dick, weiß, und riss den Mann zurück, als hätte er eine Wand getroffen. Die Menge schrie. Fackeln flackerten, als wehte ein Wind, den niemand spürte – außer Merlin.

Er stand da, hob die Hand. Der Nebel gehorchte. Er formte sich zu Schwaden, die Gesichter nachbildeten, Augen ohne Pupillen, Münder ohne Worte. Die Leute stolperten zurück.

„Seht ihr?“ kreischte der Priester. „Hexerei!“
Aber seine Stimme zitterte.

Merlin spürte die Kraft. Sie war roh, ungezähmt, gefährlich – wie ein Tier, das zum ersten Mal die Leine sprengt. Er wusste, er durfte es nicht verlieren. Er sprach, leise, aber jeder hörte es: „Wenn ihr mich verletzt, verletzt ihr euch selbst. Der Nebel sieht alles. Er vergisst nichts.“

Die Menge wich zurück. Furcht hatte plötzlich Beine.

Nur der Priester stand noch da, das Kreuz erhoben, die Lippen blutig gebissen. „Du bist eine Täuschung. Ein Werkzeug der Hölle.“
Merlin sah ihn an. „Und du bist ein Mann, der Gott zu oft benutzt hat wie einen Hammer. Du schlägst, weil du Angst hast, dass jemand dich zerbricht.“

Der Priester taumelte zurück. Die Worte trafen ihn härter als jede Faust.

Die Mutter rannte zu Merlin, packte ihn an den Schultern. „Genug!“ rief sie. „Es reicht!“ Ihre Augen waren voller Angst – nicht vor dem Dorf, sondern vor ihrem eigenen Sohn.

Merlin ließ die Hand sinken. Der Nebel löste sich, zischte zurück wie Wasser in eine Rinne. Die Gesichter verschwanden, die Schatten glätteten sich. Nur die Stille blieb, schwer, klebrig, voller Fragen.

Die Menge floh. Erst einzelne, dann alle. Der Platz leerte sich, als hätte jemand ein unsichtbares Tor geöffnet. Nur der Priester blieb, keuchend, und starrte den Jungen an, als sei er die Antwort auf eine Frage, die er nie stellen wollte.

„Dies ist nicht vorbei“, flüsterte er. „Es beginnt erst.“ Dann wandte er sich ab und verschwand in der Dunkelheit.

Merlin stand da, die Beine zitterten. Er hatte das Gefühl, er würde gleich zusammenbrechen. Aber er tat es nicht. Er schaute zum Himmel, wo der Mond hing, blass, kalt, gleichgültig. Und er dachte: *Ich bin nicht ihrs. Ich bin nicht seins. Ich bin etwas dazwischen.*

Seine Mutter nahm ihn in die Arme. Sie war kalt, und doch brannte ihre Nähe. „Mein Junge", sagte sie, „was bist du?"
Er legte die Stirn an ihre Schulter. „Ich weiß es nicht", flüsterte er. „Aber sie werden mich nie vergessen."

Und irgendwo, hoch über dem Platz, krächzte die Krähe. Laut, scharf, wie ein Lachen – oder wie ein Urteil.

Seit jener Nacht, als der Nebel Gesichter hatte, war nichts mehr wie zuvor. Man sprach kaum noch mit ihm, aber man sprach über ihn – und zwar immer. Auf dem Feld, am Brunnen, in der Kirche. Er war der Name, der in jedem Mund lag, ob als Fluch oder als Hoffnung.

Tagsüber gingen die Leute ihm aus dem Weg. Sie wechselten die Straßenseite, wenn er kam. Mütter zogen ihre Kinder hinter sich, als könnte sein Blick sie verderben. Die Männer spuckten, nicht direkt vor ihm, aber nah genug, dass er den Schleim sah. Und der Priester predigte lauter denn je, als könnte Lärm die Angst zudecken.

Doch nachts, wenn die Schatten länger waren und die Angst vor den eigenen Träumen größer als die Angst vor dem Jungen, kamen sie zu seiner Hütte. Leise, geduckt, wie Diebe.

Eine Frau kam zuerst. Ihr Kind hustete seit Wochen, die Ärzte nannten es Schwäche der Lunge. „Kannst du ihm helfen?" fragte sie, die Hände zitterten. „Sag mir nur, ob er lebt oder stirbt."
Merlin sah den Jungen an. Er atmete flach, die Lippen blau, aber in den Augen war noch Feuer. „Er lebt noch", sagte Merlin. „Aber er wird immer husten."
Die Frau schluchzte. „Also stirbt er?"
„Alle sterben", erwiderte Merlin ruhig. „Aber noch nicht jetzt."

Sie ging, verwirrt, unzufrieden, dankbar, alles zugleich.

Dann kam ein Bauer. „Sag mir, wie die Ernte wird."
Merlin roch den Mann, nach Schweiß, Erde, Angst. Er schloss die Augen, hörte den Nebel rauschen. „Das Korn wird knien, bevor es reif ist. Die Halme fallen, aber die Rüben überleben."
Der Bauer nickte langsam. „Dann grabe ich Rüben."
„Grabe tief", murmelte Merlin. „Manchmal liegt mehr unter der Erde, als man glaubt."

So ging es weiter. Ein alter Mann kam, der den Tod schon in den Knochen trug. „Wann hole ich Luft zum letzten Mal?"
Merlin schüttelte den Kopf. „Wenn der Regen in dein Haus kommt und nicht mehr hinausgeht."
Der Alte nickte, lächelte sogar, als hätte er endlich eine Einladung bekommen.

Manche gingen beruhigt, andere erschrocken. Aber keiner vergaß seine Worte. Sie brannten sich ein, wie Glut, die unter Asche liegt.

Der Priester bekam Wind davon. Er tobte. „Ihr füttert den Dämon!“ schrie er. „Ihr holt euch den Tod ins Haus, wenn ihr seine Stimme an euer Ohr lasst.“
Aber seine Worte wirkten nicht mehr wie früher. Denn die Leute hatten gemerkt: Der Junge lag nicht immer falsch. Und Angst ist groß, aber Hunger ist größer, Krankheit lauter, Verzweiflung dringlicher.

Merlin selbst fühlte sich leer. Jeder Besuch nahm etwas aus ihm heraus. Er sah Bilder, hörte Stimmen, schmeckte Blut auf der Zunge, ohne zu wissen, wessen Blut es war. Danach zitterten seine Hände, und er musste sich auf den Boden legen, damit der Raum nicht schwankte.

Seine Mutter sah es. „Sie fressen dich auf“, flüsterte sie. „Sie nehmen dich Stück für Stück.“
„Vielleicht bin ich dafür da.“
„Nein“, sagte sie hart. „Du bist mein Kind. Kein Werkzeug, kein Opfer.“
Er sah sie an, lächelte müde. „Ich bin beides.“

Eines Nachts kam ein Mann, den niemand erwartet hätte: der Schmied. Groß, schwer, mit einem Gesicht wie gehämmertes Eisen. Er hatte nie ein gutes Wort für den Jungen gehabt. Doch nun stand er da, die Mütze in der Hand. „Mein Bruder ist fort“, sagte er. „Seit drei Tagen. Niemand hat ihn gesehen. Sag mir, wo er ist.“

Merlin schwieg. Er wollte nicht. Aber die Augen des Schmieds waren wie Löcher, in denen Verzweiflung brannte. Also schloss er die eigenen.

Der Nebel war sofort da. Dicht, schwer, kalt. Er hörte Schritte, sah einen Wald, hörte ein Knacken, als Holz brach. Dann Blut, dunkles, schweres Blut. Und eine Gestalt, reglos am Boden.

Er öffnete die Augen. „Dein Bruder liegt im Wald, nahe der großen Eiche. Ein Ast hat ihn erschlagen.“

Der Schmied starrte ihn an. „Du lügst.“
„Dann geh und sieh.“

Am nächsten Morgen fand man den Bruder. Genau dort, wie Merlin gesagt hatte.

Von diesem Tag an flüsterte das Dorf noch mehr. Manche nannten ihn Seher, andere Hexer. Manche wollten ihn steinigen, andere verehrten ihn. Aber keiner konnte mehr so tun, als sei er bloß ein Kind.

In der Nacht danach saß Merlin draußen. Der Nebel hing tief, schwer, wie eine Decke, die die Welt erstickte. Er fühlte, wie er ihn umschloss, wie ein Freund, wie ein Feind, wie etwas, das weder das eine noch das andere war.

„Warum ich?“ fragte er ins Grau. „Warum immer ich?“

Die Krähe antwortete mit einem krächzenden Laut, der wie ein Husten klang. Dann flatterte sie davon.

Und im Nebel hörte er wieder Stimmen. „Weil du zwischen uns stehst. Weil du der Riss bist. Weil ohne dich die beiden Welten nicht reden.“

Er schloss die Augen. „Und was, wenn ich nicht reden will?“
„Dann wirst du schreien müssen.“

Er fror, obwohl es nicht kalt war.

Am Morgen stand er auf dem Platz, und die Leute mieden ihn wie immer. Doch eine Frau trat vor, mit zitternden Händen. „Sag mir, Junge, wird mein Mann zurückkehren? Er ist im Krieg.“

Merlin schaute sie lange an. Dann nickte er. „Er kehrt zurück. Aber er bringt die Nacht mit sich.“
Die Frau weinte. Sie wusste, es war eine Antwort, die schlimmer war als keine.

Und so begann Merlin, nicht nur Visionen zu haben, sondern sie auch als Waffe und als Werkzeug einzusetzen – mal, um den Leuten zu helfen, mal, um ihnen ihre eigene Angst vorzuführen. Er spürte, dass jedes Wort ein Stein war, den er in den See warf. Und jeder Stein zog Kreise.

Seine erste bewusste Prophezeiung für andere hatte ihn endgültig verändert. Er war kein Kind mehr. Er war ein Spiegel. Und niemand mochte, was er darin sah.

Der Morgen, an dem alles kippte, roch nach nassem Stroh und verbranntem Fett. Ein Geruch, der von Arbeit erzählt, aber auch vom Versagen. Die Hühner hackten nervös in den Matsch, als wüssten sie etwas, das wir anderen nicht begriffen. Der Nebel hing tiefer als sonst, so tief, dass man meinen konnte, jemand habe die Welt einen Spalt nach unten geschoben, damit sie nicht mehr so viel sieht.

Merlin wachte vor seiner Mutter auf. In der Nacht hatte er geträumt, dass der Himmel aufgerissen wurde, nicht von Licht, sondern von Stille. Aus der Stille fiel ein einziger Tropfen. Er hörte ihn, bevor er ihn sah. *Tok.* Auf Stein. Und jeder wusste: Wenn die Stille tropft, geht etwas zu Ende. Er stand auf, setzte die Füße in das kalte Dunkel und war plötzlich wach wie nach einem Schlag.

Am Brunnen hatte sich eine Gruppe versammelt. Sie standen enger als sonst, als müssten sie sich gegenseitig festhalten, um nicht in ein Loch zu fallen, das niemand sehen wollte. In ihrer Mitte lag ein kleines Bündel Stoff. Die Mutter davor. Sie hielt nicht das Bündel, sondern die Luft. So sah es aus. Als würde sie versuchen, die Welt davon abzuhalten, weiterzuatmen.

Das Kind der Frau, die nachts als Erste gekommen war, war gestorben. Nicht laut, nicht dramatisch. Es hatte einfach aufgehört, sich zu bemühen. Manchmal tut der Tod nicht weh; er ist eher wie ein Kellner, der die Hand auf deine Schulter legt, um dich freundlich zu erinnern, dass andere auf den Tisch warten.

„Er sagte, er lebt noch“, zischte jemand.
„Er lebt *noch*“, korrigierte ein anderer. „Das ‚noch‘ hat er gesagt.“
„Er hat gelogen“, sagte eine dritte Stimme, müde vor Wut. Wut macht müde, wenn sie ehrlich ist.

Der Priester trat vor. Er trug das Kreuz wie ein Urteil. „Ich habe euch gewarnt. Der Dämon hat uns die Hoffnung mit Honig eingerieben, damit sie besser klebt. Und nun klebt sie uns im Hals und wir ersticken daran.“

Merlin stand nur da. Er sah die Frau nicht an; er wusste, dass Blicke schneiden können. Seine Mutter wollte ihn zurückziehen, aber er blieb. In ihm arbeitete ein kleines, hartes Zahnrad, das sich schon die ganze Nacht gedreht hatte. *Wenn ich schweige, bin ich schuldig. Wenn ich spreche, auch.*

Der Priester zeigte auf ihn. „Heute endet es. Wir schicken ihn dorthin zurück, woher er gekommen ist."
„Und wo ist das?" fragte Merlin. Die Stimme ruhig, erschöpft vom Ruhigsein.
„Zur Hölle", sagte der Priester. „Oder in den Nebel. Das ist dasselbe."

Da lachte Merlin. Kein schönes Lachen. Ein kurzes, trockenes, wie wenn man ein altes Brot bricht. „Du kennst weder die Hölle, noch den Nebel. Du kennst nur deine Angst."
Ein Raunen. Raunen sind die kleinen Erdbeben vor dem großen.

Der Schmied trat neben den Priester. Eigenartig, dachte Merlin, derselbe Mann, der mit gesenktem Kopf vor meiner Hütte stand. Jetzt war seine Stirn blank wie ein Schild. „Genug geredet", sagte er. „Wir sind ein Dorf. Wir schützen unser eigenes." Er sah nicht zu Merlin. Er sah durch ihn hindurch, als wäre er Dunst. Vielleicht war er das.

Die Steine kamen nicht fliegend; sie kamen zögernd, wie Entschuldigungen. Einer prallte am Boden ab, ein anderer traf ihn an der Schulter. Schmerz ist ehrlich, dachte er. Er schmeckt immer gleich. Eisen, Salz, Zeit.

„Hört auf", sagte die Mutter. Ihre Stimme war heiser von all den Nächten, die sie gegen Stille verteidigt hatte. „Er ist euer Kind, ob ihr wollt oder nicht. Euer Spiegel."
„Wir wollen nicht", antwortete eine Frau. Ehrlicher konnte man es nicht sagen.

Merlin hob die Hand. Nicht, um zu bitten. Um zu messen. Der Nebel kam zu ihm wie ein Hund, der nicht weiß, ob er spielen oder beißen soll. „Nein", flüsterte er. Er meinte den Nebel. Er meinte auch sich. *Nein, nicht heute.*

Der Priester bemerkte das Zucken der Luft. „Seht! Er ruft seine Geister."
„Ich rufe gar nichts", sagte Merlin. „Ich höre zu."
„Dann hör dies", schrie der Priester, und die Worte kamen wie Nägel: „Du bist nicht von uns. Du gehst."

Das Dorf machte Platz, als sei schon entschieden, in welche Richtung das Exil liegt. Aber Richtungen sind trügerisch, wenn der Nebel sie frisst. Merlin spürte ein Schwindeln, als stehe er auf einer dünnen Planke zwischen zwei Gräben. In dem einen lag das Dorf mit seinem Brot, seinem Dreck, seinem Lärm. Im anderen lag etwas, das kein Brot hatte, keinen Dreck und keinen Lärm – nur das Gewicht von Möglichkeiten.

Er ging zum Bündel am Brunnen. Kauerte sich hin, legte die Hand nicht *auf*, sondern neben das Tuch. „Es tut mir leid", sagte er leise. Die Frau nickte nicht. Es gibt Sätze, die keinen Ort finden, um anzukommen. Sie bleiben in der Luft hängen und werden zu Wetter.

„Sag uns, warum", fauchte jemand.
„Weil Lungen klein sind", antwortete Merlin, „und die Welt groß. Weil Wasser schwer ist. Weil manche Türen nicht aufgehen. Weil das kein Gericht ist, sondern eine Regel."
„Du redest in Rätseln!"
„Weil es keine Antworten gibt." Er blickte auf. „Nur Kosten und Wege."

Der Schmied hob den Arm. „Geh“, sagte er. Nicht brutal. Eher wie jemand, der einen Nagel einschlägt, der schon vorher da war.

Merlins Mutter stellte sich vor ihn. „Er geht nicht allein.“
Er legte die Hand auf ihre Schulter. „Doch“, sagte er. „Ich gehe allein.“ Die Worte schmeckten nach Blut. „Wenn ich bleibe, zerreiße ich dich. Und wenn ich dich zerreiße, zerreiße ich mich.“

Sie schüttelte den Kopf, aber in ihren Augen lag diese resignierte Weisheit, die Mütter manchmal haben: dass man Kinder nicht behält, man hält sie nur eine Weile fest, damit sie später nicht zu lange fallen. „Wohin?“ flüsterte sie.
„Dorthin, wo die Stimmen nicht flüstern, sondern sprechen. Dort, wo die Steine antworten.“
„Steine antworten nicht.“
„Diese schon.“

Er trat zurück, sah ein letztes Mal über den Platz. Die Häuser standen da, als hätten sie in der Nacht die Stirn gerunzelt und vergessen, sie morgens wieder zu glätten. Der Priester machte ein Zeichen in die Luft, so geübt, dass es nichts mehr bedeutete. Der Schmied ließ den Arm sinken. Die Krähe saß auf dem Giebel der Schmiede und sah aus wie ein schlechtes Omen, das seinen Job zu ernst nahm.

„Wenn ich gehe,“ sagte Merlin, „nehmt eure Fackeln mit ins Bett. Sonst bringt ihr euch noch um.“
„Drohst du uns?“
„Ich erinnere euch. Daran, dass Feuer warm ist, bis es brennt.“

Er drehte sich um und ging. Niemand hielt ihn auf. Es gibt Abschiede, die man nicht unterbricht, weil man ahnt, dass jede Hand, die nach ihnen greift, weniger zurückbekommt, als sie ausstreckt. Die Mutter folgte ihm bis zum Rand des Dorfes. Dort blieb sie stehen.
„Wenn du etwas brauchst“, begann sie.
„Ich brauche, dass du lebst“, sagte er. „Und dass du dich nicht kleiner machst, als du bist.“
Sie nickte. Es war ein Nicken, das die Knochen kostete. Sie legte ihm ein Bündel in die Hand – Brot, ein Messer, ein Stück Tuch. Liebe, komprimiert auf Dinge. „Und…“ Sie stockte.
„Und vergiss nicht, wer dich beim Namen rief.“
„Wer war das?“
„Ich“, sagte sie. „Als du das erste Mal schriest.“

Er lächelte. Ein Lächeln, das mehr dankte, als es zeigte. Dann ging er in den Wald.

Der Nebel nahm ihn auf, nicht wie ein Mund, der verschlingt, sondern wie ein Raum, der Platz macht. Bäume traten näher und wichen zurück, als überlegten sie gemeinsam, ob das hier eine gute Idee sei. Irgendwo vorne klapperte Wasser über Steine. Ein Bach, dachte er. Bäche sprechen leiser als Flüsse, aber ehrlicher.

Jeder Schritt wurde leichter und schwerer zugleich. Leichter, weil die Blicke hinter ihm verschwanden. Schwerer, weil jeder Baum ein Versprechen war, das eingelöst werden wollte. *Du gehst, also wirst du.* So flüsterten die Stämme.

Er blieb an einer Lichtung stehen, wo der Nebel dünner wurde und das Moos die Geräusche schluckte. Setzte sich auf einen Stein, legte die Hand in das feuchte Grün. Es pulsierte.

Vielleicht bildete er sich das ein. Vielleicht auch nicht. Ein Wind fuhr durch die Kronen, und die Welt machte das Geräusch, das sie macht, wenn sie sich streckt.

„Also gut“, sagte er in die Luft. „Ich bin der Riss. Kommt. Redet.“

Es dauerte einen Augenblick. Dann antwortete es. Nicht mit einer Stimme, sondern mit vielen, die sich zu einer einzigen Legung verdrehten, wie Fäden, die plötzlich Seil werden. Er sah Bilder: einen Kreis aus Steinen, die den Mond schlucken; ein Schwert, das nicht gezogen werden will, bis es muss; eine Frau, deren Blick eine Wunde ist; ein König, der nur im Fallen groß ist.

„Dort“, flüsterte es. Nicht als Befehl. Als Einladung. *Dort.*

Er stand auf. Richtete das Bündel. Fühlte, wie etwas in ihm einrastete, wie eine Axt in einer Kerbe. Kein Plan. Nur Richtung. Manchmal ist das genug.

Als er den letzten Blick zurückwarf, war das Dorf nur noch Struktur: Dächer, Rauch, eine kleine Bewegung am Rand, die seine Mutter sein konnte oder ein Tier oder der Schatten einer Entscheidung. Er hob die Hand. Nicht zum Gruß. Zum Schwur. „Ich komme nicht zurück“, sagte er. „Ich komme erst an.“

Die Krähe flog über ihn hinweg, ließ einen Ruf fallen, der wie ein Lachen klang, das sich nicht entscheiden wollte, ob es freundlich ist. Er nickte ihr zu. „Du kommst mit?“
Sie setzte sich auf einen Ast, als antwortete sie: *Ich war schon da, bevor du losgingst.*

Er trat tiefer in den Wald. Der Nebel öffnete einen Gang, schloss ihn wieder, öffnete ihn erneut, wie ein Atem. Und in diesem Atem ging der Junge aus dem Nebel fort – weg vom Dorf, weg von seinen Namen, hinein in eine Welt, die ihn nicht wollte und doch auf ihn wartete.

Als die Nacht fiel, funkelten die wenigen Sterne wie Nägel in einer sehr großen, sehr alten Tafel. Und irgendwo, weit weg, stand ein Kreis aus Steinen und hielt den Mond fest. Der Weg dorthin war lang. Aber der Riss war bereits da. In ihm. Zwischen allem. Und er wusste plötzlich: Es ist nicht der Nebel, der mich birgt. Ich bin der, der ihn hält.

Stimmen der Wälder

Der Wald nahm ihn nicht auf, als wäre er ein verlorener Sohn. Er schluckte ihn wie einen Stein. Es war nicht warm und nicht freundlich, es war einfach groß. Groß genug, dass man sich darin klein fühlte, und klein genug, dass man überall mit der Schulter an etwas stieß, das man nicht benennen konnte. Das Moos war nass, die Rinde rau, die Luft roch nach Erde und Eisen. Irgendwo knackte es, immer knackte irgendwo etwas. Der Wald ist Meister im Stückeln von Geräuschen. Er gibt dir nie das ganze Bild, nur Splitter. Und aus Splittern schneidet man sich.

Merlin lief nicht schnell. Schnelle Schritte sind für Leute, die wissen, wohin. Er kannte nur eine Richtung – weg – und das war keine Karte. Die Krähe flog voraus, machte ein paar Kreise, ließ einen Ton fallen, der irgendwo zwischen Spott und Rat lag. „Ich weiß“, murmelte

er, „ich schaue, wohin ich trete.“ Dann trat er in einen verborgenen Bachlauf und war knöcheltief im Wasser. Kälte ist ehrlicher als jede Predigt.

Er suchte sich eine Kuhle unter einem umgestürzten Baum, wo das Holz wie eine eingefrorene Welle lag, mit Wurzeln, die in den Himmel griffen. Der Hohlraum darunter war trocken genug, um zu tun, als wäre er ein Zuhause. Er packte das Bündel aus: Brot, Messer, Tuch. Liebe in drei Gegenständen, wie seine Mutter es gelernt hatte. Er aß wenig, kaute lange, weil der Magen sonst beleidigt war und der Wald das nicht mochte. Man stellt dem Wald keine Forderungen. Man bittet ihn, und wenn er nicht antwortet, tut man so, als sei Schweigen eine Zusage.

Die erste Nacht war kalt wie eine Frage ohne Antwort. Er zählte die Atemzüge, bis die Zahlen sich lösten und zu Nebel wurden, der aus seinem Mund kroch. Ein Fuchs passierte ihn lautlos, nur die Augen verrieten ihn, zwei winzige Lichter, die sagten: „Ich weiß, du tust hier so, als würdest du bleiben. Du bleibst nicht.“ Merlin blinzelte zurück. Er blieb nicht aus Stolz, er blieb aus Müdigkeit. Das ist ein schlechter Grund und manchmal der beste.

Die Stimmen – wenn man sie Stimmen nennen konnte – kamen nicht wie Gesang. Sie kamen wie Wetter. Erst war da nur ein Drücken in den Ohren, ein Summen in den Zähnen, als hätte jemand seinen Schädel auf eine Saite gespannt. Dann lösten sich Formen aus dem Dunkel: nicht Gesichter, eher Gewichte. Die Bäume hingen Ideen hinab wie nasse Tücher; wenn der Wind daran zog, tropften Sätze. Keine klaren Sätze, nur Ahnungen. „Nicht treten“, flüsterte eine Wurzel. „Nicht reißen“, murmelte ein Zweig. „Nicht zu lange schauen“, warnte ein Farn. Es waren Regeln, die kein Gesetzbuch führte und die trotzdem älter waren als die Steine in den Dörfern.

Er schlief, wenn der Wald es erlaubte. Er wachte, wenn der Wald ihn anstupste. Die Krähe drehte sich auf dem querliegenden Stamm und tat so, als sei alles geplant. „Du tust so, als wüsstest du den Weg“, sagte Merlin. Die Krähe krächzte. Vögel haben den Luxus, immer so zu tun, als sei jeder Fehler eine Absicht.

Am zweiten Tag fand er ein Stück Licht zwischen den Stämmen. Es fiel wie eine Strickleiter herab, und auf dem Boden wuchs dort ein Kreis aus kleinen, hellen Pilzen. „Nicht essen“, sagten die Pilze in einer Stimme, die nach süßer Milch klang. „Wir sehen freundlich aus, aber wir sind es nicht.“ Er nickte. Der Wald ist ehrlich in seiner Art, aber Ehrlichkeit heißt hier: Ich warne dich einmal. Danach gehörst du dir selbst.

Er schnitzte sich aus einem abgeworfenen Ast einen unschönen Stab. Nichts Prunkvolles, nur Holz mit einer Kerbe, wo die Hand hingehörte, und einer zweiten Kerbe, die ihm sagte, wo der Boden begann. Der Stab war kein Zauber, er war eine dritte Fußsohle. Aber als er ihn in der Nacht neben sich legte, fühlte er sich weniger allein, als hätte er einen Wächter eingestellt, der nicht schläft und trotzdem zuhört.

Hunger machte seine eigenen Lieder. Sie bestehen aus Bauch und Schatten und der Erinnerung an Brot. Er fand Beeren – die, die schmeckten, als hätten sie die Sonne geküsst, und die anderen, die taten, als wären sie dieselben, aber bitter waren. Er lernte, dass Glanz im Wald selten schmeckt. Alles, was sich zeigt, will etwas. Alles, was sich verbirgt, hat meist mehr zu sagen.

Am Rand einer kleinen Senke blieb er stehen. Der Boden war dunkel, weich, triefend, als hätte jemand die Nacht hier ausgeschüttet. Er stieß mit dem Stab hinein. Die Erde antwortete

mit einem Blubbern, das aus einer Kehle jenseits seiner Sprache kam. „Nicht hier“, sagte der Boden. „Ich trage Geheimnisse, und sie sind schwer.“ Er wich zurück, und die Senke zog ihren Atem wieder an sich, beleidigt, aber nicht bösartig. Es war wie mit alten Männern in Tavernen: Man setzt sich nicht auf ihren Stuhl.

Er begegnete einem Hirsch in der Dämmerung. Das Tier stand zwischen zwei Buchen, so still, dass es zur Behauptung wurde. Das Geweih war kein Schmuck, es war eine Landkarte. Die Augen sagten: „Du bist neu.“ Seine eigenen Augen antworteten: „Ich bin alt.“ Sie logen beide, und beide wussten es. Der Hirsch wandte den Kopf, zeigte ihm eine Schneise, die wie Zufall aussah und keiner war. Merlin folgte ihr. Man folgt im Wald nie jemandem, weil er schöner ist; man folgt, weil man sonst im Kreis geht.

Die Stimmen wurden deutlicher, ohne Wörter zu wählen. Wenn er die Hand an die Rinde legte, spürte er eine Strömung. Nicht Saft, eher Zeit. Die Bäume sind dicke Uhren ohne Zeiger. Sie gehen nie falsch, und man kann sie doch nicht lesen, solange man jung ist. Er war jung. Und er las. Dabei stolperte er über eine Wahrheit, die sich nicht verbergen wollte: Der Wald erinnerte sich an Schritte. Nicht an seine. An viele. Manche gingen in Reihen, manche blind, manche bewaffnet. Der Boden trägt Krieg, wie er Regen trägt. Es sickert durch, und irgendwann wachsen Pilze daraus, die niemand essen sollte.

Nachmittags setzte Regen ein, die schwere Sorte, die nicht um Erlaubnis bittet. Er kroch tiefer unter den gestürzten Stamm, zog das Tuch über die Schultern und stellte sich vor, es sei Fell. Es war kein Fell. Die Krähe rückte dichter heran, unverschämt wie immer, wenn es kalt wird. „Teilen ist keine Tugend“, sagte er zu ihr, „es ist Überleben.“ Sie pikte in sein Haar, als nicke sie.

Als der Regen nachließ, roch die Welt frisch gewaschen und trotzdem nach Schweiß. Er trat hinaus, und die Luft hatte diese Schärfe, die man in der Nase behält wie eine Erinnerung. Ein Ast knickte. Nicht dort, wo er hinsah, sondern dort, wo die Welt eine Schulternote setzte: *Achtung, hier.* Er senkte den Stab, ließ die Finger sachte von der Kerbe bis zur Spitze gleiten. Das Holz summte – nicht akustisch, sondern in seiner Haut. Ein Wolf stand da, grau, nass, mit einem Blick, der Dinge nicht fragte, sondern bilanzierte. Der Wolf roch nach nassem Stein und nach Entscheidungen. Er stand, als stünde er schon lange dort. Er war nicht hungrig, er war nicht satt. Er war vorhanden.

„Ich will nichts von dir“, sagte Merlin, „außer dass du weitergehst.“ Das war die Wahrheit, und die Wahrheit ist ein schlechter Talisman. Der Wolf blinzelte langsam. Er zeigte nicht die Zähne, weil er sie nicht zeigen musste. Dann wandte er sich und verschwand in einer Bewegung, die mehr mit Nebel als mit Fleisch zu tun hatte. Merlin atmete, lang, ruhig, und sein Atem beschlug die Kälte, bis sie für einen Moment wie Glas aussah.

Er setzte sich, als die Dämmerung zwischen den Stämmen hängen blieb. Es gibt eine Stunde im Wald, die keine Farbe hat. Sie ist weder Tag noch Nacht, sie ist die Entscheidung dazwischen. In dieser Stunde sprach der Wald zu ihm, so deutlich, wie der Wald zu sprechen bereit ist. Er hörte kein „Merlin“. Der Wald benutzt keine Namen, er benutzt Gewichte. Ein Druck an der Schläfe, warm. Eine Kühle zwischen den Schulterblättern. Ein leises Ziehen unter dem Brustbein. Zusammen ergab es eine Richtung, die man nur versteht, wenn man nicht widerspricht.

„Also gut“, sagte er. „Ich widerspreche nicht.“ Und weil Widerspruch ein schlechter Reflex ist, übte er, ihn im Hals zu lassen. Er ging dorthin, wohin der Druck ihn schob: eine schmale

Kante zwischen zwei alten Eichen, die ihre Arme so hoch hielten, als trügen sie einen Himmel, den niemand mehr beachtet. Unter ihnen wuchs nichts. Leere ist hier Besonderheit. In der Leere lag ein Kreis aus Steinen, klein, überwachsen, so bescheiden, dass er beinahe eine Laune war. Er kniete. Legte den Stab quer darüber. Das Holz vibrierte kurz und war still.

„Ist das ein Tor?“ fragte er, nicht sicher, an wen. Die Krähe hüpfte auf den Rand, sah in die Mitte, als blicke sie in eine Pfanne, in der gerade nichts schmorte. Der Wald antwortete mit einem Geruch, der alt war: verbrannte Kräuter, kalter Rauch, Metall, das nichts schneidet. Er wusste nicht, wie man Gerüche liest, und las sie doch: *Hier waren Worte. Sie wurden gesagt und aufgegessen. Sag neue, aber nicht dieselben.*

Er sagte keine Worte. Er legte die Hand auf den Boden der kleinen Rundung und tat etwas anderes: Er hörte zu. Nicht auf Stimmen, auf Pausen. Zwischen den Wurzeln gab es stille Räume, die ihn dorthin zogen, wo Dinge anfangen. Ein Bild glitt ihm unter die Lider: ein viel größerer Kreis, Stein nicht Moos, Mond nicht Regen, Menschen nicht Krähen. Der Mond lag darin wie eine Münze in einer Schale. Und irgendwo in dieser Schale stand eine Gestalt, deren Schatten länger war als der Rest der Nacht. Er wusste nicht, wer das war. Er wusste es doch.

Er zog die Hand zurück. Die Haut war dreckig, aber unter dem Dreck brannte etwas, das kein Feuer war. „Ich komme“, sagte er nicht laut. „Aber ich warte noch. Ich will nicht als Hunger ankommen, sondern als Messer.“ Messer schneiden Brot. Und Kehlen. Seine Mutter hatte recht: Geschenke sind beides.

Die Nacht sank endgültig. Die Sterne hingen spärlich, wie Nägel, die zu wenig halten, um eine Wand zu tragen. Er kroch unter den Stamm, legte den Stab an seine Seite, die Krähe auf seinen Knien. „Du bist schwer“, sagte er, und meinte: „Bleib.“ Der Wald antwortete, wie er immer antwortete, wenn er gnädig war: Er machte die Geräusche leiser, die ihn wach hielten, und ließ die wachenden Geräusche lauter, die ihn nicht ängstigten. Irgendwo schnaufte ein Wildschwein. Irgendwo tropfte Wasser. Irgendwo knirschte ein Käfer mit dem Namen der Welt.

Er träumte von Wurzeln, die wie Schriftzüge unter der Erde liefen. Jedes Mal, wenn er eine Linie verfolgte, kam ein Stein dazwischen und sagte: *Langsam.* Als er erwachte, war es früh, und die Kälte hatte ihm den Rücken steif geschrieben. Er richtete sich auf, rieb die Schultern, aß den letzten Rest Brot. Der Geschmack war hartnäckig und langweilig. Gut. Langeweile ist Nahrung, wenn man aufhört, sie zu hassen.

„Weiter“, sagte er zur Krähe, zum Stab, zur Ecke der Luft, die über ihm dunkler blieb als der Rest. Der Wald öffnete einen schmalen Gang aus Farn und Schatten. Es sah nicht aus wie ein Weg. Es war einer. Wege im Wald sind Abmachungen, keine Straßen. Er setzte den Fuß hinein und merkte, wie etwas hinter ihm zuwuchs. Es war kein Verrat. Es war Höflichkeit. Der Wald schloss Türen, damit Kälte nicht entwich.

Die Stimmen kamen wieder, diesmal knapp über seinem Gehör, wie Fliegen. „Nicht eilend“, sagten sie. „Nicht ängstlich.“ Es klang, als hätten sie diese zwei Worte lange geübt. Er nickte. Er war nicht eilend. Er war nicht ängstlich. Er war eine Kante. Und Kanten schneiden, wenn man sie schiebt.

Am Rand eines sumpfigen Tunnels aus Weiden blieb er stehen. Dort, wo das Wasser sich weigerte, hell zu sein, stand eine Gestalt. Kein Wolf, kein Hirsch, kein Priester. Ein Mensch. Ein Mantel, der zu viel gesehen hatte, ein Schwert, das unter der Nässe schwer wurde, und

Augen, die fragten, bevor der Mund bereit war. Der Fremde hob zwei Finger, als grüße er einen Mann, den er noch nicht kannte. Die Krähe straffte die Flügel. Der Stab vibrierte kurz.

„Da bist du ja“, sagte der Fremde, als sei eine Verabredung eingehalten worden, die Merlin im Schlaf getroffen hatte. Und der Wald hielt den Atem an, so weit ein Wald Atem hat.

Der Fremde stand da wie eine Statue, die vergessen hatte, dass sie aus Fleisch besteht. Regen rann an seinem Mantel herab, tropfte vom Schwertknauf, sammelte sich in einer Pfütze zu seinen Füßen. Er bewegte sich nicht, und doch war alles an ihm Bewegung: die Finger, die unruhig am Griff spielten; die Augen, die tasteten; der Atem, der Dampf in die kalte Luft zeichnete.

Merlin wusste nicht, ob er weglaufen oder bleiben sollte. Laufen bedeutete, den Wald zu verraten. Bleiben bedeutete, vielleicht sich selbst zu verraten. Er stützte sich auf den Stab, fühlte, wie das Holz summte – leise, aber deutlich, wie eine Mücke, die in den Knochen bohrt. Die Krähe auf seiner Schulter ruckte mit dem Kopf, erst nach links, dann nach rechts, als wolle sie ihm sagen: „Wenn du wartest, bist du tot. Wenn du gehst, auch.“

„Du bist jung,“ sagte der Fremde schließlich. Seine Stimme war tiefer, als Merlin erwartet hatte, rau von Rauch oder Schweigen. „Und trotzdem… die Augen … sie sind nicht jung.“ Merlin schwieg. Worte sind Schulden, die man zu früh nicht eingehen sollte.

Der Mann trat einen Schritt näher. Das Wasser schmatzte unter seinen Stiefeln, als ob der Boden ihn zurückhalten wollte. „Ich habe dich gesucht.“
„Viele suchen mich,“ erwiderte Merlin trocken. „Die meisten wollen, dass ich verschwinde.“ Ein Zucken um den Mund des Mannes, fast ein Lächeln, aber zu schwer. „Ich will, dass du bleibst. Weil das Land dich brauchen wird.“

Das war einer dieser Sätze, die wie ein Stein im Magen liegen. *Das Land wird dich brauchen.* Klingt groß. Bedeutet meistens: irgendwer anderes will dich benutzen. Merlin spürte, wie sich der Nebel zwischen ihnen verdichtete, als wolle er mitreden. „Was weißt du über mich?“
„Genug,“ sagte der Mann. „Dass du zwischen den Welten stehst. Dass du Dinge siehst, bevor sie geschehen. Dass du nicht von hier bist und doch der Einzige, der hier hingehört.“

Merlin lachte, kurz, hart, wie ein Junge, der gelernt hat, dass Lachen besser ist als Weinen, selbst wenn es brennt. „Das sind viele Worte für jemanden, der mich gerade erst getroffen hat.“
„Ich habe Träume gehabt,“ antwortete der Fremde. „Seit Monaten. Immer derselbe Junge. Mit Nebel in den Augen und einem Vogel auf der Schulter. Du bist er.“

Die Krähe krächzte laut, so plötzlich, dass das Echo zwischen den Stämmen rannte. Merlin spürte Gänsehaut an den Armen. Er wollte nicht zugeben, dass der Mann recht haben könnte.

Sie standen noch immer, einander gegenüber, wie zwei Figuren in einem Spiel, dessen Regeln keiner aufgeschrieben hat. Der Wald schwieg nicht, er hörte zu. Jeder Tropfen, jedes Rascheln war Aufmerksamkeit.

„Wie heißt du?“ fragte Merlin.
Der Mann zögerte. „Cathan.“
Der Name schmeckte nach Eisen, nach Blut, nach etwas, das nicht leicht wäscht. Merlin nickte. „Und warum bist du hier, Cathan?“

„Weil das Land stirbt. Weil Kriege kommen. Weil Könige fallen. Und weil ein Kind im Nebel mir den Weg gezeigt hat."

Merlin spürte, wie die Stimmen im Wald anschwollen. Sie murmelten nicht mehr, sie tuschelten. Wie Marktweiber, die wussten, dass gleich etwas verkauft wird, das keiner bezahlen kann.

„Ich bin kein König," sagte Merlin.
„Noch nicht," murmelte Cathan. „Aber du wirst Könige machen. Und brechen."

Das war zu viel. Merlin hob den Stab, ohne es zu wollen. Der Nebel reagierte sofort, kroch in Schlieren über den Boden, zog sich um seine Füße, als wäre er ein Magnet. „Ich habe genug von Leuten, die mir sagen, was ich bin."
Cathan hob beschwichtigend die Hände. „Dann hör nicht auf mich. Hör auf den Wald."

Merlin blinzelte. „Der Wald spricht nicht in ganzen Sätzen."
„Doch," sagte Cathan ruhig. „Du musst nur bereit sein, das Ende selbst zu füllen."

Die Sonne sank langsam, ein blutiger Fleck zwischen den Ästen. Cathan schlug sein Lager ein paar Schritte entfernt auf. Kein Wort der Einladung, aber auch kein Zeichen, dass Merlin gehen sollte. Er blieb. Nicht aus Vertrauen, sondern aus Müdigkeit.

In der Nacht kamen die Stimmen wieder. Diesmal lauter. Sie klangen nicht wie die Wurzeln, die mahnten, nicht wie die Pilze, die warnten. Sie klangen wie Chöre, die etwas erwarten. *„Der Kreis. Der Stein. Der König."* Immer wieder dieselben Worte, bis Merlin aufschreckte, das Herz wie eine Trommel.

Die Krähe flatterte hoch, setzte sich auf Cathans Schwert, das neben ihm lag. Der Mann schlief nicht. Seine Augen waren offen, starrten in die Dunkelheit. „Du hörst sie auch?" fragte Merlin.
„Nein," antwortete Cathan. „Aber ich sehe, dass du hörst."

Merlin schwieg. Es war genug. Der Wald redete mit ihm. Cathan wollte, dass er zuhört. Und irgendwo in dieser Mischung lag eine Wahrheit, die schlimmer war als jede Lüge: Er war nicht allein. Und genau das machte es gefährlicher.

Der Morgen begann grau, wie ein alter Knochen, der aus der Erde ragt. Kein Vogel sang. Selbst die Krähe war still, und wenn eine Krähe still ist, dann stimmt etwas nicht. Cathan packte seine wenigen Sachen, so schweigend, als wäre er schon längst wieder fort. Merlin stand da, den Stab in der Hand, und wartete darauf, dass der Wald den ersten Schritt machte. Er tat es. Immer tut der Wald den ersten Schritt.

Ein Wind kam auf, kalt und feucht, und legte eine Schneise frei, die gestern noch nicht da gewesen war. „Dorthin," murmelte Cathan. „Spürst du es?"
Merlin nickte. Er spürte es nicht nur. Er hörte es. Es war kein Wind, es war ein Satz ohne Worte. *Kommt. Aber nicht beide.*

Sie gingen. Der Boden war weich, fast nachgiebig, wie ein Bauch. Jeder Schritt sog sie tiefer, bis die Stiefel von Cathan braun glänzten und Merlins Füße taub wurden. Doch er klagte nicht. Er wusste: Der Wald prüft nicht mit Schwert und Blut, sondern mit Ausdauer. Wer sofort schreit, bekommt keine Antwort.

Nach einer Stunde knarrte es über ihnen. Äste bogen sich, als wollten sie sie einfangen. Der Nebel hing tiefer, schwoll an wie eine Lunge vor dem Husten. Cathan griff nach dem Schwert. Merlin legte die Hand auf seinen Arm. „Nicht ziehen. Nicht hier."
„Warum?"
„Weil alles, was du gegen sie ziehst, zurückschlägt."

Cathan verzog den Mund, ließ aber los. Ein Schritt später knackte es rechts von ihnen. Ein Baum fiel – nicht wie ein Baum fällt, sondern wie etwas, das beschließt, die Seite zu wechseln. Er stürzte quer auf den Pfad, den sie gerade gehen wollten, riss Erde auf, Moos, Wurzeln. Die Krähe flatterte hoch.

„Eine Warnung," murmelte Merlin. „Oder eine Einladung."
„Und was tun wir?"
„Wir entscheiden, was es war."

Sie wählten den Umweg, tiefer ins Dickicht. Der Wald machte keine Gefälligkeiten: Zweige rissen an der Haut, Dornen fingen Kleidung, der Boden glitt weg wie eine Lüge. Doch zwischen all dem lag ein Muster. Merlin merkte es zuerst. „Siehst du das?" fragte er und deutete auf die Bäume.

Cathan schüttelte den Kopf. „Sehe nur Bäume."
„Siehst du die Abstände? Drei hier, drei dort. Ein Kreis. Immer wieder."

Und tatsächlich: Die Stämme standen wie absichtlich gesetzt, als hätte jemand ein unsichtbares Rad in den Wald gezeichnet. Cathan fluchte leise. „Ein heiliger Ort."
Merlin nickte. „Oder ein gefährlicher."

Sie traten in eine Lichtung. Dort wuchs nichts. Keine Pflanze, kein Moos. Nur nackter Boden, schwarz und feucht. In der Mitte stand ein Stein, hoch, glatt, mit Zeichen, die man nicht mit Augen, nur mit Händen lesen konnte. Merlin legte die Finger darauf. Es war, als griff er in Wasser.

Eine Vision traf ihn. Erst dunkel, dann hell, dann Stimmen. Nicht die leisen, die er kannte, sondern ein Chor. *„Wanderer zwischen den Welten. Schlüssel. Tor. Opfer."*

Er keuchte, riss die Hand zurück. Cathan packte ihn am Arm. „Was hast du gesehen?"
„Mich," flüsterte Merlin. „Und etwas, das mich frisst."

Plötzlich bebte der Boden. Nicht wie bei einem Erdbeben. Eher wie ein Atemzug. Der Stein vibrierte, die Luft zog sich zusammen. Nebel schnellte nach oben, formte Gesichter, die er schon kannte. Die Krähe krächzte, hart, warnend.

„Was wollen sie?" keuchte Cathan.
Merlin hörte genau hin. „Sie wollen… dass ich bleibe."
„Und wenn du bleibst?"
„Dann gehst du allein weiter."

Cathan zog das Schwert, diesmal zu spät. Aus dem Nebel trat eine Gestalt. Kein Mensch, kein Tier. Etwas dazwischen. Augen, die keine waren, ein Mund ohne Lippen. Es kam direkt auf Merlin zu.

Er hob den Stab. „Ich bin nicht euer Werkzeug," sagte er. „Ich bin nicht euer Opfer."

Das Ding blieb stehen. Aus seinem Mund kam ein Laut, der wie drei Sätze zugleich war: *„Du bist uns. Du bist nicht uns. Du wirst uns."*

Der Wald schloss sich enger. Cathan stellte sich neben ihn, Schwert erhoben, auch wenn er wusste, dass Stahl hier nichts wert war. „Was tun wir?"
Merlin schluckte. Er hörte die Bäume, die Wurzeln, das Moos. Alle sagten dasselbe: *Entscheide.*

Er hob den Stab, rammte ihn in den Boden. Der Klang war dumpf, tief, vibrierend. Der Nebel wich zurück, nicht viel, aber genug. „Ich gehe weiter," sagte er. „Aber nicht als euer Gefangener. Wenn ihr mich haben wollt, müsst ihr mir folgen."

Die Gestalt zerfiel, löste sich auf, wurde zu Rauch, der zwischen den Bäumen verschwand. Der Stein war still.

Cathan atmete schwer. „Das war eine Prüfung."
„Nein," erwiderte Merlin. „Das war eine Erinnerung. Dass ich kein Kind mehr bin."

Die Nacht brach über ihnen herein. Sie lagerten am Rand der Lichtung, beide wach, beide still. Der Wald summte leise, zufrieden oder verärgert – schwer zu sagen.

„Du bist stärker, als du aussiehst," sagte Cathan schließlich.
„Nein," murmelte Merlin. „Ich bin nur schwächer, als sie hoffen."

Die Krähe lachte ihr trockenes Lachen. Der Wald antwortete nicht. Manchmal reicht das.

Die Nacht war lang, so lang, dass man sie in Schichten fühlen konnte. Erst kam die Schicht, in der das Feuer klein war und die Schatten groß. Dann die, in der die Schatten kleiner wurden, weil Müdigkeit die Augen zuckte. Und zuletzt die Schicht, in der das Feuer fast ausging und man merkte, dass man nicht nur gegen Dunkelheit kämpft, sondern auch gegen sich selbst.

Merlin lag wach. Cathan schnarchte nicht, aber er schlief auch nicht. Er lag mit offenen Augen da, das Schwert neben sich, als wolle er im Traum noch kämpfen. Merlin wusste, dass das Schwert nicht gegen das half, was hier war. Man kann Stahl in einen Körper treiben, aber nicht in einen Gedanken.

Als der Morgen kam, graublass und schwer, brachen sie auf. Sie sagten kein Wort. Der Wald sprach genug für alle. Er sprach in knackenden Ästen, in Tropfen, die von den Blättern fielen, in Spuren von Tieren, die mehr erzählten als jedes Buch.

Nach Stunden blieb Cathan stehen. „Wir müssen reden," sagte er. Seine Stimme war rau, aber ruhig. „Ich habe dir nicht alles gesagt."
Merlin lehnte sich auf den Stab. „Das überrascht mich nicht."
Cathan nickte, als akzeptiere er den Schlag. „Das Land, aus dem ich komme, liegt nicht weit. Dort herrschen Männer, die sich Könige nennen. Aber keiner von ihnen verdient es. Sie kämpfen gegeneinander, reißen Dörfer nieder, rauben, brennen. Das Volk hungert."

Merlin schwieg. Worte wie diese rochen nach Politik, und Politik war nur ein anderes Wort für Gier.

„In meinen Träumen," fuhr Cathan fort, „sah ich nicht nur dich. Ich sah auch einen König. Einen, der nicht aus Blut kam, sondern aus Recht. Einen, den du führen würdest. Ohne dich findet er den Weg nicht."

Merlin lachte trocken. „Ein König, der geführt werden muss, ist kein König. Er ist ein Kind im falschen Kleid."
„Vielleicht," sagte Cathan. „Oder vielleicht braucht jedes Reich jemanden, der die Stimmen hört, die andere nicht hören."

Die Krähe krächzte, als hätte sie genug gehört. Merlin sah sie an. „Und wenn deine Träume falsch sind?"
Cathan schüttelte den Kopf. „Dann sind sie trotzdem wahr. Denn das Volk glaubt an Zeichen. Und du bist eins."

Der Wald antwortete. Plötzlich knickte ein Ast, ohne dass Wind ging. Ein Rauschen, tief, nicht wie Wasser, eher wie Atem. Vor ihnen öffnete sich eine Senke, in der Bäume so alt standen, dass ihre Stämme wie Mauern wirkten. Zwischen ihnen lag ein Steinring, halb zerfallen, halb verschluckt vom Moos.

„Schon wieder ein Kreis," murmelte Cathan.
Merlin nickte. „Die Welt spricht gern in Kreisen. Sie erinnern uns daran, dass es keine Flucht gibt, nur Wiederkehr."

Sie traten in den Ring. Es war still. Kein Vogel, kein Wind. Nur ein Summen in der Erde. Merlin kniete nieder, legte die Hand auf einen Stein. Er fühlte etwas, das tiefer ging als Worte. Bilder drängten sich in sein Inneres: ein Schwert, glänzend und schwer; eine Hand, die es zieht; Blut, das den Boden tränkt; ein Kind, das im Nebel weint.

Er keuchte, zog die Hand zurück. „Es sind immer dieselben Bilder," murmelte er.
„Welche?" fragte Cathan.
„Krieg. Blut. Könige. Und ich, dazwischen."

Cathan legte die Hand auf seine Schulter. „Vielleicht ist das dein Schicksal."
Merlin sah ihn an, kalt. „Vielleicht ist es nur die Drohung des Waldes. Vielleicht will er sehen, ob ich mich beuge."

Sie rasteten am Rand des Rings. Cathan hackte Holz, machte ein kleines Feuer. Merlin starrte in die Flammen. Die Stimmen der Wälder waren heute lauter, deutlicher. *„Wachse. Werde. Führe."* Immer dieselben drei Worte, wieder und wieder, wie eine Trommel.

„Sie reden wieder mit dir, nicht wahr?" fragte Cathan.
Merlin nickte. „Ja."
„Und was sagen sie?"
„Dass ich jemand sein soll, der ich nicht sein will."
Cathan schwieg lange. Dann sagte er: „Vielleicht ist niemand das, was er sein will. Wir sind das, was gebraucht wird."

Merlin lächelte schief. „Das sagen Männer, die Krieg wollen. Immer. ‚Wir tun es, weil wir gebraucht werden.' Am Ende tun sie es, weil sie es wollen."

Die Flammen knackten. Funken stiegen auf, wie kleine Seelen, die kurz frei sind und gleich wieder vergehen. Merlin streckte die Hand aus, fing einen Funken auf, ließ ihn auf der Haut verlöschen. „Was, wenn ich nicht will?“
„Dann wird jemand anderes deinen Platz nehmen,“ sagte Cathan. „Aber dann entscheidet jemand, der nicht du bist.“

Merlin schwieg. Es war keine Antwort, aber ein Schlag. Und manchmal sind Schläge ehrlicher als Antworten.

Als die Nacht kam, legte sich Nebel über den Ring. Er war dichter als sonst, und diesmal war er nicht schweigend. Stimmen rauschten durch ihn, so klar, dass Cathan sich aufrichtete, das Schwert in der Hand.
„Hörst du das?“ fragte er.
„Ja,“ sagte Merlin. „Aber diesmal hörst du es auch.“

Die Stimmen sprachen im Chor: *„Ein König. Ein Kreis. Ein Verrat. Und ein Kind, das kein Kind bleibt.“*

Cathan trat zurück. „Das ist…“
„Eine Drohung,“ murmelte Merlin. „Oder eine Erinnerung an etwas, das noch nicht geschehen ist.“

Die Stimmen schwollen an, hallten von Stein zu Stein. Merlin stand, den Stab in der Hand, die Krähe auf der Schulter. „Genug!“ rief er in den Nebel. „Wenn ihr wollt, dass ich höre, dann redet deutlich. Ich bin kein Hund, der auf halbe Sätze reagiert.“

Der Nebel bebte. Für einen Augenblick sah er etwas: einen Thron, leer; eine Krone, zerbrochen; ein Schwert, das in den Boden gerammt war. Und darüber eine Hand – nicht seine, nicht Cathans. Jemand anderes.

Dann war es vorbei. Der Nebel fiel zurück, wie ein Tuch, das jemand fallen lässt.

Cathan stand still, das Schwert gesenkt. „Du bist der, den ich gesucht habe,“ sagte er. „Egal, ob du willst oder nicht.“
Merlin schüttelte den Kopf. „Ich bin nicht dein Werkzeug. Und ich bin auch nicht ihr Werkzeug.“
„Nein,“ sagte Cathan. „Du bist das Werkzeug des Landes. Und das ist schlimmer.“

Die fünfte Nacht im Wald war keine gewöhnliche. Sie war ein Labyrinth, gebaut aus Geräuschen, Schatten und Täuschungen. Schon beim Einbruch der Dämmerung hatte der Wald sich verändert. Die Luft war schwerer, der Nebel dichter, die Stille voller Erwartungen. Cathan schärfte das Schwert an einem Stein, so mechanisch, dass es wie ein Gebet wirkte. Merlin saß daneben, den Stab zwischen den Knien, und hörte zu. Nicht auf Cathan. Auf das, was kam.

Es begann leise. Ein Flüstern, das sich wie Rauch zwischen die Bäume legte. Anfangs dachte er, es sei der Wind. Doch der Wind flüstert nicht in seiner Muttersprache. „Merlin…“ sagte es. „Merlin…“ Eine Stimme, weich, fast vertraut. Er spürte, wie seine Brust eng wurde.
„Mutter?“ flüsterte er zurück.

Cathan sah auf. „Was sagst du?“
„Hörst du sie nicht?“
„Ich höre nur die Nacht.“

Das Flüstern wurde lauter. Er hörte seine Mutter, wie sie ihn rief, genau so, wie sie es tat, wenn er sich als Kind im Nebel versteckte. Er stand auf, machte zwei Schritte. Die Krähe krächzte schrill, flatterte vor ihm auf, als wollte sie ihn zurückhalten. Doch er ging weiter.

Die Bäume formten plötzlich ein Bild. Zwischen den Stämmen stand seine Mutter, das Gesicht im Mondlicht, die Arme ausgestreckt. „Komm, mein Sohn.“
Merlin blieb stehen. „Du bist nicht hier,“ sagte er. „Du kannst nicht hier sein.“
Die Gestalt lächelte. „Du bist allein. Du brauchst mich. Komm.“

Cathan packte ihn am Arm. „Das ist eine Täuschung.“
Merlin riss sich los. „Es fühlt sich nicht an wie eine Täuschung.“
„Genau deshalb ist es eine.“

Sie gingen tiefer in die Nacht, und mit jedem Schritt wurde der Wald fremder. Die Bäume standen enger, die Schatten bewegten sich, obwohl kein Wind ging. Einmal sah Merlin ein Kind, das auf einem Ast saß und lachte. Ein anderes Mal eine Schar Männer in Rüstung, die wortlos an ihnen vorbeimarschierte. Cathan wollte das Schwert ziehen, aber Merlin hielt ihn zurück. „Schwerter helfen nicht gegen Trugbilder.“
„Und wenn es keine sind?“
„Dann sind wir sowieso verloren.“

Die Stimmen wurden lauter, vielstimmig, wie ein Chor. Manche riefen seinen Namen, andere flüsterten Worte, die er nicht verstand. *„Blut… Stein… König… Opfer…“* Er hielt sich die Ohren zu, aber es half nichts. Die Stimmen waren nicht im Wald. Sie waren in ihm.

Plötzlich brach ein Licht auf. Vor ihnen lag eine Lichtung, erhellt wie am Tag. In der Mitte stand ein Thron aus Wurzeln und Knochen. Darauf saß ein Mann in goldener Rüstung, das Gesicht verborgen. Neben dem Thron lag ein Schwert, groß und glänzend.

„Das ist er,“ flüsterte Cathan. „Der König. Der, den ich gesehen habe.“
Merlin trat näher. Das Bild war so real, dass er den Geruch von Metall in der Luft schmeckte.
„Nein,“ sagte er. „Das ist nicht er. Das ist, was sie wollen, dass wir sehen.“

Der Mann auf dem Thron hob langsam den Kopf. Zwei Augen, so schwarz wie das Nichts, starrten ihn an. „Komm,“ sagte er. „Setz dich. Du bist nicht der Seher. Du bist der Herr.“

Merlin stolperte zurück. Der Boden war weich, wie Sumpf. Cathan zog das Schwert, stellte sich vor ihn. „Zurück!“ rief er. „Was auch immer du bist, zurück!“

Der Mann lachte. Kein Lachen wie ein Mensch. Es war ein Knacken, als würde Holz brechen. Dann stand er auf. Das Schwert neben ihm hob sich von allein, schwebte in die Luft, drehte sich langsam.

Merlin fühlte, wie Panik an ihm zerrte. Doch er zwang sich, den Stab zu heben. „Ihr spielt mit Bildern,“ rief er. „Aber Bilder haben keine Zähne.“

Er rammte den Stab in den Boden. Ein Klang breitete sich aus, tief, vibrierend, wie Donner, der unter der Erde wohnt. Der Thron zerfiel, der Mann zerbrach zu Rauch, das Schwert fiel klirrend zu Boden – doch als er es aufhob, war da nichts. Nur Erde.

Sie standen wieder im Dunkel. Kein Thron, kein König, kein Schwert. Nur der Wald, schweigend, beobachtend.
Cathan atmete schwer. „Das war eine Prüfung."
„Nein," flüsterte Merlin. „Das war eine Drohung."

Die Krähe setzte sich auf seinen Stab, krächzte einmal. „Oder eine Einladung," murmelte Merlin.

Sie lagerten ohne Feuer. Der Wald war zu dicht, zu wach. Merlin lag mit offenen Augen, und die Stimmen flüsterten weiter. Doch diesmal verstand er einen Satz klar: *„Du kannst nicht fliehen. Du kannst nur wählen."*

Er schloss die Augen. Schlaf kam nicht. Nur das Wissen, dass er mitten in einem Spiel stand, das größer war als er, und dass er schon gezogen hatte, ohne es zu merken.

Der Morgen kam nicht wie ein Morgen. Er kam wie ein Rest der Nacht, der keine Lust mehr hatte, sich zu verbergen. Das Licht war blass, die Bäume grau, der Boden ein Flickenteppich aus Schlamm und abgestorbenem Laub. Cathan war stiller als sonst, und das hieß etwas. Der Mann war ohnehin schon einer, der sparte – mit Worten, mit Mimik, mit Hoffnung.

Merlin hockte an einem alten Stamm, die Hände auf der Rinde. Sie vibrierte. Nicht wie Holz, sondern wie eine Trommel. Er wusste: Der Wald war noch nicht fertig mit ihm. Die Nacht hatte Fragen gestellt. Jetzt war es an ihm, welche zurückzuwerfen.

„Ihr spielt mit mir," murmelte er, leise, fast wie ein Geständnis. „Aber Spiele sind billig. Wenn ihr wollt, dass ich euch höre, dann müsst ihr auch antworten."

Cathan hob den Kopf. „Mit wem redest du?"
„Mit denen."
„Mit wem?"
Merlin lächelte schief. „Mit den Wurzeln. Mit dem Nebel. Mit dem, was zwischen den Rinden schläft."

Cathan sah ihn an, als überlege er, ob er ihm glauben sollte oder sich Sorgen machen musste. Am Ende schwieg er. Vielleicht beides.

Merlin legte die Stirn gegen den Stamm. Schloss die Augen. Atmete tief. Er spürte, wie die Kälte der Erde in ihn kroch. Erst in die Finger, dann in die Brust, dann in den Kopf. Die Stimmen kamen sofort. Aber diesmal war er bereit.

„Ihr habt mir Bilder gezeigt," sagte er in Gedanken. „Könige, Schwerter, Opfer. Jetzt sage ich euch: Ich will wissen, warum. Warum ich? Warum nicht jemand anderes?"

Es blieb still. Eine Stille, die so schwer war, dass sie drückte. Dann, langsam, sickerte etwas durch. Kein Wort. Ein Bild.

Er sah einen Fluss, schwarz und breit, der in zwei Richtungen gleichzeitig floss. Auf der einen Seite standen Menschen, bewaffnet, blutig. Auf der anderen Tiere, Wölfe, Hirsche, Krähen. In der Mitte – er selbst. Nicht als Junge, nicht als Mann. Eher als Schatten. Und die Strömung zog an ihm, von beiden Seiten.

„Du bist der Steg," flüsterten die Stimmen. „Und Stege halten, bis sie brechen."

Merlin riss die Stirn vom Stamm. Blut. Ein kleiner Schnitt, der von selbst nicht hätte entstehen können. Er wischte sich übers Gesicht, roch Eisen. „Ihr wollt, dass ich trage," murmelte er. „Aber ich bin kein Balken."

Die Stimmen antworteten: *„Dann bist du das Wasser."*

Er taumelte zurück, fiel fast. Cathan packte ihn am Arm. „Was hast du gesehen?"
„Einen Fluss." Seine Stimme zitterte. „Und mich, mittendrin. Ich bin nicht der König. Ich bin nicht das Schwert. Ich bin das, worauf sie laufen. Bis ich breche."

Cathan nickte langsam, als hätte er genau das erwartet. „Dann darfst du nicht brechen."
Merlin lachte bitter. „So einfach."
„Nein," sagte Cathan. „So schwer."

Der Rest des Tages war schwer wie Blei. Merlin konnte kaum essen. Sein Kopf summte, sein Herz stolperte. Doch er spürte auch etwas Neues: eine Verbindung. Der Wald war nicht mehr nur ein Ort. Er war eine Sprache. Und er hatte begonnen, sie zu verstehen.

Am Abend, als sie rasteten, wagte er es erneut. Er setzte sich in den Kreis, den ihre Schritte im Laub hinterlassen hatten, und flüsterte: „Was wollt ihr von mir?"

Diesmal antworteten die Stimmen sofort. Sie waren lauter, deutlicher. *„Wir wollen, dass du sagst, was wir nicht sagen können."*

„Und was ist das?" fragte er.
„Das, was die Welt nicht hören will."

Merlin spürte, wie ihm übel wurde. Er ahnte, dass jede Antwort, die er geben würde, nicht nur sein Leben, sondern auch das der anderen verändern konnte.

In dieser Nacht kam kein Traum. Kein Bild. Nur Dunkelheit. Aber in der Dunkelheit lag ein Gewicht, das er vorher nicht kannte. Als er erwachte, fühlte er sich, als hätte er einen Stein verschluckt.

Cathan sah ihn an. „Du hast mit ihnen geredet."
„Ja."
„Und?"
„Sie wollen, dass ich rede."
„Zu wem?"
„Zu allen. Zu Königen. Zu Bettlern. Zu dir."

Cathan nickte. „Dann fang mit mir an."

Merlin sah ihn lange an. Dann sagte er: „Du wirst fallen, bevor du dein Ziel erreichst. Aber dein Fall ist nötig, damit ich weitergehen kann."

Cathan erstarrte. „Bist du sicher?"
Merlin schluckte. „So sicher wie das Brot, das schimmelt, wenn es zu lange liegt."

Cathan senkte den Kopf. Er schwieg. Aber sein Schweigen war schwerer als jedes Wort.

Merlin wusste: Er hatte den Preis gezahlt. Wer Antworten will, muss sie geben. Und Antworten sind Schwerter. Sie schneiden nicht nur andere, sie schneiden zurück.

Die Nacht fiel, als hätte jemand einen Sack über die Welt gestülpt. Kein Mond, keine Sterne, nur das dumpfe Gewicht von Dunkelheit. Merlin spürte schon beim ersten Atemzug: Der Wald hatte etwas vor.

Cathan saß mit dem Rücken an einem Baum, das Schwert neben sich, und schlief nicht. Männer wie er schlafen nie, sie ruhen nur zwischen zwei Kämpfen. Merlin legte den Stab neben sich, streichelte die Krähe, die auf seiner Schulter döste. Für einen Moment wirkte alles still. Zu still.

Dann kam das Knacken. Nicht von einem Ast, sondern von allen Ästen. Ringsum. Als ob der Wald im selben Atemzug beschlossen hätte, dass nichts an seinem Platz bleiben durfte.

„Etwas kommt," sagte Merlin.
Cathan stand sofort, Schwert in der Hand. „Von wo?"
„Von überall."

Der Nebel kroch heran, schnell, unruhig, wie ein Tier, das den Käfig sprengt. Innerhalb von Herzschlägen war die Lichtung verschluckt. Cathan griff nach Merlin, doch seine Hand griff ins Leere.

„Merlin!" rief er.
„Hier!" antwortete der Junge – doch schon im nächsten Augenblick war er allein.

Der Nebel formte Wände, Gänge, Türen, die keine waren. Merlin stolperte, suchte nach dem Stab, fand ihn, hielt ihn fest wie eine Waffe, obwohl er keine war. Die Stimmen kamen, diesmal nicht flüsternd, sondern brüllend, ein Chor aus tausend Mündern. *„Allein. Allein. Allein."*

„Ich weiß," fauchte er. „Ich weiß!"

Gestalten traten aus dem Nebel. Manche trugen Gesichter aus seinem Dorf: der Metzger, die Frau mit dem toten Kind, der Priester. Sie starrten ihn an, beschuldigten ihn stumm. Andere waren fremd: Könige mit Kronen, Krieger mit Schwertern, Frauen mit Augen wie Spiegel. Sie alle sahen ihn an.

„Ihr seid nicht echt," sagte er. „Ihr seid nur die Stimmen, die mir zeigen wollen, was ich verlieren werde."
Doch als seine Mutter aus dem Nebel trat, konnte er nicht reden. Sie war genau so, wie er sie kannte – müde, stark, voller Liebe und voller Schuld. „Komm heim," sagte sie. „Alles andere ist Lüge."

Er zitterte. „Du bist nicht sie.“
„Und wenn doch?“
„Dann würdest du mich gehen lassen.“

Die Gestalt verzog sich, zerfiel in Rauch.

Er rannte. Aber der Nebel rannte mit. Jeder Schritt brachte ihn tiefer hinein. Plötzlich öffnete sich eine neue Lichtung. In der Mitte stand ein Spiegel, hoch, ohne Rahmen. Er spiegelte ihn nicht. Er zeigte ein älteres Gesicht, ein Mann mit langem Bart, Augen voller Müdigkeit, den Stab noch in der Hand.

„Das bin ich,“ flüsterte Merlin.
Die Spiegelgestalt sprach: „Du wirst viel wissen. Und doch nichts besitzen. Du wirst Könige machen und verlieren. Und am Ende bleibst du hier, zwischen uns.“

„Nein,“ sagte Merlin. „Ich gehe weiter.“
„Wohin?“
„Wohin ich will.“

Der Spiegel zerbrach. Scherben fielen, doch keine berührte den Boden. Sie wurden zu Sternen und verschwanden.

Da hörte er wieder Cathan. „Merlin!“ Ein Schrei, voller Angst und Wut. Er rannte, stolperte, rief zurück. Und endlich, nach endlosen Gängen aus Nebel, sah er ihn: Cathan, kniend, das Schwert im Boden, umringt von Schatten.

Merlin hob den Stab. „Lasst ihn!“ rief er.

Die Schatten wandten die Köpfe, sahen ihn an. *„Er wird fallen,“* sagten sie. *„Du hast es selbst gesagt.“*

Merlin spürte die Wahrheit wie eine Faust. „Ja,“ flüsterte er. „Aber nicht heute.“

Er rammte den Stab in die Erde. Ein Klang ging durch den Boden, tief und lang. Der Nebel zuckte zurück, die Schatten verzogen sich, schrien lautlos und lösten sich auf.

Cathan fiel nach vorn, keuchte, schwitzte. „Was war das?“
Merlin setzte sich neben ihn, atmete schwer. „Eine Erinnerung. Eine Prüfung. Eine Drohung.“
„Und du hast sie vertrieben.“
„Nein,“ sagte Merlin. „Ich habe sie nur vertröstet.“

Der Nebel zog sich langsam zurück. Der Wald atmete wieder. Doch Merlin wusste: Etwas hatte sich verändert. Er war nicht mehr nur der Junge, der Stimmen hörte. Er hatte geantwortet. Und Antworten binden.

Cathan legte ihm die Hand auf die Schulter. „Du bist nicht allein.“
Merlin schüttelte den Kopf. „Doch. Ich bin es. Selbst wenn du neben mir stehst. Selbst wenn die Welt voll von Menschen ist. Ich bin der Steg. Und Stege sind immer allein.“

Die Krähe landete auf seinem Stab, krächzte, als wolle sie widersprechen. Merlin lächelte schwach. „Vielleicht nicht ganz allein,“ murmelte er. „Aber genug.“

Die Nacht war noch nicht vorbei, aber er wusste: Das Kapitel war zu Ende. Er hatte den Wald nicht bezwungen. Niemand bezwingt den Wald. Aber er hatte verstanden, dass er sein Werkzeug und seine Bühne zugleich war. Und dass Einsamkeit kein Zustand, sondern ein Schicksal war.

Das Geheimnis der Sterne

Der Wald endete nicht plötzlich. Er bröckelte. Erst wurden die Bäume kleiner, die Äste lichter, die Schatten weniger. Dann kam der Hang, voller Steine, die wie alte Knochen aus der Erde ragten. Und schließlich stand Merlin auf einer Anhöhe, die den Blick freigab auf ein Land, das sich unter ihm ausrollte wie ein raues Tuch.

Zum ersten Mal seit Tagen sah er den Himmel ohne Dach aus Blättern. Und er war nicht freundlich. Der Himmel war kein Freund. Er war eine schwarze Fläche, durchlöchert von Funken, die weder wärmten noch leuchteten, sondern bloß glotzten. Sterne. Menschen nennen sie gern „Augen der Götter“. Für Merlin waren es eher Löcher im Mantel der Nacht, durch die etwas noch Größeres, noch Gleichgültigeres auf ihn herabsah.

Cathan setzte sich auf einen Stein, legte das Schwert neben sich. „Schöner Anblick,“ murmelte er.
Merlin lachte bitter. „Schön? Das sind Narben, keine Sterne.“
„Narben?“
„Jede ist ein Schnitt in die Dunkelheit. Und die Dunkelheit blutet Licht.“

Cathan sah ihn an, als wolle er etwas erwidern, ließ es dann aber. Manchmal sind Antworten nur Pflaster auf Wunden, die niemand versorgen will.

Der Wind war scharf. Er brachte den Geruch von Rauch mit sich, weit entfernt, irgendwo im Süden. Merlin zog das Tuch enger um die Schultern, starrte nach oben. Je länger er sah, desto mehr Muster erkannte er. Nicht die, von denen die Alten sprachen – Jäger, Drachen, Helden. Nein. Er sah andere Bilder. Blutigere.

Dort, links über dem Horizont, zogen die Sterne eine Linie, die wie ein Schwert aussah. Daneben ein Kreis, gebrochen, wie eine Krone. Und dazwischen Tropfen aus Licht, die fielen. Blut. Er schloss die Augen, doch das Bild brannte weiter in ihnen.

„Was siehst du?“ fragte Cathan.
„Etwas, das noch nicht geschehen ist.“
„Dann ist es bloß Fantasie.“
Merlin öffnete die Augen, starrte ihn an. „Oder eine Drohung.“

Die Sterne redeten nicht wie die Bäume. Keine flüsternden Worte, keine Wurzeln, die sich ins Ohr legten. Aber sie hatten eine Art Rhythmus, ein Pulsieren. Er fühlte ihn im Bauch, nicht in den Ohren. Und aus diesem Puls wuchsen Bilder.

Er sah Männer in Eisen, die gegeneinander rannten, wie Wellen, die sich brechen. Er sah ein Banner, das fiel. Und darunter Gesichter, die er nicht kannte, aber kennen würde.

„Du bist blass," sagte Cathan.
„Weil der Himmel lauter schreit als der Wald."
„Der Himmel ist still."
„Für dich."

Die Krähe flatterte auf, setzte sich auf einen Stein und reckte den Kopf. Sie sah hinauf, wie er. Für einen Moment schwor Merlin, sie verstand. Vielleicht verstand sie immer mehr als er.

„Hörst du das?" murmelte er.
Cathan seufzte. „Schon wieder Stimmen?"
„Nein," sagte Merlin. „Diesmal sind es Lichter. Aber sie lügen nicht weniger."

Später, als der Wind kälter wurde und die Müdigkeit in den Knochen nagte, legte Merlin sich auf den Rücken, die Augen weiter auf die Sterne gerichtet. Cathan schlief mit halb geöffneten Lidern, der Schwertgriff fest in der Hand.

Merlin aber hörte. Nicht Stimmen diesmal. Eher eine Art Musik. Keine schöne Musik, eher das Reiben von Metall auf Stein. Es war, als klopften die Sterne von außen an den Himmel, um durchzubrechen.

„Ihr wollt mir etwas sagen," flüsterte er. „Dann sagt es."

Das Bild kam sofort: eine Krone, die im Feuer schmolz. Ein Thron, leer. Ein Kind, das auf den Trümmern saß, barfuß, zitternd, mit Augen wie Spiegel. Er.

Merlin wälzte sich zur Seite, drückte die Stirn ins Gras. „Genug," keuchte er. „Ich will nicht mehr sehen." Doch die Sterne schwiegen nicht. Sie zeigten ihm ein weiteres Bild: einen Mann, groß, stark, das Gesicht im Schatten, ein Schwert in der Hand. Hinter ihm stand Merlin selbst – älter, mit Bart, mit Augen, die alles wussten und nichts ertrugen.

„Warum immer ich?" flüsterte er.

Die Sterne antworteten nicht. Sterne antworten nie. Sie zeigen nur.

Cathan drehte sich im Schlaf, murmelte etwas Unverständliches. Merlin setzte sich auf, starrte ihn an. *Du wirst fallen,* hatte er gesagt. Und der Himmel nickte ihm zu, als bestätige er es.

Die Krähe krächzte leise. Ein Ton, der wie Mitleid klang.

Merlin legte die Hand auf den Stab. „Wenn ihr mich zwingen wollt," murmelte er zum Himmel, „dann zwingen wir uns gegenseitig. Ich sehe, was ihr zeigt. Aber ich sage nur, was ich will."

Die Sterne funkelten. Gleichgültig. Drohend. Erwartend.

Der Morgen kam bleich, als hätte die Sonne ihre Farbe vergessen. Merlin war schon wach, bevor die ersten Strahlen den Nebel durchbrachen. Er hatte kaum geschlafen, nur gelegen, den Himmel über sich, der selbst im Traum nicht schwieg. Cathan schürte das Feuer, warf trockene Zweige hinein, die knackten wie alte Knochen.

„Du bist wach geblieben," murmelte der Krieger.
„Ich habe gelernt, dass der Himmel keine Ruhe kennt," erwiderte Merlin.
Cathan grinste schief. „Dann gewöhn dich dran. Krieger schlafen auch nicht, wenn sie kämpfen."
„Ich bin kein Krieger," sagte Merlin. „Ich bin ein Spiegel."
„Spiegel brechen," brummte Cathan. „Stahl hält."

Merlin schwieg. Er hatte in der Nacht gesehen, wie Stahl auch brach. Die Sterne hatten es gezeigt.

Sie zogen weiter, über flaches Land, das mehr Stein als Erde war. Der Wind blies ihnen ins Gesicht, scharf, ungeduldig, wie einer, der sie fortjagen wollte. Am Horizont sah Merlin eine Gestalt: klein, krumm, ein Bündel auf dem Rücken.

Cathan legte die Hand ans Schwert. „Ein Bettler. Oder ein Dieb."
„Oder beides," murmelte Merlin.

Die Gestalt kam näher. Es war ein alter Mann, so alt, dass seine Haut aussah wie getrocknetes Leder. Er stützte sich auf einen Stab, der voller Kerben war, als habe er mit ihm schon Kriege gezählt. Um seinen Hals hing eine Kette aus Knochenstücken, die im Licht klirrten. Seine Augen waren milchig, fast blind – und doch blickten sie geradewegs in Merlins Gesicht.

„Da bist du," sagte der Alte, noch bevor er nah genug war, um ihn klar sehen zu können. „Ich habe dich erwartet."

Cathan spannte sich an. „Unsinn. Du kennst ihn nicht."
Der Alte lachte, ein krächzendes Geräusch, das eher zum Wald passte als zur Steppe. „Ich kenne die Sterne. Und sie kennen ihn."

Merlin erstarrte. „Du liest den Himmel?"
„Nein," erwiderte der Alte. „Der Himmel liest mich. Ich schreibe nur ab."

Sie setzten sich an einen Felsbrocken. Der Alte holte ein kleines Bündel heraus, darin seltsame Steine, glatt geschliffen, jeder mit einem Symbol eingeritzt. Er warf sie auf den Boden, und sie fielen so, dass ein Muster entstand.

„Siehst du?" fragte er Merlin.
Merlin sah Linien, Kreise, Brüche. Sie erinnerten ihn an die Bilder der Sterne. „Ja," flüsterte er.
Cathan runzelte die Stirn. „Ich sehe nur Steine."
„Natürlich," sagte der Alte. „Weil du nur mit den Augen siehst. Er sieht mit dem Riss in seiner Brust."

Merlin spürte, wie sein Herz schneller schlug. „Was meinst du mit Riss?"
„Du bist kein Ganzes," antwortete der Alte. „Du bist Brücke. Ein Fuß im Feuer, einer im Nebel. Und die Sterne…" Er hob den Blick. „Die Sterne reißen an dir. Sie wollen, dass du ihr Mund bist."

Merlin schüttelte den Kopf. „Ich will kein Mund sein. Ich will nicht für sie reden."
Der Alte lächelte traurig. „Das sagen alle am Anfang. Aber die Sterne wählen nicht, wen sie

benutzen. Sie nehmen. Und sie haben dich genommen, noch bevor du wusstest, dass du existierst."

Cathan schnaubte. „Alte Märchen. Sterne sind Punkte am Himmel. Schön anzusehen, nutzlos zu deuten."
Der Alte wandte sich ihm zu, die blinden Augen plötzlich klar. „Und doch marschierst du in Kriege, weil Männer mit Kronen dir sagen, dass es dein Schicksal sei. Ist das weniger töricht?"

Cathan presste die Lippen zusammen, schwieg.

Der Alte beugte sich vor, legte Merlin eine Hand auf die Stirn. Sie war leicht, knochig, und doch schwer wie Stein. Bilder schossen in sein Inneres: ein Stern, der vom Himmel fiel; ein Meer aus Blut; eine Krone, die zersprang; und er selbst, auf einem Hügel, die Arme ausgebreitet, während die Menschen ihm zujubelten – und ihn im nächsten Moment steinigten.

Merlin keuchte, riss den Kopf zurück. „Genug!"
Der Alte nickte. „Du siehst. Du kannst nicht leugnen. Aber du musst wählen, welche Geschichten du aussprichst. Denn jedes Wort aus deinem Mund ist eine Saat. Und jede Saat wächst."

Merlin starrte ihn an, die Hände zitterten. „Und wenn ich schweige?"
„Dann wächst das Unkraut."

Die Krähe landete auf dem Boden, pickte an einem der Steine. Der Alte lächelte. „Dein Vogel kennt die Wahrheit. Er fliegt zwischen Himmel und Erde, so wie du zwischen Welten gehst."
„Es ist nur eine Krähe," murmelte Cathan.
„Nein," sagte der Alte. „Es ist dein Schatten."

Merlin fühlte, wie die Luft schwer wurde. Der Alte packte seine Steine, band das Bündel zu. „Hör mir zu, Junge: Die Sterne sind keine Freunde. Sie geben keine Gaben. Sie legen Lasten. Und je klarer du sie siehst, desto tiefer schneiden sie dich."

Dann erhob er sich, so plötzlich, dass es wirkte, als wäre er nie wirklich gesessen. „Geh weiter. Die Sterne werden dich finden, ob du willst oder nicht. Aber vergiss eins: Nicht jede Vision muss laut ausgesprochen werden. Manche töten, wenn man sie teilt."

Er ging, krumm, langsam, aber sicher, als folge er einem Weg, den nur er sehen konnte. Bald verschwand er im Nebel.

Merlin und Cathan blieben zurück. Der Krieger schüttelte den Kopf. „Ein alter Narr."
Merlin sah in den Himmel. Die Sterne blitzten kalt, hart, wie Nadeln. „Nein," sagte er leise. „Ein alter Spiegel."

Die Nacht kam klar, wie Glas, das man gegen das Licht hebt. Keine Wolke, kein Nebel, nur der Himmel, offen wie eine Wunde. Merlin lag auf dem Rücken, die Hände unter dem Kopf, und starrte in die Schwärze, die von Löchern durchstochen war. Cathan schlief schwer, den Arm um das Schwert, als fürchte er, jemand würde es ihm entreißen.

Merlin konnte nicht schlafen. Die Worte des Alten brannten noch in ihm: *„Nicht jede Vision muss laut ausgesprochen werden. Manche töten, wenn man sie teilt.“* Aber der Himmel schwieg nicht. Sterne schweigen nie. Sie summten. Nicht wie Musik, sondern wie das Reiben von Metall auf Metall, Funken, die in der Dunkelheit tanzen.

Er versuchte, nicht hinzusehen. Doch sein Blick fiel immer wieder nach oben. Und dann sah er es: ein Bild, so deutlich, dass es kein Zufall sein konnte.

Die Sterne formten ein Schwert. Nicht irgendein Schwert – lang, gerade, glänzend, als hätte es jemand in den Himmel geschlagen. Über ihm lag eine Krone, zart, fast brüchig, ein Kreis aus schwachen Lichtern. Das Schwert sank. Durchbohrte die Krone. Und die Krone zerbrach.

Merlin keuchte. Sein Herz raste. Er schloss die Augen, doch das Bild brannte weiter auf den Lidern, heiß wie ein Brandmal.

„Nein,“ murmelte er. „Nicht schon wieder.“

Er setzte sich auf, griff nach dem Stab. Die Krähe flatterte auf seine Schulter, krächzte einmal, so scharf, dass es wie ein Schnitt klang. „Du siehst es auch,“ flüsterte er. Sie antwortete nicht. Krähen antworten nie.

Cathan wachte auf. „Was ist los?“
„Der Himmel,“ sagte Merlin heiser. „Er schreit.“
Cathan richtete sich auf, blinzelte. „Ich sehe nur Sterne.“
„Und ich sehe Blut,“ erwiderte Merlin.

Die Nacht verging langsam, quälend. Merlin schwieg, hielt die Vision fest in sich, so wie man ein Messer in der Hand hält: nicht zu fest, sonst schneidet es, nicht zu locker, sonst fällt es.

Als der Morgen kam, grau und bleiern, hörten sie das erste Geräusch: Hufschläge, weit entfernt, aber schnell. Ein Reiter.

Cathan sprang auf, griff nach dem Schwert. „Versteck dich,“ befahl er.
„Warum?“
„Manche Nachrichten bringen den Tod schneller als Pfeile.“

Doch der Reiter kam, gehetzt, verschwitzt, das Pferd schäumend. Er hielt nicht an, bis er beinahe auf sie prallte. Dann riss er die Zügel, starrte sie an, die Augen voller Schrecken.

„Habt ihr es gehört?“ keuchte er.
„Was?“ fragte Cathan.
„Der König ist tot! Ermordet in der Nacht. Ein Dolch, direkt ins Herz. Die Krone—“ Seine Stimme brach. „Die Krone ist zerbrochen.“

Merlin fühlte, wie die Luft ihn würgte. Er sah wieder das Bild: das Schwert, die Krone, der Bruch.

Cathan fluchte, schlug mit der Faust gegen den Felsen. „Verdammt! Das Reich stürzt.“

Der Reiter trank hastig aus einem Schlauch, starrte Merlin an. „Und wer ist das Kind?“
Cathan legte die Hand auf Merlins Schulter. „Niemand,“ sagte er scharf. „Nur ein Reisender.“

Doch der Reiter ließ ihn nicht aus den Augen. „Er sieht mehr, als er sollte," murmelte er. Dann trieb er sein Pferd an und verschwand, Staub hinterlassend.

Cathan wandte sich zu Merlin. „Du hast es gesehen."
Merlin nickte stumm.
„Wann?"
„Letzte Nacht."
„Und du hast nichts gesagt?"
„Der Alte hatte recht. Manche Worte töten."

Cathan starrte ihn lange an. „Vielleicht. Aber Schweigen kann genauso töten."

Merlin schwieg. Denn er wusste: Beide hatten recht. Und das machte es schlimmer.

Er legte sich wieder ins Gras, die Augen auf den Himmel gerichtet. Die Sterne waren noch da, unschuldig, kalt. Er hasste sie dafür, dass sie ihn benutzt hatten.

„Ihr zeigt mir Dinge," murmelte er leise. „Aber ich bestimme, ob ich sie sage. Versteht ihr? Ich bin nicht euer Hund."

Die Sterne blinkten. Gleichgültig. Als wäre er nicht mehr als ein Staubkorn, das glaubt, es könne dem Wind befehlen.

Das erste Dorf hinter dem Wald roch nach Angst. Nicht nach Rauch, nicht nach Mist, sondern nach dieser Mischung aus Schweiß und Schweigen, die immer dann in der Luft hängt, wenn die Leute mehr wissen, als sie sagen wollen. Die Häuser standen schief, als wollten sie weglaufen, die Türen halb geschlossen, die Blicke dahinter halb verborgen.

Cathan führte Merlin die schmale Straße hinunter, das Schwert sichtbar an der Seite, als sei es ein Passierschein. Kinder starrten sie an, bevor Mütter sie zurückzogen, als wären die beiden ein Gespenst und sein Schatten.

„Sie haben es gehört," murmelte Cathan.
„Den Tod des Königs?"
„Ja. Nachrichten reisen schneller als Pferde, wenn sie Schrecken tragen."

Vor der Taverne stand ein Mann, grobschlächtig, mit Armen wie Balken. Er musterte sie, spuckte aus, und bedeutete ihnen mit einem Kopfnicken, hereinzukommen. Drinnen war es stickig, voller Stimmen, die sich gegenseitig zu übertönen versuchten.

„Erstochen," sagte einer.
„Im Schlaf," sagte ein anderer.
„Von wem?"
„Von allen," murmelte ein Dritter.

Merlin spürte die Blicke. Er setzte sich in eine Ecke, die Krähe auf der Lehne des Stuhls. Cathan bestellte Bier und Brot, so gelassen, als sei dies nur eine weitere Rast. Doch die Stimmung im Raum war wie ein Seil, das kurz vorm Reißen steht.

Ein alter Mann am Tisch neben ihnen beugte sich zu Cathan. „Hast du's gesehen? Die Sterne haben es angekündigt."

Cathan lachte hart. „Sterne töten keine Könige. Messer tun das.“
„Messer sind nur Hände,“ erwiderte der Alte. „Aber die Sterne führen die Hände.“

Merlins Herz stolperte. Er starrte auf die Tischplatte.

Plötzlich erhob sich eine Frau, das Gesicht schmal, die Augen hell wie kaltes Wasser. „Du!“ rief sie und deutete auf Merlin. „Du bist der, den ich im Traum gesehen habe. Du standest unter dem Himmel, und die Krone fiel.“

Alle Köpfe wandten sich zu ihm. Cathan griff nach dem Schwert, langsam, nicht drohend, aber bereit.

„Ich?“ fragte Merlin. Seine Stimme war leiser, als er wollte.
„Ja,“ sagte die Frau. „Du bist ein Zeichen. Die Sterne haben dich geschickt.“

Ein Raunen ging durch den Raum. Zeichen sind gefährlich – sie bringen Hoffnung oder Panik, und manchmal beides zugleich.

Der Wirt schlug mit der Faust auf den Tisch. „Genug Träume! Wir brauchen Brot, kein Gerede.“
Doch die Leute hörten nicht. Sie drängten näher, stellten Fragen durcheinander. „Wer wird der nächste König?“ – „Wird es Krieg geben?“ – „Sterben wir alle?“

Merlin spürte, wie die Stimmen ihn bedrängten. Er wollte schreien, dass er nichts wusste. Aber die Sterne flüsterten in ihm: *„Sag es. Sag es. Sag es.“*

Er presste die Augen zu. Sah wieder das Bild: das Schwert, die Krone, das Blut. Und dann, dahinter, einen zweiten Kreis aus Sternen, kleiner, aber heller, wie eine neue Krone.

Er öffnete die Augen. „Ein König ist gefallen,“ sagte er. „Aber ein neuer wird kommen. Aus dem Süden. Er trägt kein Blut, sondern Recht.“

Stille. Dann ein Murmeln. Hoffnung. Angst. Beides.

Cathan packte ihn am Arm, zog ihn aus der Menge, hinaus auf die Straße. „Bist du verrückt? Warum hast du das gesagt?“
„Weil sie es hören wollten.“
„Weil sie es brauchen,“ knurrte Merlin. „Menschen ertragen Stille nicht. Sie füllen sie mit irgendwas. Ich habe nur Worte gegeben.“
„Worte sind Schwerter,“ fauchte Cathan. „Und du hast gerade eins geworfen, ohne zu zielen.“

Merlin schwieg. Aber in seinem Innern wusste er: Er hatte nicht nur geworfen. Er hatte getroffen.

Später, in einer Scheune, die sie für die Nacht mieteten, saßen sie allein. Cathan rieb die Stirn. „Verstehst du nicht? Dein Mund macht dich zum Spielzeug von Königen. Sie werden dich suchen, dich benutzen, dich töten.“

„Und wenn ich schweige?“ fragte Merlin.
„Dann bist du nutzlos. Und Nutzlose töten sie auch.“

Merlin lehnte sich zurück, starrte durch die Ritzen der Bretter zum Himmel. Die Sterne glühten schwach. Er flüsterte: „Ihr habt mich in diesen Kampf geworfen. Aber ich bestimme, wie ich kämpfe."

Die Sterne blinkten. Gleichgültig. Vielleicht zustimmend. Vielleicht spöttisch.

Der Morgen roch nach Regen, der noch nicht gefallen war. Ein Schweigen lag über dem Dorf, das kein Frieden war – eher das gespannte Atemanhalten vor einem Schlag. Merlin und Cathan wollten unauffällig aufbrechen, doch schon auf der Straße spürte Merlin die Blicke. Augen, die mehr forderten, als sie wagten zu fragen.

Vor der Taverne stand ein Reiter. Anders als die Dorfbewohner trug er keinen Flickenumhang, sondern einen Mantel aus dunklem Wollstoff, sauber, schwer, zu ordentlich für einen Reisenden. Seine Stiefel glänzten trotz Staub, und an seiner Seite hing kein Axt- oder Bauernschwert, sondern eine fein gearbeitete Klinge. Das Pferd unter ihm war kräftig, die Mähne geflochten.

„Da ist er," sagte der Reiter, ohne Umschweife, und deutete auf Merlin. „Der Junge, der gestern in der Schenke von einem neuen König sprach."

Cathan spannte sich an. „Und wer fragt?"
Der Reiter musterte ihn mit kühler Gleichgültigkeit. „Mein Herr. Ein Fürst, der seinen Platz in der Ordnung kennt. Und der wissen will, was die Sterne ihm sagen."

Merlin fühlte, wie sein Magen sich zusammenzog. *Schon beginnen sie,* dachte er. *Schon wollen sie mich in ihre Spiele ziehen.*

Sie wurden in die Taverne geführt, die nun fast leer war. Nur der Reiter und zwei schweigsame Begleiter mit Speeren standen bei ihnen. Der Reiter setzte sich, als sei der Tisch ein Thron.

„Sag mir, Junge," begann er, „ist es wahr, dass du den Tod des Königs vorausgesehen hast?"

Merlin schwieg. Cathan legte die Hand auf seinen Arm, eine stille Warnung. Doch Schweigen war hier gefährlicher als jedes Wort.

„Ich habe gesehen," sagte er leise, „dass ein Schwert eine Krone zerbrechen würde."

Die Augen des Reiters blitzten. „Und eine Krone ist zerbrochen. Also ist dein Wort wahr. Dann sag mir, was du noch gesehen hast."

Merlin spürte, wie die Sterne über ihm lachten – kalt, spöttisch. „Ich habe gesehen, dass ein neuer König aus dem Süden kommt. Aber sein Weg wird blutig."

Der Reiter lehnte sich zurück. „Aus dem Süden, sagst du." Er lächelte dünn. „Mein Herr ist ein Mann des Südens. Er wird das gerne hören."

Cathan schnaubte. „Und wenn er es nur hört, weil er hören will, was er braucht?"
Der Reiter wandte sich zu ihm, das Lächeln blieb. „Dann ist das der Sinn von Prophezeiungen. Sie sind Messer. Jeder greift danach, auch wenn er sich schneidet."

Merlin fühlte sich schuldig, obwohl er wusste, dass er die Wahrheit gesagt hatte. Aber Wahrheit ist ein zweiseitiges Schwert: sie tötet den, der sie hört, oder den, der sie spricht.

„Mein Herr wird dich sehen wollen," sagte der Reiter. „Noch heute. Komm mit uns. Er bietet Schutz, Speise, Unterkunft. Und Einfluss."

Cathan stand sofort auf. „Er ist kein Spielzeug für Fürsten."
Der Reiter lachte leise. „Niemand entkommt den Spielen der Fürsten. Nicht einmal Krieger, die meinen, sie seien frei."

Merlin hob die Hand. „Ich gehe nicht," sagte er.
Der Reiter hob die Brauen. „Dann wird mein Herr dich holen lassen. Heute mit freundlichen Worten. Morgen mit Ketten."

Die Begleiter traten einen Schritt näher. Speerspitzen glänzten.

Merlin schloss die Augen. Er hörte die Stimmen der Sterne, diesmal lauter, dringlicher. *„Sag. Sag. Sag."* Doch er widerstand. Er würde nicht auf Befehl reden. Stattdessen legte er die Hand auf den Stab und murmelte ein einziges Wort: „Genug."

Ein Windstoß fuhr durch die Taverne, obwohl die Türen geschlossen waren. Die Speere erzitterten in den Händen der Männer, das Feuer im Herd flackerte, als wolle es erlöschen. Der Reiter blinzelte, erschrocken, wenn auch nur für einen Augenblick.

„Er ist gefährlich," zischte einer der Speerträger.
Der Reiter erhob sich. „Umso besser. Mein Herr liebt gefährliche Männer."

Er wandte sich ab, legte die Hand aufs Schwert. „Wir werden wiederkommen. Bereitet euch."

Dann verließen sie die Taverne, das Klirren der Rüstung hallte in der Stille nach.

Cathan packte Merlin an den Schultern. „Was hast du dir gedacht?"
„Dass ich kein Hund bin, den man an die Leine legt."
„Aber jetzt haben sie dich gesehen. Sie werden dich jagen."
Merlin nickte. „Vielleicht. Aber besser gejagt als gekauft."

Die Krähe flatterte durchs offene Fenster, setzte sich auf den Stab und krächzte laut, als wolle sie sagen: *Das Spiel hat begonnen.*

Merlin seufzte. „Ja," murmelte er. „Und ich bin schon mittendrin."

Das Dorf war am nächsten Morgen ein anderes. Kein Rauch stieg aus den Schornsteinen, kein Lachen von Kindern, kein Streit auf der Straße. Stattdessen flüsterten Stimmen hinter Türen, und jeder Blick, den Merlin auffing, war zu scharf oder zu ehrfürchtig.

Sie hatten ihn gehört. Jeder. Das, was er in der Taverne gesagt hatte, war durch die Gassen gekrochen wie ein Feuer, das von selbst wächst. *Ein neuer König kommt. Aus dem Süden.* Für manche war das Hoffnung. Für andere eine Drohung.

Die erste Frau, die ihn ansprach, tat es am Brunnen. Sie war jung, die Augen von Müdigkeit eingefallen, ein Kind auf der Hüfte. „Stimmt es?“ fragte sie leise, fast flehend. „Kommt wirklich einer, der uns schützt?“
Merlin wollte sagen: *Ich weiß es nicht.* Doch die Worte steckten fest. Er nickte nur. Das Kind lächelte ihn an, zahnlos, arglos. Hoffnung war gefährlich, aber er brachte es nicht übers Herz, sie zu zerschlagen.

Kaum war die Frau gegangen, trat ein Mann auf ihn zu, grob, mit Armen voller Narben. „Du bist ein Lügner,“ zischte er. „Kein König wird uns retten. Die Fürsten nehmen, sie geben nie. Deine Worte sind Gift.“
Merlin sah ihm in die Augen. „Vielleicht,“ sagte er ruhig. „Aber manchmal braucht man Gift, wenn die Wunden faulen.“
Der Mann spuckte aus. „Dann verrecken wir an deiner Medizin.“

So ging es den ganzen Tag. Manche suchten ihn auf, baten um mehr Worte, wollten wissen, ob ihre Felder überleben, ob ihre Kinder groß werden, ob das Land Frieden findet. Andere stießen ihn fort, warfen ihm Blicke zu, die Messer waren.

Cathan beobachtete das alles mit dunklem Blick. „Du siehst es, oder?“
„Was?“
„Deine Worte spalten sie. Einer hängt sich daran auf, der andere hängt sich daran.“
Merlin schwieg. Doch er wusste: Cathan hatte recht. Seine Stimme war nicht Heilung. Sie war Axt. Sie spaltete, egal wohin sie fiel.

Am Abend rief der Dorfälteste ihn zu sich. Ein Mann mit grauem Bart, die Hände voller Schwielen, der dennoch den Ton eines Richters hatte. Er saß in seiner Hütte, die nach trockenem Stroh roch, und sah Merlin lange an, bevor er sprach.

„Junge,“ sagte er, „ich habe viel gehört. Manche nennen dich Zeichen, andere Fluch. Ich sage dir: beides ist dasselbe. Ein Zeichen bringt Hoffnung oder Schrecken, aber nie Ruhe. Und wir brauchen Ruhe.“

Merlin hielt seinem Blick stand. „Ich habe nicht um ihre Fragen gebeten.“
„Nein,“ murmelte der Alte. „Aber du hast geantwortet.“

Stille füllte die Hütte. Draußen bellte ein Hund, kurz, heiser, dann wieder Stille.

„Geh,“ sagte der Alte schließlich. „Nicht, weil ich dich hasse. Weil ich weiß, dass dein Mund Feuer ist. Und wir haben schon genug Asche.“

Sie verließen die Hütte, als die Nacht kam. Auf dem Dorfplatz brannten zwei Fackeln. Eine kleine Menge hatte sich versammelt. Manche schauten Merlin an, als sei er ein Prophet. Andere, als sei er ein Dämon.

Ein junger Mann trat vor, mit funkelnden Augen. „Sag uns, Seher! Wer wird uns führen? Wer wird unser König?“
Merlin spürte, wie der Druck ihn würgte. Die Sterne über ihm glitzerten, fordernd, formlos.
„Ein König aus dem Süden,“ sagte er, „aber er bringt kein Brot. Er bringt Krieg.“

Raunen. Angst. Wut. Ein alter Bauer schrie: „Dann fort mit ihm! Er bringt nur Unheil!“
Doch eine Frau rief: „Nein! Er ist unsere Hoffnung!“

Das Raunen schwoll an, verwandelte sich in einen Streit. Hände ballten sich, Stimmen schrien. Der Dorfplatz wurde zum Markt der Prophezeiungen, jeder kaufte sich das Stück, das er hören wollte.

Merlin stand in der Mitte, der Stab schwer in der Hand. Die Krähe flatterte auf, zog Kreise über den Köpfen, krächzte laut.

Cathan drängte sich an seine Seite, zog ihn zurück. „Sie werden sich gegenseitig zerreißen. Wegen deiner Worte."
„Nicht wegen meiner Worte," flüsterte Merlin. „Wegen dem, was sie darin sehen."

Noch in derselben Nacht flohen sie aus dem Dorf. Kein Abschied, kein Wort. Nur das Gefühl, dass hinter ihnen etwas zurückblieb, das nie wieder heil werden würde.

Als sie auf einem Hügel standen und die Lichter des Dorfes schwächer wurden, sah Merlin hinauf zum Himmel. Die Sterne funkelten kalt, als hätten sie ein Spiel gewonnen.

„Ich habe gelernt," murmelte er, „dass ich nicht reden kann, ohne Wunden zu reißen."
Cathan nickte. „Dann rede nur, wenn es sein muss."
Merlin schüttelte den Kopf. „Die Sterne lassen mir keine Wahl."

Die Krähe setzte sich auf seinen Stab, krächzte. Es klang wie ein Hohnlachen. Oder wie Zustimmung.

Die Straße war nichts weiter als ein zerfahrener Pfad, von Rädern und Hufen zerwühlt, von Regen ausgewaschen. Sie führte sie fort vom Dorf, das hinter ihnen in der Dunkelheit versank, aber nicht aus ihrem Rücken wich. Merlin spürte es wie einen kalten Blick, der noch immer auf ihn ruhte. Er hatte es zerstört, ohne ein Schwert zu ziehen. Nur mit einem Satz.

Cathan stapfte neben ihm, schweigend. Das Schweigen war schwerer als seine Rüstung. Erst als die Nacht hereinfiel, brach er es. „Du weißt, dass sie dir nachsagen werden, du hättest das Dorf verflucht."
Merlin zuckte die Schultern. „Vielleicht habe ich es."
„Unsinn."
„Oder Wahrheit," entgegnete Merlin leise. „Manchmal ist das dasselbe."

Sie lagerten am Straßenrand, unter einer alten Eiche, deren Krone sich wie ein zerzauster Mantel über sie legte. Das Feuer brannte klein, aus Angst vor Blicken. Die Krähe hockte auf einem Ast und sah sie an, als wüsste sie längst, wohin das alles führen würde.

Merlin legte sich zurück, die Augen nach oben gerichtet. Wieder der Himmel. Wieder die Sterne. Er versuchte, sie zu ignorieren, aber sie waren wie ein Rauschen in seinen Knochen. Je länger er starrte, desto deutlicher formten sie ein Muster: ein Kreis, geschlossen, darin ein Schwert, das senkrecht stand. Darüber eine zweite Krone, heller, stärker.

„Ein neuer König," flüsterte er. „Einer, der auf dem Blut des alten steht."

Cathan sah ihn von der Seite an. „Wieder Visionen?"
„Keine Vision. Ein Befehl."
„Von wem?"
Merlin schwieg. Worte hätten es nur schlimmer gemacht.

Am nächsten Morgen kamen sie an ein größeres Lager. Ein paar Hütten, Zelte, Banner, die im Wind flatterten – das Vorfeld eines Fürstenhofs. Männer in Waffen standen herum, schärften Klingen, lachten zu laut. Doch hinter dem Lärm spürte man die Anspannung. Nachrichten vom Königstod hatten auch hier Wurzeln geschlagen.

Ein Banner trug das Wappen eines Löwen, golden auf schwarzem Grund. Cathan blieb stehen, die Kiefer angespannt. „Ich kenne das Zeichen. Ein Fürst aus dem Süden. Grausam, ehrgeizig. Wenn er die Krone wittert, geht er über Leichen."

Merlin nickte. „Dann bin ich genau der, den er sehen will."

Sie wollten unauffällig vorbeiziehen, doch schon nach wenigen Schritten wurden sie aufgehalten. Zwei Soldaten stellten sich ihnen in den Weg, Speere quer. „Wohin?"
„Weiter," sagte Cathan knapp.
„Nicht ohne Erlaubnis," erwiderte der eine. Sein Blick glitt zu Merlin. „Du bist der Junge, der die Sterne liest, nicht wahr?"

Merlin fühlte, wie sich sein Bauch zusammenzog. Worte, die wie Ketten klangen.

„Kommt," befahl der Soldat. „Der Fürst will euch sehen."

Noch bevor sie losgingen, hob Merlin den Kopf. Der Himmel war blau, klar, unschuldig. Doch in seinem Innern flackerten die Sterne weiter, als wäre Nacht. Sie formten das Bild, das er schon kannte: das Schwert, die Krone, das Blut. Diesmal aber war eine neue Figur zu sehen – ein Mann im Mantel, mit Augen, die wie Feuer brannten.

Merlin wusste: Dies war der Fürst, der ihn erwartete.

Er senkte den Blick, sah zu Cathan. „Es beginnt."
Cathan nickte, die Hand am Schwert. „Dann halten wir den Atem an, bis es vorbei ist."
„Es wird nicht vorbei sein," murmelte Merlin. „Nie mehr."

Die Soldaten drängten sie vorwärts, Richtung Hof, Richtung Macht. Und über ihnen, unsichtbar für alle außer Merlin, lachten die Sterne.

Kind eines Dämons, Kind der Erde

Er nannte es Erinnerung, obwohl es sich anfühlte wie ein Splitter, der immer wieder in dieselbe Wunde rutscht. Es begann nicht mit Licht, nicht mit einer frommen Geschichte vom Schicksal. Es begann mit einer Tür, die quietschte, und mit einem Atem, der nicht nach Mensch roch. Seine Mutter hatte nie viel Worte gehabt, wenn es um jene Nacht ging—die Nacht, in der ein Mann zu ihr kam, der keiner war. Sie sagte nur Dinge wie: „Es wurde kalt, aber ich schwitzte", oder: „Die Kerze brannte rückwärts", oder: „Ich betete, und die Gebete blieben im Zimmer hängen wie Rauch, der nicht weiß, wohin."

Wenn sie davon sprach, tat sie es, als ginge sie barfuß über Glas. Langsam, mit Pausen, und jedes Wort hinterließ Blut. Er war damals noch klein, zu klein, um die Form eines Dämons zu verstehen, aber alt genug, um zu wissen, dass es Wörter gibt, die Erwachsene wie Messer

halten. Dämon. Sünde. Bastard. Er lernte früh: Manche Wörter schneiden nicht, weil sie scharf sind, sondern weil sie immer wieder benutzt werden.

Seine Mutter beschrieb die Gestalt wie eine Erinnerung an Hitze, die durch eine Tür tritt. Kein Gesicht, sagte sie, nur die Andeutung davon, als hätte jemand einen Schatten in eine Schüssel mit Wasser gegossen und kurz umgerührt. Die Schultern waren menschlich, die Hände auch—zu menschlich. Doch zwischen den Fingern sei etwas gewesen, das kein Licht mochte. Ein Zittern vielleicht, ein Flimmern, ein Summen. „Er sprach meinen Namen nicht richtig aus", murmelte sie einmal, „als hätte er den Mund voll Sterne." Und dann schwieg sie, als sei dieser Satz selbst eine Sünde.

Merlin fragte irgendwann: „Warst du froh?" Sie zog die Hand zurück, als hätte er sie gebissen. Froh ist ein Wort, das nicht in Nächten wohnt, die Wände beschlagen. Später fragte er: „Hast du Ja gesagt?" Sie sah ihn lange an, bis die Stille wie ein drittes Wesen in der Hütte stand. „Ich sagte nichts", flüsterte sie. „Manchmal wird einem das Wort genommen, bevor man seinen eigenen Namen sagen kann." Er verstand nicht alles. Aber er verstand genug, um zu wissen, dass sein Name auf einer schiefen Treppe stand.

Die Leute im Dorf fügten ihre Version hinzu, wie sie es immer tun, wenn Wahrheit ein Kleid trägt, das niemandem passt. Sie erzählten, ein Fremder sei am Klostertor gesehen worden—eine Gestalt im Nebel, die keine Fußspuren hinterließ. Manche schworen, er sei durch die Mauer gegangen wie warmer Atem. Andere behaupteten, er habe beim Gehen die Hunde zum Heulen gebracht und den Brunnen zum Spiegeln. Es gab eine alte Frau, die sagte, sie habe in jener Nacht Sterne fallen sehen, alle in die Richtung der Zelle seiner Mutter; ein Mann erwiderte, Sterne fielen ständig, man merke es nur, wenn man einen Grund brauchte, sie zu bemerken.

Merlin wuchs unter Blicken auf, die ihn bewerteten wie Ware. Zu groß für sein Alter, sagten einige. Zu still, sagten andere. Zuviel Nebel in den Augen, zu wenig Angst vor der Dunkelheit. Einmal drückte ihm ein Kind eine brennende Fackel entgegen, nur um zu sehen, ob er Feuer fresse. Er tat es nicht. Er hatte keine Tricks, nur diese störende Art, Dinge zu wissen, bevor sie geschahen, und selbst das war kein Talent, sondern ein Seil, an dem viele ziehen.

Wenn er nach dem „Vater" fragte, wich seine Mutter aus, als müsse sie einer Flut ausweichen, die durch Ritzen kommt. „Manche Männer sind Nacht", sagte sie, „und manche Nächte sind Männer. Mehr kann ich nicht geben." Er spürte, dass das nicht Lüge war, sondern Selbstschutz: Ein Wort zu viel, und der Boden wird Sumpf. Ein Wort zu wenig, und der Himmel wird tief.

Es gab Tage, da zog er sich auf den Hügel hinter dem Dorf zurück, dorthin, wo die Erde atmete. Er legte die Hand ins Gras, in den Lehm, an den Stein. Die Erde antwortete nicht mit Sätzen, aber sie schwieg freundlich. Sie hatte Zeit, unverschämte Mengen davon, und Zeit ist ein Heiler, wenn man sie nicht beleidigt. Er spürte das Gewicht der Welt in den Fingerspitzen, dieses geduldige Schieben von Wurzeln, dieses langsame Nachgeben des Bodens, wenn Wasser kommt. Dann dachte er: *Wenn ein Teil von mir aus der Nacht ist, ist der andere Teil aus diesem hier.* Erde macht keine Versprechen. Sie macht nur Platz.

Die Priester erzählten die alte Lehre: Dämonenkindern wachsen die Zähne früh, sagte einer, sie hätten keine Spiegelbilder, sagte ein anderer, und würden von Katzen miaut, bevor sie laufen könnten. Merlin prüfte sich: Zähne normal, Spiegelbild vorhanden, Katzen

unbeeindruckt. Es war lächerlich und doch nicht lächerlich, denn Lüge bleibt klebrig, auch wenn man lacht. Einmal stellte er sich bei Mondlicht an den Brunnen und suchte nach etwas, das kein Körper ist—ein Schatten im Schatten, ein Flackern, das nicht vom Wind kam. Er sah nur sein Gesicht und dahinter die Nacht, und er wusste: Das genügt. Ein Mensch ist schon Schatten genug. Dafür braucht es keinen weiteren.

Er trug die Gerüchte wie ein zweites Hemd, eines, das nie trocknete. Wenn er mit anderen Jungen in den Wald ging, blieben sie ein paar Schritte zurück, und wenn er sich umdrehte, taten sie, als hätten sie etwas verloren. Einmal sagte einer: „Zeig uns die Hörner." Merlin lachte, zeigte ihm die Stirn, und als der Junge grinsen wollte, fiel ein Ast vom Baum und traf ihn knapp neben dem Ohr. Die anderen rannten. Merlin blieb stehen. Er schaute den Ast an, als könne man in Holz eine Absicht lesen. Vielleicht konnte man es. Vielleicht ist Absicht nur eine Art, Muster zu nennen.

Er fragte die Krähe, die damals bereits um ihn war, wie schwarzer Humor mit Flügeln. „Was, wenn ich wirklich von dort bin?" Sie legte den Kopf schief, als wolle sie sagen: *Dort ist überall.* Später im Wald, als die Wurzeln redeten und der Nebel atmete, versuchte er, den Unterschied zwischen Dämon und Baum zu hören. Der Baum verlangte Zeit. Der Dämon verlangte Geschichten. Beides saugt, dachte er, beides will dich.

In einer Nacht, lange nachdem er das Dorf verlassen hatte und der Wald ihn geprüft hatte, träumte er von einer Gestalt, die an der Schwelle stand. Nicht im Hüttentürrahmen, nicht im Klostergang—an der Schwelle der Welt, dort, wo der Nebel dünn wird und das Licht sich nicht entscheiden kann. Die Gestalt trug ein Gesicht, das seines sein konnte, wenn man es zu lange im Wasser betrachtete. „Mein Sohn", sagte sie, nicht laut und nicht liebevoll, eher wie eine Tatsache, die zu schwer ist, um sie freundlich zu tragen.

Er fühlte Wut, die aus alten Kellern kam, und etwas, das keine Wut war—eine Neugier, die ihn ekelte. „Wenn du mein Vater bist," sagte er, „wo warst du, als sie mich spuckten? Als sie sagten, ich fräße Feuer, ich brächte Pech, ich sei ein Orakel, das man schlagen darf?"

Die Gestalt trat näher. Der Raum um sie roch nach Eisen und nach einer Art Kälte, die man nicht trinken kann. „Ich war da", sagte sie. „Ich bin da, wenn du atmest. Ich bin der Teil von dir, der nie müde wird. Der Teil, der sich noch nach dem letzten Schlag rührt. Ich bin das Unvernünftige in dir, das dich vorwärts treibt, wenn du längst hättest liegen bleiben sollen."

Er lachte, hart. „Dann bist du nur die Ausrede für Männer, die andere brechen."
„Ich bin, was du willst, dass ich bin", antwortete die Gestalt. „Du gibst mir Namen. Ich bin nur Bewegung."

Als er erwachte, lag Erde unter seiner Hand—diese schlichte, ehrliche, feuchte Erde. Er roch an den Fingern und schmeckte Salz. Die Krähe hockte auf seinem Stab und sah ihn an, als hätte sie mitgehört. „Ich brauche keine Bewegung, die mir ein Gesicht stiehlt", murmelte er. „Ich brauche Gewicht."

Er grub die Finger tiefer in den Boden, bis die Nägel schwarz wurden. „Wenn ich der Sohn eines Dämons bin", sagte er zur Erde, „dann sei du meine Mutter. Leg mich fest. Halt mich, wenn die Stimmen kommen." Der Boden antwortete, wie Boden antwortet: Er gab ein wenig nach, nahm das Zittern aus seiner Hand und gab es irgendwohin, wo man Zittern recyceln kann.

Später, als die Sonne tiefer stand und die Welt so tat, als sei sie satt vom Licht, sprach er mit Cathan. Der Krieger hatte die Gerüchte nicht gern—Gerüchte sind Pfeile ohne Federn, sie fliegen, aber niemand weiß, wohin. „Sie sagen, du seist von der anderen Seite“, begann Cathan, als rede er mit einem Messer, das schon in der Wunde steckt.

Merlin nickte. „Das sagen sie.“
„Was sagst du?“
Er betrachtete seine Handflächen. Linien wie kleine Flüsse, die einen nie dahin führen, wo man glaubt. „Ich sage, ich bin zwei Dinge, die sich nicht vertragen. Dunkelheit, die laufen lernt. Erde, die denken will. Wenn das Dämon heißt, bitte. Wenn das Mensch heißt, auch gut.“

Cathan schwieg eine Weile. Dann legte er ihm eine Hand auf die Schulter, schwer, verlässlich. „Für den Krieg ist es egal, wessen Sohn du bist“, brummte er. „Für die Männer ist nur wichtig, ob du hältst, wenn es reißt.“
„Und wenn ich reiße?“
„Dann lernst du, wie man mit Rissen marschiert.“

Nachts kehrten die Bilder zurück—die Tür, der Atem, das Flimmern zwischen Fingern. Doch diesmal legte er, bevor sie groß wurden, beide Hände in die Erde, bis der Mund nach Lehm schmeckte. „Kind eines Dämons, Kind der Erde“, sagte er in den Boden. „Wenn es so ist, dann bin ich der, der entscheidet, wann welcher Teil spricht.“ Der Wind fuhr durch das Gras, und für einen Augenblick hörte er die beiden Seiten in sich wie zwei Hunde, die ein Seil ziehen. Es riss nicht. Noch nicht. Und das genügte, um weiterzugehen.

Der Tag begann mit Regen. Nicht dem schnellen, lauten, der sich in Bäche verwandelt und Kinder zum Lachen bringt, sondern dem beharrlichen, kalten, der tropfenweise in die Haut kriecht und alles schwer macht. Merlin und Cathan gingen schweigend, das Wasser lief ihnen von den Schultern, und die Krähe flatterte ungeduldig über ihnen, weil selbst Vögel Regen hassen.

Merlin mochte den Regen. Nicht, weil er angenehm war – er war kalt, nackt, unbestechlich. Aber weil er alles gleich machte. Regen fragt nicht nach Namen. Er fällt auf Fürsten wie auf Bastarde, auf Felder wie auf Sümpfe. In solchen Momenten glaubte Merlin fast, er sei nicht anders. Fast.

Doch das Schweigen der Leute machte ihn wieder anders. Auf dem Weg nach Süden kamen sie durch ein kleines Dorf, kaum mehr als zehn Hütten, ein Brunnen, ein Stall. Männer hockten unter dem Vordach der Schmiede, Frauen banden Tücher um den Kopf, Kinder rannten barfuß im Matsch. Als sie Merlin sahen, hörte das Reden auf. Blicke hingen an ihm, nicht an Cathan, nicht am Schwert, nicht am Regen. Nur an ihm.

Eine Frau bekreuzigte sich, ein alter Mann spuckte in den Schlamm. „Teufelsbrut,“ murmelte er, nicht laut, aber laut genug.

Cathan fuhr herum. „Halt dein Maul.“
Der Alte lachte rau. „Dein Schützling hat Hörner, die unter der Haut wachsen. Warte, bis sie kommen.“

Merlin blieb stehen, der Stab in der Hand, die Krähe auf der Schulter. Er sagte nichts. Widerspruch macht nur Fett für das Feuer. Er schaute den Alten an, bis dieser die Augen senkte. Dann ging er weiter. Worte sind manchmal Schwäche, Schweigen manchmal Waffe.

Sie fanden Unterschlupf in einer Scheune. Der Bauer, dem sie gehörte, nahm ihr Silber, aber nicht ihre Gesellschaft – er verschwand sofort wieder, als hätte er Angst, der Atem des Jungen könnte das Getreide verderben.

Cathan schnaubte. „Immer dasselbe."
„Sie sehen, was sie sehen wollen," erwiderte Merlin. „Und wenn sie keine Dämonen finden, machen sie welche."

Die Krähe hüpfte auf den Boden, pickte an den Körnern, krächzte laut. Es klang wie Zustimmung, aber auch wie Spott.

In der Nacht kam der Traum. Kein Traum von Sternen diesmal, sondern von Wurzeln. Sie wuchsen aus der Erde, krochen über seinen Körper, umschlangen Arme, Beine, Brust. Erst hielt er still, dachte: *Sie wollen mich festhalten.* Doch dann merkte er, dass sie ihn nicht banden, sondern trugen. Sie hoben ihn, wie eine Mutter ihr Kind hebt, langsam, vorsichtig.

Da erschien die andere Gestalt: der Schatten, der manchmal „mein Sohn" sagte, manchmal nichts. Halb Mensch, halb Rauch, mit Augen, die zu viel sahen. „Du bist mein Blut," flüsterte er. „Vergiss das nie."

Die Wurzeln zogen fester, als wollten sie ihn zurückreißen. „Und du bist mein Gewicht," flüsterten sie, „vergiss das auch nicht."

Merlin hing dazwischen, zwischen Schatten und Wurzel, zwischen Atem und Erde. Er schrie, doch die Schreie blieben in der Kehle hängen. Am Ende wachte er schweißgebadet auf, die Hände voller Stroh, die Fingernägel voller Dreck.

Cathan starrte ihn an. „Schon wieder Visionen?"
„Nicht Vision," flüsterte Merlin. „Erinnerung."

Am nächsten Morgen saßen sie im nassen Gras. Cathan sah ihn lange an. „Ich habe sie reden gehört. Dass dein Vater ein Dämon sei. Dass du ein Bastard bist, gezeugt von Schatten."
Merlin nickte. „Das sagen sie."
„Und?"
„Und vielleicht haben sie recht."

Cathan runzelte die Stirn. „Du glaubst das wirklich?"
„Ich weiß, dass er nicht wie du war. Nicht wie sie." Er sah zu den Hütten zurück. „Er war… anders. Und ich bin es auch. Ob Dämon oder nicht, spielt keine Rolle."

Cathan schwieg, kaute auf dem Bart. Dann sagte er: „Vielleicht bist du von einem Dämon. Vielleicht auch nicht. Aber du bist hier. Du blutest wie ich. Du frierst wie ich. Und wenn du fällst, wirst du genauso in der Erde liegen wie alle anderen. Das reicht mir."

Merlin lächelte bitter. „Vielleicht reicht es dir. Aber nicht der Welt."

Sie zogen weiter. Die Straße war schlammig, die Luft kalt. Doch Merlin fühlte, wie sich etwas in ihm klärte. Wenn er zwischen Dämon und Erde hing, dann musste er nicht wählen, wessen Sohn er war. Er konnte beides sein. Oder keines. Vielleicht war das seine eigentliche Macht: dass er sich nie festlegen musste, dass er immer dazwischen blieb.

Als sie den nächsten Hügel erklommen, legte er die Hand auf den Boden, presste die Finger in den Lehm. „Wenn du meine Mutter bist," murmelte er, „dann lehre mich Geduld. Denn mein Vater hat mir Eile vererbt."

Die Erde schwieg. Aber sie gab nach, nahm die Form seiner Hand an. Und für einen Moment fühlte er sich nicht verflucht, sondern verwurzelt.

Der Regen ließ nach, aber die Welt blieb nass, so als habe sie beschlossen, den Geruch von nasser Erde und fauligem Holz nie wieder loszulassen. Cathan und Merlin zogen weiter, die Straße schmal, voller Pfützen, die wie dunkle Augen wirkten. Die Krähe flatterte unruhig über ihnen, als würde sie wissen, dass Fragen in der Luft hingen, die schwerer waren als das Wetter.

Cathan schwieg eine Weile, dann brach es aus ihm heraus. „Sag, Junge… diese Kräfte, die Stimmen, die Bilder – sind sie von deinem Vater?"
Merlin zuckte zusammen. „Ich weiß nicht, wer mein Vater ist."
„Du weißt genug." Cathan sah ihn scharf an, als wolle er das Schweigen herausprügeln. „Alle flüstern. Dämon, Teufel, Schattenmann. Und du selbst gibst es zu. Also sag mir: Kommt deine Macht von ihm?"

Merlin schwieg, und in seinem Schweigen war mehr als in hundert Worten. Er wusste, dass jedes „Ja" oder „Nein" ihn auf eine Seite stellen würde – eine Seite, die ihn verschluckt.

„Ich will es wissen," presste Cathan. „Wenn ich dir den Rücken zuwende, wenn ich in der Schlacht dein Wort höre – höre ich dann den Jungen? Oder den Dämon?"

Merlin blieb stehen, stützte sich auf den Stab. Die Erde war weich unter seinen Füßen, kalt, schwer. Er atmete tief ein, den Geruch von Schlamm, Gras, Wurzeln. Dann kniete er sich hin, legte beide Hände in den Boden.

„Wenn er mein Vater ist," murmelte er, „dann will ich wissen, was das bedeutet."

Er wartete. Die Erde antwortete nicht mit Worten, nie. Aber sie antwortete mit Geduld. Erst ein Druck in den Fingern, dann ein Summen in den Handflächen. Er fühlte, wie etwas von unten kam – ein Strom, der nicht brannte, sondern trug. Es war kein Feuer, kein Zischen, keine Hast. Es war Gewicht. Schwere. Beständigkeit.

Und in diesem Strom lag eine Botschaft, nicht gesprochen, aber verstanden: *„Du bist nicht nur Blut. Du bist Boden. Wenn er dich antreibt, dann halten wir dich. Wenn er dich reißt, dann tragen wir dich."*

Merlin schloss die Augen, ein Zittern ging durch ihn, aber kein Zittern der Angst. Eher das Gefühl, dass sein Körper eine Antwort bekommen hatte, die größer war als Sprache.

Cathan beobachtete ihn, die Stirn in Falten. „Und?"
Merlin hob den Kopf, Erde an den Fingern, Lehm an den Nägeln. „Wenn er mein Vater ist,

dann ist die Erde meine Mutter. Er mag mir Bewegung gegeben haben. Aber sie gibt mir Gewicht."

Cathan blinzelte, verwirrt. „Bewegung. Gewicht. Was soll das heißen?"
Merlin lächelte schwach. „Dass er mich treibt, aber sie mich hält. Ohne sie wäre ich nur Schatten. Ohne ihn wäre ich nur Staub."

Cathan schwieg lange. Schließlich schnaubte er. „Also bist du beides."
„Ja," sagte Merlin. „Und das ist mein Fluch. Und meine Stärke."

Später, als sie in einem kleinen Hain rasteten, legte Merlin den Stab neben sich, die Hände erneut in den Boden. Er wollte es noch einmal spüren, noch klarer. Diesmal war es tiefer: Er hörte etwas wie Stimmen, aber keine wie im Wald, keine wie die Sterne. Es waren dumpfe, schwere Laute, eher ein Grollen, als würde die Erde selbst reden.

„Wir waren hier, bevor er kam. Wir bleiben, wenn er geht. Du gehörst uns genauso wie ihm. Vergiss das nie."

Tränen liefen ihm über das Gesicht, nicht aus Traurigkeit, sondern aus Überwältigung. Er war kein Bastard, kein Fehler. Er war zwei Geschichten, die sich gegenseitig ertrugen.

Cathan legte ihm eine Hand auf die Schulter. „Also?"
Merlin sah ihn an, das Gesicht schmutzig, aber die Augen klarer. „Wenn du mir den Rücken zukehrst, hörst du nicht den Dämon. Du hörst den, der beides trägt. Und der entscheiden wird, wann welcher Teil spricht."

Cathan nickte langsam. „Das reicht mir."

Merlin lächelte bitter. „Dir vielleicht. Aber der Welt nicht."

Die Krähe krächzte laut, als hätte sie genug gehört. Merlin sah sie an. „Was bist du eigentlich? Sein Bote oder ihrer?"
Die Krähe flatterte auf, zog Kreise und ließ eine schwarze Feder fallen. Sie landete in seiner Hand. Er steckte sie ein. „Dann wohl beides," murmelte er.

Die Nacht war so still, dass selbst der Regen schwieg. Merlin lag auf dem Rücken, die Augen geschlossen, den Stab neben sich, die Feder der Krähe in der Hand. Cathan schlief schwer, wie einer, der im Schlaf noch Wache hält. Doch für Merlin begann das eigentliche Ringen erst, wenn die Augen zu fielen.

Der Traum kam schnell, zu schnell, als hätte jemand nur das Licht ausgeknipst. Da war kein Übergang, kein langsames Versinken – er stand einfach da. In einer Halle aus Nebel, ohne Wände, ohne Dach. Ein Raum, der sich selbst nicht kannte. Und mitten darin wartete die Gestalt.

Groß, schmal, aus Schatten gemacht, aber mit Konturen, die ihn gleichzeitig vertraut und fremd machten. Das Gesicht war ein Echo seines eigenen, älter, schärfer, leerer. Augen, die funkelten, aber nicht mit Licht – eher mit Hunger.

„Mein Sohn," sagte die Gestalt. Es klang nicht wie Liebe, es klang wie eine Bestätigung. Wie ein Richter, der den Namen in ein Protokoll schreibt.

Merlin ballte die Fäuste. „Hör auf, das zu sagen.“
„Aber du bist es.“
„Vielleicht im Blut. Aber nicht im Willen.“
Der Schatten lachte leise, ein Laut wie Holz, das unter Druck bricht. „Willen? Willen ist nur die Fassade, die Schwäche trägt. Blut ist stärker. Und deins ist meins.“

Merlin trat näher. „Wenn du mein Vater bist, dann sag mir: Warum hast du sie gewählt? Warum meine Mutter? Eine Frau, die nicht einmal eine Tür zumachen konnte, weil der Abt sie jederzeit rufen konnte.“

Die Gestalt neigte den Kopf. „Weil sie glaubte. Weil sie betete. Weil sie dachte, ein Gott höre zu. Da musste jemand antworten.“

„Und du warst es.“
„Ich war näher.“

Wut schoss durch ihn. „Dann warst du nur ein Dieb.“
„Vielleicht,“ sagte die Gestalt. „Doch aus dem Diebstahl kam etwas, das nicht sterben wird. Du.“

Merlin wollte schreien, wollte schlagen, wollte irgendetwas zerreißen. Aber der Nebel nahm alles auf, machte jede Bewegung kraftlos. „Und was willst du jetzt?“
„Dass du erkennst, wessen Stimme in dir am lautesten ist.“
„Es ist nicht deine.“
„Noch nicht.“

Da bebte der Boden im Traum. Aus dem Nebel schoben sich Wurzeln, dick, schwer, schwarz von Erde. Sie wickelten sich um Merlins Beine, nicht eng, nicht bedrohlich – sondern fest, haltend. Sie krochen höher, über seine Brust, legten sich wie Arme um ihn.

Der Schatten knurrte. „Immer sie. Immer mischt sie sich ein.“
Merlin verstand. „Die Erde.“

Die Wurzeln zogen stärker, zogen ihn zurück, weg von der Gestalt. „Du bist unser,“ dröhnten sie. „Vergiss nicht, wessen Gewicht dich trägt.“

Der Schatten streckte eine Hand aus, lang, dünn, voller Rauch. „Und du bist mein. Vergiss nicht, wessen Blut dich treibt.“

Merlin fühlte sich zerrissen, zwischen Schwere und Hunger, zwischen Wurzel und Rauch. Er wollte zerbrechen. Doch dann erinnerte er sich an seine eigenen Worte: *Ich bin beides.*

„Hört auf!“ schrie er. „Ihr seid beide in mir, aber ich gehöre keinem von euch. Ihr habt mich geschaffen, ja. Aber ich entscheide, was ich mit mir tue.“

Der Schatten lachte, die Wurzeln dröhnten. Und dann riss der Traum.

Er erwachte mit einem Keuchen. Der Boden war nass unter seinen Händen, Erde klebte an den Fingern, als hätte er sie im Schlaf gegraben. Die Krähe saß auf seiner Brust, sah ihn an, schief, schwarz, geduldig.

„Ich habe ihn gesehen," flüsterte Merlin. „Er sagt, ich sei sein. Aber die Erde hat mich gehalten. Sie sagt, ich sei ihr."

Die Krähe krächzte, ein Laut, der beides zugleich war: Spott und Trost.

Cathan wachte auf, sah ihn an. „Schon wieder?"
Merlin nickte. „Diesmal beide. Vater und Mutter. Schatten und Erde."
„Und?"
„Und ich bin der, der zwischen ihnen steht. Ich bin nicht sie. Ich bin ich."

Er schloss die Hand, in der noch die Feder lag. Sie war warm, obwohl sie kalt sein sollte.

Er blickte in den Himmel. Die Sterne funkelten, gleichgültig wie immer. Doch er spürte, dass er etwas verstanden hatte: Sein Ursprung war keine Kette, sondern ein Spalt. Und in diesem Spalt war Platz – für ihn, für das, was er selbst formte.

„Kind eines Dämons," murmelte er, „Kind der Erde. Und irgendwann nur noch Merlin."

Die Krähe krächzte, als wolle sie sagen: *Wir werden sehen.*

Der Morgen war kalt und hell, als hätten die Wolken vergessen, sich wieder zu schließen. Merlin saß am Feuer, rieb Erde zwischen den Fingern, bis sie trocken zerbröckelte. Cathan betrachtete ihn eine Weile, das Schwert über den Knien, dann sprach er mit dieser rauen Stimme, die mehr Fragen stellte, als sie ertrug.

„Fürchtest du dein Blut?"

Merlin hob den Kopf. „Warum fragst du?"
„Weil es dir in den Augen steht. Du redest von Erde, von Gewicht, von Halt. Aber wenn du an ihn denkst—diesen Schatten, diesen… wie immer du ihn nennst—da bebt was in dir. Also sag's: Fürchtest du, dass du wie er wirst?"

Merlin starrte ins Feuer. Die Flammen zuckten, als hätten sie Ohren. „Manchmal," gab er zu. „Manchmal, wenn ich wütend bin, wenn ich zu viel sehe, wenn ich zu viel höre… dann fühlt es sich an, als käme die Stimme nicht von mir. Als würde er durch mich sprechen."

Cathan nickte, als sei das eine Antwort, die er erwartet hatte. „Dann musst du ihn fesseln."
Merlin lachte bitter. „Wie fesselt man Blut? Wie fesselt man einen Schatten, der in den Adern fließt?"
„Mit Wille."
„Willen?" Merlin schnaubte. „Willen ist nur ein Ruder. Das Boot bleibt dasselbe."

Die Krähe flatterte von Ast zu Ast, krächzte, als wolle sie Öl ins Feuer gießen. Merlin warf ihr einen Blick zu, dann sprach er weiter: „Vielleicht kann ich ihn nicht fesseln. Vielleicht kann ich nur lernen, ihn zu benutzen. Aber das ist der gefährlichste Weg von allen."

Cathan beugte sich vor. „Dann sag mir eins, Junge. Wenn er durch dich spricht—wie klingt er?"

Merlin schwieg. Er wusste, wenn er antwortete, öffnete er eine Tür, die schwer wieder zu schließen war. Doch die Worte kamen von allein, wie Wasser, das durch ein Leck sickert. „Er

klingt… wie ein Echo von mir selbst. Als hätte ich schon entschieden, bevor ich's gedacht habe. Als wüsste er, wohin ich gehe, noch bevor ich den ersten Schritt tue."

Und dann passierte es. Nicht gewollt, nicht gesucht. Seine Lippen formten Worte, die nicht von ihm kamen – und doch aus ihm flossen.

„Du wirst fallen, Cathan. Aber nicht im Krieg. Nicht durch das Schwert. Sondern durch das Gewicht deiner Schuld."

Die Worte hingen in der Luft, schwer, hart, endgültig. Cathan starrte ihn an, als habe er einen Schlag ins Gesicht bekommen. „Was hast du da gesagt?"

Merlin zitterte. „Ich… ich weiß es nicht."
„Doch. Du weißt es." Cathans Stimme war kalt, gefährlich. „Das war keine Vision, das war ein Urteil."

Merlin schüttelte heftig den Kopf. „Es kam einfach. Ich wollte es nicht."

Cathan stand auf, trat vom Feuer zurück. Sein Blick war der eines Mannes, der sich fragt, ob er einen Freund oder ein Messer an seiner Seite hat. „Das ist also deine Gabe? Oder der Dämon in dir? Worte, die töten?"

Merlin sprang auf. „Nein! Es waren nicht meine Worte."
„Und trotzdem hast du sie gesagt."

Die Krähe krächzte laut, flatterte zwischen ihnen, als wolle sie verhindern, dass die Spannung zum Schlag wird.

Merlin keuchte. „Cathan, hör mir zu. Ich weiß nicht, ob es er war oder ich oder die Sterne oder die Erde. Aber eins weiß ich: Es war wahr. Du wirst fallen. Aber nicht so, wie du denkst."

Cathan presste die Lippen zusammen, das Schwert noch immer in der Hand. Schließlich steckte er es zurück in die Scheide. „Dann soll's so sein. Aber merk dir eins, Junge: Wenn du je wieder mit dieser Stimme zu mir redest, prüfe ich, ob dein Blut wirklich Dämon ist. Mit Stahl."

Er setzte sich wieder ans Feuer, den Rücken hart wie Stein.

Merlin blieb stehen, der Stab in der Hand, das Herz voller Schuld. Er hatte nicht gelogen. Aber er hatte auch nicht entschieden, die Wahrheit zu sagen. Es war geschehen. Und genau das machte es schlimmer.

Er sah in den Himmel. Sterne verblassten im Morgenlicht, gleichgültig wie immer. Er flüsterte: „Wenn das euer Spiel ist, dann spielt ihr mit meinem Blut. Aber denkt nicht, dass ich euer Mund bleibe."

Die Erde unter seinen Füßen vibrierte leicht, als wolle sie sagen: *Wir halten dich. Aber wir nehmen dir die Last nicht ab.*

Merlin kniete nieder, presste die Hände in den Boden, bis die Nägel schmerzten. „Dann haltet mich, wenn er wiederkommt. Denn ich weiß nicht, ob ich es allein kann."

Die Krähe flatterte auf seine Schulter. Ihr Gewicht war leicht, aber es fühlte sich an wie Trost.

Der Tag zog sich schwer dahin. Cathan sprach kaum ein Wort, und wenn er es tat, klang seine Stimme wie Stein, der aneinander reibt. Merlin ging neben ihm, den Stab in der Hand, das Gewicht der ungewollten Prophezeiung im Rücken. Jedes Mal, wenn er Cathans Silhouette im Augenwinkel sah, hörte er wieder die Worte: *„Du wirst fallen… durch das Gewicht deiner Schuld."* Er hasste sich dafür, sie gesagt zu haben. Aber er wusste, er hatte keine Wahl gehabt.

Am Abend schlugen sie das Lager an einem Hügel auf, wo die Erde dunkel war und das Gras feucht glänzte. Cathan legte sich früh nieder, den Rücken zu Merlin, als wolle er damit ein Urteil sprechen: *Ich will deine Stimme nicht hören.*

Merlin aber konnte nicht schlafen. Etwas in ihm brannte. Nicht Wut. Nicht Angst. Eher ein Loch, das gefüllt werden wollte. Er legte den Stab beiseite, kniete nieder und presste beide Hände tief in die Erde, so weit, bis die Finger schmerzten.

„Ihr habt mir Antworten gegeben," flüsterte er. „Aber sie sind wie Messer. Ich will wissen: Gehört meine Stimme ihm, oder gehört sie euch?"

Zuerst war da nichts. Nur kalte Erde, feucht, stumm. Doch dann kam das Vibrieren, tief, wie ein ferner Donner. Es kroch von seinen Fingern in die Arme, von den Armen in die Brust. Ein Grollen, das kein Laut war, sondern Gewicht.

„Deine Stimme ist deine," sprach die Erde in ihm. *„Aber sie trägt zwei Echos. Er gibt dir Hunger. Wir geben dir Halt. Zwischen beidem formt sich das Wort."*

Merlin keuchte. „Dann war es nicht nur er?"
„Nein. Deine Prophezeiung war dein eigenes Echo. Du sagtest, was in ihm schlummerte – seine Schuld. Wir gaben dir das Gewicht, es zu tragen. Er gab dir den Drang, es zu sprechen."

Merlin presste die Stirn gegen den Boden. „Und wenn ich nicht reden will?"
„Dann schweigst du. Doch Schweigen ist auch ein Wort. Und manchmal ist es tödlicher."

Tränen liefen über seine Wangen, mischten sich mit Lehm. „Ich will kein Werkzeug sein. Nicht für ihn. Nicht für euch. Ich will… ich will ich sein."

Die Erde schwieg einen Moment, dann dröhnte sie erneut: *„Kind, du bist, was dazwischen lebt. Werkzeuge haben nur eine Klinge. Du hast zwei. Du kannst schneiden oder tragen. Die Entscheidung ist nicht, wessen Sohn du bist, sondern wessen Echo du wiederholst."*

Merlin atmete schwer. Er verstand die Worte, und doch nicht. Vielleicht sollte man sie gar nicht ganz verstehen. Vielleicht war Verstehen ein Luxus, den Kinder der Erde nicht hatten.

Plötzlich spürte er, wie die Erde unter seinen Fingern warm wurde. Nicht brennend, eher wie ein Herzschlag. Bilder tauchten auf, nicht scharf, sondern verschwommen: Er selbst, älter, die

Hände im Boden, während Krieger um ihn herum kämpften. Cathan, blutverschmiert, kniend, die Augen voller Reue. Ein Thron, leer. Ein Fluss, rot.

Merlin riss die Hände aus der Erde, keuchte, schwankte. Sein ganzer Körper bebte.

Die Krähe flatterte auf, landete auf seinem Stab und krächzte einmal, kurz und schneidend.

„Ich weiß," flüsterte Merlin. „Es ist noch nicht vorbei."

Als er ins Lager zurückkehrte, sah er Cathan im Schlaf, das Schwert umklammert. Merlin setzte sich daneben, sah ihn lange an. *Du wirst fallen,* dachte er. *Aber vielleicht kann ich dich halten, so wie die Erde mich hält.*

Dann legte er sich nieder. Er wusste, dass der Schlaf keine Ruhe bringen würde. Aber vielleicht brachte er Gewicht. Und manchmal war Gewicht besser als Frieden.

Die Nacht war schwer, als hätte der Himmel selbst beschlossen, ihn zu prüfen. Merlin lag auf dem Rücken, die Hände verschränkt, die Augen halb geschlossen, und spürte schon beim Einschlafen, dass er nicht allein war. Der Traum kam wie ein Schlag: keine leisen Schritte, kein langsames Sinken, sondern ein Fall in einen Abgrund, der ihn erwartete.

Er stand wieder im Nebelraum, der keiner war. Und dort – wie immer – die Gestalt. Der Schattenvater. Größer als zuvor, fester, klarer, als hätte das Bekenntnis des Tages ihn stärker gemacht. Die Augen glühten, nicht wie Feuer, sondern wie Metall, das zu heiß ist, um es anzufassen.

„Du weißt es," sagte der Schatten. „Du weißt, dass du mein Sohn bist."

Merlin hob das Kinn. „Ich weiß, dass du mein Blut bist. Aber das ist nicht alles."
„Blut ist genug."
„Blut ist Anfang," erwiderte Merlin. „Nicht Ende."

Der Schatten trat näher. „Komm zu mir. Du wirst nie wieder schwach sein. Nie wieder zweifeln. Nie wieder zögern. Dein Wort wird Gesetz. Dein Blick wird Waffe. Dein Atem wird Sturm. Ich gebe dir alles, wenn du nur annimmst, wer du bist."

Merlin fühlte, wie die Worte ihn zogen. Ein Teil von ihm wollte ja sagen, wollte stark sein, wollte nicht mehr zittern vor Stimmen, nicht mehr gejagt werden von Bauern und Fürsten. Aber dann bebte der Boden.

Aus dem Traumnebel wuchsen Wurzeln. Schwer, dunkel, voller Erde. Sie krochen um seine Beine, seine Arme, legten sich um ihn wie eine Mutter um ihr Kind. Und aus der Tiefe dröhnte es: *„Du bist unser. Wir halten dich. Du bist auch unser."*

Der Schatten fauchte. „Immer sie! Immer klammert sie sich an dich, die Erde. Ein Klotz, eine Last, die dich am Fliegen hindert."

Merlin keuchte. „Sie hält mich. Du treibst mich. Ihr beide seid in mir. Aber ihr gehört mir – nicht umgekehrt."

Der Schatten lachte, lauter, kälter. „Dann sprich es, Sohn. Sprich es laut."

Merlin schloss die Augen, die Wurzeln fest um ihn, der Schatten dicht vor ihm. Er atmete tief, dann sagte er: „Ich bin beides. Dämon und Erde. Schatten und Gewicht. Aber ich bin nicht dein Werkzeug. Und ich bin nicht ihr Werkzeug. Ich bin Merlin. Und ich bestimme, wessen Stimme in mir lauter ist.“

Ein Beben ging durch den Traum. Der Schatten wich zurück, nicht geschlagen, aber getroffen. Die Wurzeln lockerten sich, als hätten sie verstanden, dass Halten nicht Festbinden heißt.

„Du wirst dich entscheiden müssen,“ knurrte der Schatten. „Früher oder später. Und wenn du es nicht tust, zerreißt es dich.“
Merlin öffnete die Augen. „Dann reiße ich. Aber ich reiße als ich.“

Er wachte mit einem Schrei. Schweiß lief ihm über die Stirn, die Hände voller Erde, als hätte er sie im Schlaf gegraben. Neben ihm schlief Cathan noch, das Gesicht verhärtet, das Schwert im Arm. Die Krähe hockte auf seinem Stab, sah ihn an, als habe sie alles gesehen.

Merlin setzte sich auf, atmete schwer. „Kind eines Dämons,“ murmelte er. „Kind der Erde. Aber irgendwann… nur noch ich.“

Die Krähe krächzte einmal, scharf, zustimmend oder warnend – vielleicht beides.

Die Schule der Druiden

Der Weg zum Hain war keiner. Er war ein Versprechen, das sich dauernd anders entschied. Die Pfade verloren sich, kamen wieder, liefen im Kreis, als hätte der Wald Humor. Cathan fluchte leise, die Krähe tat so, als hätte sie ihn hergebracht, und Merlin ließ den Stab mit der Spitze über die Erde gleiten, bis das Holz leise sang. Es war Spätnachmittag, ein müder, gelber, und die Luft roch nach feuchtem Laub und Ziegen. Ziegen sind ehrliche Tiere: Sie stinken und meinen es so.

„Bist du sicher, dass es hier ist?“ knurrte Cathan.
„Nein,“ sagte Merlin. „Darum ist es richtig.“

Dann sahen sie es – nicht als Tor, sondern als Lücke im Gewöhnlichen. Drei Eiben standen da, dichter als die übrigen Bäume, und zwischen ihren Stämmen legte die Luft sich anders, ein bisschen schwerer, ein bisschen aufmerksamer. Auf dem Boden eine Spirale aus weißlichen Steinen. Keine großen Brocken—Kiesel, die jemand mit einer Geduld gelegt hatte, die weh tat. In der Mitte steckte ein Schafsknochen, auf den jemand ein Zeichen geritzt hatte: ein Kreis mit drei Einkerbungen. Es sah aus wie ein Mund, der gleich etwas sagen würde.

„Druiden,“ murmelte Cathan, und seine Stimme verlor einen halben Zoll an Breite.

Merlin hob die Feder der Krähe aus dem Gewandsaum, drehte sie einmal, steckte sie wieder ein. „Wenn das die Schule ist,“ sagte er, „klingeln wir.“

Er tat es nicht mit der Hand. Er stellte den Stab in die Mitte der Spirale, ließ ihn aus der flachen Hand fallen. Der Stab berührte Stein, machte *tok* – kein lautes, aber das richtige *tok*. Die Luft hielt den Atem an. Dann traten sie aus den Bäumen.

Es waren nicht viele. Ein Dutzend, vielleicht fünfzehn. Männer und Frauen, alt wie Wurzel, jung wie Messerspitzen. Keine Roben aus Gold, keine Kronen. Wolle, Leder, Dreck. Und diese Augen, die einen nicht sahen, sondern prüften, wie man Holz prüft, bevor man daraus einen Bogen macht.

Der Erste war klein und hart, mit einem Gesicht, das mehr Falten als Platz hatte. Sein Haar war weiß und kurz, wie Schnee, der keine Zeit für Romantik hatte. In der Hand hielt er einen Stab aus Schwarzdorn, an dessen Spitze drei kleine Zähne hingen. „Wer klopft," sagte er, „klopft an die eigene Stirn." Seine Stimme klang wie Kies auf Eisen.

„Merlin," antwortete Merlin. „Ein Schüler, wenn ihr einen braucht. Ein Fehler, wenn ihr keinen wollt."
Der Alte verzog den Mund zu etwas, das eine Erinnerung an ein Lächeln sein mochte. „Wir brauchen keinen. Aber Fehler sammeln wir. Sie sind die einzigen Dinge, die lernen." Er tippte mit dem Stab auf die Spirale. „Nenne mich Bran. Manche sagen Archidruide. Ich höre schlecht auf lange Worte."

Hinter Bran stand eine Frau, hoch, sehnig, das Haar in grauen Zöpfen, die Hände voller Narben. Ihre Schürze roch nach Minze, Rauch und Blut. „Gwynna," sagte sie, bevor irgendwer fragte. „Ich halte die, die bleiben, am Leben, und die, die gehen, beim Sterben." Ihre Augen prüften Merlins Hände, als seien sie Werkzeuge, die man erst schleifen müsse. „Zitterst du?"

„Immer," sagte Merlin. „Aber nicht dort, wo man's sieht."

Weiter hinten grinste einer so breit, dass sein Gesicht mehr Mund als Mensch war. Er trug eine Flöte am Gürtel und hatte den Blick eines, der Geschichten klaut, wenn sie nicht weglaufen. „Taliesin," stellte er sich nicht vor und verbeugte sich trotzdem. „Ich rede zu viel. Das ist meine Arbeit."

„Deine Arbeit," brummte Bran, „ist, zu schweigen, bis dich einer fragt."

„Dann fragt mich einer," erwiderte Taliesin und grinste noch breiter.

Cathan verschränkte die Arme. „Und was ist meine Rolle?"
„Schweigen," sagte Bran. „Oder gehen."

Cathan blinzelte langsam. „Ich kann beides."

Gwynna schnippte mit den Fingern. „Genug. Der Junge stinkt nach Reise. Und nach…" Sie sog die Luft ein, runzelte die Stirn. „…nach zwei Kräften, die nicht miteinander reden wollen." Ihr Blick war scharf wie ein Knochennadel. „Dämon und Erde. Hm."

„Er hat sich vorgestellt," murmelte Taliesin. „Er bringt seine Eltern mit."

Bran stieß den Stab in den Boden. „Stell ihm die erste Frage."

Gwynna trat näher, legte Merlin zwei Finger an die Pulse. Einer am Handgelenk, einer am Hals. Ihre Haut war trocken, warm. „Wofür willst du lernen, Kind? Für Macht? Für Ruhm? Für Rache? Antwort gut, ich koche die Medizin passend."

Merlin dachte an Sterne, an Nebel, an den Priester, an das Dorf, das er mit Worten zersägt hatte. „Für Gewicht," sagte er. „Damit ich nicht falle, wenn ich gehe."

Ein kurzes, echtes Lächeln huschte über Gwynnas Gesicht. „Das ist selten. Die meisten wollen fliegen."
„Fliegen kann jeder, der tief genug fällt," sagte Taliesin. „Landung ist die Kunst."

Bran hob die Hand, und die Stimmen fielen wie Vögel vom Ast. „Zweite Frage." Sein Blick wurde zu einer Axt. „Wovon lässt du los, wenn du lernst?"

Merlin musste nicht lange suchen. „Von Recht haben. Vom ersten Wort. Von der bequemen Lüge, dass die Welt auf mich wartet."

„Hm," machte Bran. „Genug, um dich nicht gleich rauszuwerfen."

Es war keine Aufnahme. Es war ein Nicht-Rausschmiss. Das ist in Schulen oft dasselbe.

Sie führten die beiden in den Hain. Es war kein klassischer Tempel, kein Zickzack aus Steinen, keine heiligen Schalen aus Bronze. Es war ein Kreis weicher Erde, ein paar Gruben, über denen Gestelle aus Hasel hingen, Kräuterbündel, die rochen wie Kindheit und Schmerz. In der Mitte ein flacher Stein, glattgescheuert, darauf eingeritzte Kreise in Kreisen. Am Rand drei Gräber, halb offen, halb geschlossen, als hätten sie Lust auf Gespräch.

„Schule," sagte Taliesin, als merke man es nicht. „Hier lernt man drei Dinge: Schweigen, Aushalten, Deuten. Wenn du Schweigen nicht kannst, wirst du Aushalten hassen. Wenn du Deuten zu früh tust, stellst du dir selbst ein Bein." Er zwinkerte. „Die meisten fallen hübsch."

Gwynna brachte eine Schale, dunkel und dampfend. „Trink."

„Was ist es?" fragte Merlin.

„Ja," sagte sie und hielt ihm die Schale hin. Es roch nach Wurzel, Metall, Regen und dem bitteren Namen eines Krauts, das man nur dann kennt, wenn man zu oft geweint hat. Er trank. Es brannte nicht. Es beschloss, tiefer zu brennen. Seine Zunge wurde stumpf, seine Finger leicht, sein Bauch schwer. Die Welt verrutschte um eine halbe Klinke.

„Schweigen," sagte Bran. „Setz dich in den Kreis. Du bekommst nichts zu essen, bis die Krähen dreimal lachen. Du schläfst nicht, bis der Schatten nicht mehr weiß, wo der Osten ist. Du redest nicht, bis deine Zunge anfängt, sinnvolle Arbeit zu suchen. Cathan, du wartest außerhalb."

Cathan zog die Augenbraue hoch. „Wie lang?"

„Lang," sagte Bran.

Merlin setzte sich. Der Boden war kühl und ehrlich. Die Spiralen im Stein sahen aus, als hätten sie etwas zu sagen, aber zu guter Erziehung gelernt. Die Krähe hockte auf einem Pfosten und tat so, als sei sie Aufsicht.

Die ersten Stunden waren nichts. Stille, Atem, die klugen Blicke der Alten, die so taten, als täten sie nichts. Gwenna strich an ihm vorbei wie ein Geruch von Thymian und Zeit. Taliesin setzte sich irgendwann neben ihn, legte die Flöte quer über die Knie und sagte: nichts. Es war das Beste, was er tun konnte.

Als die zweite Stunde kam, begann der Trank zu arbeiten wie ein ehrgeiziger Lehrling. Merlins Herz schlug in einem Takt, den er nicht unterschrieben hatte. Hinter den Lidern stiegen Bilder auf: Sternbilder, die Messer trugen; Wurzeln, die einen Mantel webten; die Hand eines Kindes, das seine Finger hielt – sein eigenes, früher, oder später? Er wusste es nicht.

Brans Stimme kam von irgendwo, ohne Entfernung: „Gib den Bildern keine Namen. Noch nicht. Namen sind Netze. Heute fängst nicht du."

Also ließ er sie ziehen. Das war schwer. Nichts greifen ist schwerer als alles halten. Die Zeit drehte den Kopf und tat so, als sei sie jemand anderer. Die Krähe lachte zum ersten Mal. Ein trockenes *hrra*, das sich an einem Ast stieß.

Gwynna trat wieder zu ihm, drückte ihm Wachs in die Ohren. Es roch nach Honig und Stall. „Damit du die Stimmen hörst, die nicht klingen," sagte sie. „Und damit die klingenden dich eine Weile in Ruhe lassen."

Als das Wachs die Welt dämpfte, wurde sie tiefer. Er hörte die Erde, nicht als Ton, eher als Druck, ein fernes Hämmern, das schon vor ihm begonnen hatte und nach ihm weitermachen würde. Er legte die Hand an den Stein, und die eingeritzten Kreise wurden zu Wegen unter seiner Haut. Etwas in ihm – der Teil, der laufen wollte – wurde leiser. Der Teil, der sitzen konnte, wurde schwerer.

Ein Schatten fiel über ihn. Bran stand da, blickte ihm in die Stirn, als sähe er ein stummes Buch. „Was willst du *nicht* lernen?" fragte er, und der Tonfall war so beiläufig, dass die Frage eine Axt wurde.

Merlin öffnete den Mund, schloss ihn wieder, ließ die Zunge nach Arbeit suchen. Die Worte kamen langsam, wie Wasser aus einer trockenen Wand. „Wie man… Menschen benutzt… um Recht zu haben."

Bran nickte. „Gut. Dann wird es das Erste sein, was dich versucht." Er setzte sich ihm gegenüber, legte den Schwarzdornstab quer über die Knie. „Hör zu: Wir lehren nicht Zaubertricks. Wir lehren, den Lärm zu sortieren. Der Rest sind Hände. Deine sind noch roh." Ein Blick auf Merlins Fingernägel, die schwarz vom Boden waren. „Gut. Roh ist formbar."

Die Sonne ging hinter den Eiben unter. Die Schatten vergaßen den Osten. Einmal hörte er Cathans Schritt draußen, schwer, geduldig. Einmal hörte er Taliesins Atem, der eine Melodie fast werden wollte und sich dann schämte. Gwynnas Kräuter taten, was Kräuter tun, wenn niemand hinsieht: Sie entschieden, ob man bleibt.

In der Dunkelheit, als die Spiralen im Stein sich anfühlten wie runzelige Hände, die man nicht abschüttelt, kam das Erste, was man eine Lehre nennen konnte – nicht als Satz, sondern als Einverständnis. Die Erde sagte: *Wenn du sitzen kannst, während alles ruft, darfst du stehen, wenn nichts kürzer wird.* Die Sterne sagten nichts. Ausnahmsweise.

Bran hob den Stab. „Genug für heute. Morgen Grab."
„Wie bitte?" fragte Merlin, die Zunge inzwischen ein brauchbares Werkzeug.
„Du schläfst im Boden," erklärte Gwynna freundlich, als biete sie Suppe an. „Flach. Drei Handbreit Erde auf dir. Damit du lernst, dass Dunkel nicht nur nimmt. Es hält auch."
Taliesin grinste. „Und wenn du aufstehst, bist du entweder klüger oder bewiesen tot. Beides bringt uns weiter."

Cathan trat aus der Dämmerung. Sein Blick suchte Merlins, fand ihn, blieb. Kein Lächeln, aber etwas, das die Zähne entspannte. „Lebst du?"
„Noch," sagte Merlin.
„Gut. Morgen wieder."

Als die Nacht den Hain schloss, legte sich eine Ruhe über alles, die nicht freundlich war, aber gerecht. Merlin streckte die Finger, betrachtete die Rillen im Stein, die unter seinem Fleisch nachliefen, und dachte: *Vielleicht ist Lernen nichts anderes als zulassen, dass die Welt in einen hineinritzt, was sie schon weiß.* Die Krähe rückte dichter an ihn, als die Temperatur fiel. Bran schnaufte leise, als habe er einen weiteren Sack mit Fehlern in die Vorratskammer gestellt.

Merlin schloss die Augen. Das Wachs in den Ohren hielt die falschen Stimmen draußen. Die richtige blieb: Gewicht. Und irgendwo darüber, sehr weit und klein, blinkte eine Geduld, die man Sterne nennt. Morgen Grab, dachte er. Heute atmen. Und er atmete, bis der Atem nicht mehr ihm gehörte, sondern dem Hain.

Der Morgen roch nach kalter Erde und Rauch. Gwynna ließ ihn nicht frühstücken, nicht einmal einen Schluck Wasser. Stattdessen führte sie ihn zu einem der drei halboffenen Gräber am Rand des Hains. Cathan lief mit, die Hand am Schwert, als müsse er gleich gegen den Boden selbst kämpfen.

„Leg dich hinein," befahl Gwynna, als sei es das Selbstverständlichste der Welt.
Merlin starrte die Grube an. Sie war kaum tiefer als ein Mannsbauch, der Boden feucht, die Wände von Wurzeln durchzogen, die wie Finger herausragten. Er schluckte. „Und wenn ich nicht mehr aufstehe?"
„Dann gehörst du den Wurzeln," erwiderte sie knapp.

Taliesin tauchte hinter ihr auf, grinste breit, als habe er auf diesen Moment gewartet. „Keiner stirbt hier unten. Nicht am ersten Tag. Nur der Dünnhäutige stirbt – an sich selbst. Aber hey," er zwinkerte, „manchmal ist es eine Erleichterung."

Bran kam zuletzt. Er klopfte mit seinem Stab auf den Rand der Grube. „Das Grab ist der erste Lehrer. Wer nicht lernt, still mit Dunkel zu atmen, wird laut, wenn es hell ist. Und laute Zauberer sind tote Zauberer."

Merlin stieg hinein. Die Erde war kühl, roch nach Eisen, Regen, nach alten Tieren, die längst Knochen waren. Er legte sich auf den Rücken. Über ihm die Gesichter: Bran ernst, Gwynna prüfend, Taliesin grinsend, Cathan verkrampft.

„Drei Handbreit," sagte Bran.

Gwynna schaufelte Erde über ihn, nicht grob, aber bestimmt. Die Schicht wurde schwerer, dunkler. Er atmete tief, bis das Gewicht auf Brust und Armen ihn festhielt. Dann wurde es still.

Cathan beugte sich herab. „Wie lange?"
„Bis er aufsteht," antwortete Bran. „Oder bis er bleibt."

Im Dunkel begann die Zeit zu tropfen. Erst hörte Merlin sein eigenes Herz, laut, schnell, wie ein Kind, das Angst hat. Dann kam die Enge. Die Erde presste ihn, nahm seinen Atem und verlangte, dass er ihn wieder zurückgab. Er kämpfte, schluckte, wollte rufen – doch der Wachs in den Ohren hielt die Stimme drin.

Da spürte er es. Ein Zittern. Nicht sein Zittern. Ein Puls, der durch die Erde ging, durch die Wurzeln, durch ihn. Langsam, schwer, unaufhaltsam.

„Wir halten dich," murmelte die Erde. *„Fürchte nicht. Wir nehmen, aber wir geben. Stirb in uns, und wir gebären dich wieder."*

Merlin schloss die Augen, ließ den Atem sinken. Für einen Moment fühlte er sich, als würde er zerfallen – nicht sterben, sondern aufgeteilt werden: ein Teil Blut, ein Teil Stein, ein Teil Schatten.

Und mitten darin hörte er eine andere Stimme, warm wie Rauch, spitz wie ein Messer: *„Sieh dich an, mein Sohn. Selbst wenn du dich begraben lässt, gehörst du mir. Ich bin das Feuer, das unter der Erde weiterbrennt."*

Merlin wollte schreien, doch er tat es nicht. Er flüsterte stattdessen: „Wenn du Feuer bist, dann ist sie Asche. Und Asche löscht dich."

Die Erde summte zustimmend. Das Feuer lachte. Und Merlin schwitzte Kälte.

Wie lange er dort lag, wusste er nicht. Vielleicht Stunden, vielleicht nur Herzschläge. Doch irgendwann spürte er, wie sein Körper sich veränderte. Der erste Atem war Panik gewesen, der zweite Zwang, der dritte Gewohnheit. Jetzt war er ruhig. Jede Schicht Erde fühlte sich weniger wie Last an, mehr wie Decke. Nicht Gefängnis, sondern Schoß.

Er hörte sein Blut rauschen, und in diesem Rauschen mischte sich ein Bild: ein Kreis aus Männern und Frauen, die Hände ineinander, in der Mitte ein Tisch aus Stein. Keine Krone, kein Thron – ein Kreis. Er verstand nicht, woher es kam. Aber er spürte: Das war eine Zukunft, die ihn erwartete.

Die Krähe schrie draußen, laut, dreimal.

Plötzlich packte ihn eine Hand, grob, kräftig. Erde flog, Licht stürzte hinein. Cathan zog ihn heraus, als reiße er einen Freund aus einem Fluss. Merlin hustete, keuchte, schlug die Erde von Gesicht und Brust.

„Bist du wahnsinnig?" fauchte Cathan Gwynna an. „Er hätte erstickt!"
Gwynna zuckte die Schultern. „Dann hätte er nicht gelernt."

Bran tippte Merlin mit dem Schwarzdornstab gegen die Stirn. „Und? Was sagt das Grab?“

Merlin schnappte nach Luft, zitterte. „Es sagt… dass Tod auch eine Mutter ist. Und dass Feuer selbst unter ihr nicht erlischt.“

Brans Augen wurden schmal, als hätte er eine Antwort gehört, die mehr war, als er erwartet hatte. „Gut. Dann bist du noch nicht nutzlos.“

Taliesin grinste. „Und er lebt. Das ist Bonus.“

Cathan führte ihn weg, legte ihm eine Decke um. „Du bist verrückt,“ murmelte er.
Merlin schloss die Augen, spürte den Boden noch immer an seiner Haut. „Nein,“ flüsterte er. „Ich bin geboren.“

Der Tag nach dem Grab begann nicht mit Frühstück. Kein Brot, kein Wasser, nur ein Blick von Bran, der sagte: *Hunger ist ein Lehrer.* Merlin fühlte, wie sein Magen knurrte, aber er beschloss, dem Knurren keinen Namen zu geben. Namen machen Dinge stärker.

Sie setzten ihn auf den Kreis aus Steinen, in die Mitte, wo der flache Opferstein lag. Gwynna schmierte noch mehr Wachs in seine Ohren, diesmal bis es fast schmerzte. „Du hörst nichts außer dir selbst,“ sagte sie. „Und glaub mir: Das ist das Schlimmste.“

Taliesin hockte sich daneben, grinste, als würde er eine schlechte Geschichte anfangen. „Schweigen ist kein Fehlen von Reden. Schweigen ist reden, nur mit weniger Zuhörern. Wenn du lang genug schweigst, wirst du Dinge hören, die besser keine Stimme gehabt hätten. Viel Spaß.“

Merlin setzte sich, verschränkte die Beine, legte die Hände auf die Knie. Der Stab neben ihm, die Krähe auf dem Pfosten. Die Druiden verteilten sich im Kreis, jeder mit einem Gesicht, das mehr Geheimnis als Freundschaft war.

„Drei Tage,“ sagte Bran. „Kein Wort, kein Bissen, kein Tropfen. Wenn du fällst, fällst du. Wenn du bleibst, bleibst du. In drei Tagen sehen wir, ob du Schüler bist oder Erde.“

Die ersten Stunden waren leicht. Der Körper erinnerte sich noch an Brot und Fleisch, an Schlucke Wasser. Doch irgendwann begann das Innere zu lärmen. Zuerst das Herz, laut wie Trommeln. Dann der Atem, zu schnell, zu wenig. Dann der Kopf, der Stimmen zu formen begann.

„Du bist zu schwach.“
„Du bist hungrig, weil du nichts bist.“
„Du sitzt hier, und die Welt zieht vorbei, und du wirst nichts anderes als Knochen.“

Merlin biss die Zähne zusammen, presste die Hände fester auf die Knie. Er erinnerte sich an das Grab, an das Gewicht der Erde, das ihn getragen hatte. Er flüsterte nach innen: *„Ich falle nicht. Ich sitze.“*

Doch dann kam die andere Stimme, rau, scharf, wie Rauch im Hals: *„Sohn, warum schweigst du? Rede. Rede, und sie werden knien. Rede, und du brauchst den Hunger nicht. Rede, und sie fressen dir aus der Hand.“*

Merlin schüttelte leicht den Kopf. *„Ich schweige.“*
„Du schweigst, weil du schwach bist.“
„Nein,“ dachte Merlin. *„Ich schweige, weil Worte Messer sind. Und ihr habt schon zu viele Messer in mich gesteckt.“*

Die Sonne wanderte, fiel, verschwand. Die Nacht war kalt, und der Hunger nagte wie ein hungriger Hund. Doch da begannen die Symbole.

Die eingeritzten Kreise auf dem Opferstein begannen zu flimmern. Erst dachte Merlin, es sei nur Müdigkeit. Doch dann formten sich Linien, die er nicht kannte, aber verstand. Spiralen, die sich öffneten, Kreise, die sich brachen, Runen, die wie Knochen standen.

Er hörte sie nicht, er sah sie nicht – er *fühlte* sie. Jeder Kreis war eine Geschichte, jeder Bruch eine Warnung, jede Spirale eine Frage.

Die Sterne mischten sich dazu, auch wenn er sie nicht sehen konnte. Sie waren da, über ihm, nagend, fordernd. Doch die Runen auf dem Stein sprachen eine andere Sprache. Nicht Befehl, sondern Hinweis. Nicht Hunger, sondern Gewicht.

Er begann zu begreifen: Die Symbole waren keine starren Zeichen. Sie waren Wege, die man gehen konnte. Manche führten ins Licht, manche ins Blut, manche ins Schweigen.

Am zweiten Tag kam der Zweifel. Er war so stark, dass Merlin sich beinahe erhob. Seine Kehle war trocken wie Stein, sein Kopf pochte, die Beine krampften.

„Er ist zu schwach,“ murmelte eine Stimme am Rand. Einer der jüngeren Druiden, ein Mann mit schmalem Gesicht und harten Augen. „Sein Blut taugt nicht. Es ist beschmutzt.“

Cathan, der wie ein Schatten hinter dem Kreis stand, legte die Hand aufs Schwert. Doch Bran hob nur den Stab. „Er sitzt. Mehr Urteil brauchen wir nicht.“

Der junge Druide schnaubte, wandte sich ab. Aber Merlin hatte es gehört, auch durch das Wachs. Die Worte fanden ihn.

„Beschmutzt.“

Er fühlte, wie die Schattenstimme lachte. *„Sieh? Sie wissen es. Sie erkennen dich. Also steh auf, reiß die Zunge aus dem Maul des Spötters. Zeig ihnen, wer dein Vater ist.“*

Merlin biss die Zähne zusammen. *„Nein. Ich zeige ihnen, wer ich bin.“*

Er legte die Hände wieder in die Erde, spürte, wie sie kühl und still war. *„Wenn sie mich beschmutzt nennen, dann halte du mich fest. Ich falle nicht.“*

Die Erde antwortete mit einem dumpfen Puls. Ein Echo, das sein Herz langsamer machte.

Am dritten Tag sah er Bilder. Kein Hunger mehr, keine Stimmen. Nur Bilder. Eine Frau mit schwarzen Haaren, deren Gesicht halb im Schatten lag. Eine Schlacht, rot, voller Schreie. Ein Schwert, das in der Sonne blitzte. Ein Kreis von Männern und Frauen, diesmal klarer, deutlicher, ihre Stimmen leise, aber fest.

Und wieder dieser Satz, diesmal nicht von den Sternen, nicht von den Wurzeln, sondern von irgendwo zwischen beiden: *„Du bist beides. Aber beides wird gebraucht.“*

Als Bran ihn endlich aufhob, drei Nächte später, war Merlin schwach wie Wasser, aber die Augen brannten. Er schwankte, doch er fiel nicht. Gwynna gab ihm einen Schluck bitteren Suds, der schlimmer schmeckte als Hunger. Taliesin grinste, half ihm auf.

„Er lebt,“ sagte Bran. „Und er schweigt. Also ist er Schüler.“

Die jüngeren Druiden murrten, doch keiner widersprach.

Cathan trat vor, legte ihm die Hand auf die Schulter. „Du bist verrückter als alle, die ich je kannte,“ murmelte er. „Aber vielleicht ist das der Grund, warum ich dir noch vertraue.“

Merlin nickte schwach. „Vielleicht.“

Die Krähe flatterte auf den Opferstein, krächzte zweimal. Für einen Moment schien es, als nickte sie Bran zu.

Am vierten Tag gaben sie ihm endlich Wasser. Nur einen Krug, abgestanden, mit einem Hauch von Eisen darin, aber es schmeckte wie ein ganzes Festmahl. Merlin trank langsam, während Bran mit dem Schwarzdornstab Kreise in die Erde zog.

„Jetzt,“ sagte der Alte, „lernen deine Augen zu sehen, was schon lange da ist.“

Taliesin hockte daneben, grinste und klopfte auf die eingeritzten Linien im Opferstein. „Das ist wie eine schlechte Geschichte: Jeder denkt, er versteht sie, und am Ende lacht sie nur über dich.“

„Still,“ brummte Bran. Dann deutete er auf die Kreise. „Runen sind keine Worte. Sie sind Richtungen. Wer sie liest, liest nicht das, was war. Er liest, wohin er gehen kann. Unterschied: groß.“

Gwynna legte ein Bündel Kräuter auf den Stein, entzündete es. Weißer Rauch stieg auf, drehte sich im Wind, als würde er selbst Zeichen schreiben. „Schau nicht in die Flamme,“ warnte sie. „Schau in den Rauch. Flammen lügen. Rauch vergisst nicht.“

Merlin sah in den Rauch, und da waren sie: Linien, Spiralen, Kreise, Knoten. Sie flossen ineinander wie Flüsse, die keine Karte kennen. Er verstand nicht jedes, aber er spürte, dass sie ihn kannten. Manche Symbole brannten, als gehörten sie ihm. Andere waren kalt, fremd, scharf.

Bran tippte mit dem Stab auf eine Spirale. „Das ist der Weg, der zurückführt.“
„Zurück wohin?“ fragte Merlin.
„Immer dahin, wo du Angst hattest.“

Dann auf einen Kreis mit einem Bruch. „Das ist die Klinge.“
„Ein Schwert?“
„Ein Entschluss.“

Dann auf eine Linie, die sich zweimal krümmte. „Das ist die Lüge."
„Warum auf dem Opferstein?"
„Weil jede Wahrheit dort liegt, wo die Lüge schläft."

Taliesin griff nach einem Steinchen, warf es in den Rauch. „Symbole sind wie Frauen," grinste er. „Je mehr du meinst, sie zu kennen, desto schneller werfen sie dich raus." Gwynna schlug ihm mit der Rückhand auf die Schulter, ohne hinzusehen.

Merlin aber blieb ernst. Er spürte, wie die Runen in ihm sangen, leise, wie Stimmen, die er schon immer gehört hatte, aber nie zuordnen konnte. „Sie reden mit mir," murmelte er.
Bran nickte. „Natürlich. Sie reden mit jedem. Nur die meisten hören lieber ihre eigenen Gedanken."

Merlin legte die Hand auf die Spirale. In seinem Kopf sah er das Grab, in dem er lag. *Zurück wohin du Angst hattest.* Ja, das passte. Er legte die Hand auf den gebrochenen Kreis – sofort sah er das Bild vom Sternenschwert, das die Krone spaltete. *Ein Entschluss*. Und bei der Lüge – da sah er sich selbst, in einem Dorf, die Leute vor ihm, und er hörte die Worte, die er sprach, ohne sie wählen zu wollen.

Er zog die Hand zurück. „Sie sind in mir."
„Nein," korrigierte Bran. „Du bist in ihnen. Seit du Atem hast."

Am Abend führten sie ihn in einen Hain hinter den Eiben. Dort hingen Sternkarten aus Leder, bemalt mit Linien und Punkten. Kreise und Schnüre verbanden sie, geometrisch, streng, wie Gerüste aus Licht.

„Der Himmel ist auch ein Stein," sagte Bran. „Nur größer. Lies ihn, wie du den Stein liest. Er ist nicht oben. Er ist in dir."

Gwynna hob den Finger. „Aber sei vorsichtig. Wer zu lange in den Himmel starrt, vergisst, wo er steht."

Merlin trat näher. Die Punkte auf dem Leder flimmerten, als würden sie sich bewegen. Er legte die Finger auf eine Konstellation, spürte den gleichen Strom wie beim Opferstein. Und wieder kamen Bilder: das Schwert, die Krone, das Blut. Aber auch neue – ein Kreis aus Männern an einem langen Tisch, ein Feuer, das nicht brannte, sondern hielt.

„Ich sehe… mehr," flüsterte er.
„Natürlich," sagte Bran. „Weil du schon vorher gesehen hast. Wir geben dir nur Namen. Namen sind Werkzeuge. Aber verwechsle sie nie mit der Sache selbst."

Einige der Druiden sahen ihm dabei zu, das Misstrauen in den Augen. Der junge Mann mit den harten Zügen, der ihn schon zuvor kritisiert hatte, zischte: „Seht ihr nicht? Er liest zu schnell. Als hätte er schon alles in sich. Das ist nicht Talent. Das ist Fluch."

Taliesin lachte. „Oder beides. Flüche sind nur Talente, die die falschen Schuhe tragen."
„Schweig," fauchte der Jüngere. „Er wird uns ins Verderben führen."

Bran schlug mit dem Stab auf den Boden. „Er wird geführt oder nicht – das entscheidet nicht dein Mund. Die Erde prüft, nicht du."

Merlin fühlte die Blicke, das Misstrauen, die Angst. Und er wusste: Auch hier, selbst unter Lehrern, war er nicht frei. Er war immer zwischen Bewunderung und Verdammnis.

Als die Nacht kam, saß er allein im Hain, die Sternkarte vor sich. Die Krähe landete neben ihm, pickte auf die Linien, als sei sie ein Schüler, der vorgaukelt, zu lernen.

Merlin flüsterte: „Wenn das Wissen schon in mir war, warum musste ich es erst hier finden?“

Die Krähe legte den Kopf schief. Antwortete nicht. Aber über ihm funkelten die Sterne, und im Boden summten die Wurzeln. Er hörte beide Stimmen gleichzeitig. Zum ersten Mal verstand er: Die Runen, die Sterne, die Erde – es waren nicht drei Lehrer. Es war eine Schule. Und er war die Tafel.

Der fünfte Tag im Hain begann mit einem Schaf. Ein junges Tier, weiß, mit Augen, die alles sahen und nichts verstanden. Zwei Druiden führten es in den Kreis, banden es an den Opferstein. Merlin sah, wie das Tier zitterte, und er spürte sofort: Das war keine Lektion für das Schaf. Es war eine für ihn.

Bran trat vor, den Schwarzdornstab in der Hand. „Jedes Wissen kostet,“ sagte er. „Worte, Atem, Schlaf – alles hat einen Preis. Aber manchmal genügt das nicht. Manchmal will die Erde Blut. Manchmal will der Himmel Rauch. Beides sind Türen, und sie öffnen sich nicht von allein.“

Gwynna hielt ein Messer bereit, blank, schmal, alt. Sie legte es in Merlins Hand. „Deine Prüfung,“ sagte sie. „Du musst das Opfer bringen.“

Merlin starrte auf das Messer. Seine Finger wurden kalt, obwohl die Klinge warm war von Gwynnas Hand. Er sah das Schaf, wie es atmete, schnell, flach, voller Angst. Und er sah zugleich etwas anderes: ein Bild, flackernd, wie ein Traum, der durch die Haut schlüpft – er selbst, nicht mehr Kind, sondern Mann, das Schwert in der Hand, Blut auf den Steinen.

„Nein,“ flüsterte er.

Bran trat näher, die Augen hart. „Wenn du das Blut nicht gibst, gibt es dich. Opfer ist keine Frage. Opfer ist Gesetz.“

Cathan machte einen Schritt vor, die Hand am Schwert. „Er ist ein Junge. Ihr wollt ihn zum Schlachter machen.“
„Sei still,“ zischte Bran. „Oder geh.“

Merlin fühlte die Klinge in der Hand, schwer, schwerer als jedes Schwert. Er hörte die Schattenstimme flüstern: *„Tu es. Spüre, wie das Blut fließt. Spüre, wie leicht alles wird, wenn du einmal das Messer führst. Das ist mein Geschenk.“*

Und gleichzeitig summte die Erde, dumpf, warm, tröstend: *„Halt ein. Blut fließt von selbst. Du musst es nicht holen.“*

Merlin zitterte. Sein Arm war eine Waage zwischen Himmel und Erde. Dann ließ er das Messer fallen.

„Nein," sagte er laut. „Ich töte nicht, um zu lernen. Wenn meine Macht Blut will, dann ist sie nichts wert."

Stille. Nur das Schaf atmete.

Der junge Druide, der ihn hasste, lachte höhnisch. „Seht ihr? Er ist zu weich. Er trägt den Schatten im Blut, aber die Erde hat ihn zu einem Feigling gemacht."

Bran hob die Hand, brachte ihn zum Schweigen. „Nein," sagte der Alte langsam. „Er hat verstanden. Opfer ist nicht Messer. Opfer ist Entscheidung. Er hat Blut verweigert – das ist auch Opfer."

Gwynna nickte. „Und das Schaf lebt. Also lebt er auch."

Doch in dieser Nacht kam der Traum. Das Schaf war wieder da, aber diesmal lag es tot auf dem Stein, Blut floss wie ein Fluss. Und hinter dem Stein stand der Schatten – der Vater.

„Du kannst nicht ewig verweigern," sagte er. „Blut wird kommen. Ob du es gibst oder nicht. Wenn du es nicht nimmst, wird es dir genommen. Und wenn es dir genommen wird, bist du nur Opfer, nie Herr."

Merlin wollte widersprechen, doch da legte sich wieder die Erde um ihn, schwer, fest. *„Blut kommt,"* summte sie. *„Aber nicht jedes Blut ist Mord. Manche Opfer sind Wahl. Und Wahl ist Macht."*

Zwischen beiden Stimmen stand Merlin, atmete schwer. Er verstand: Blutopfer bedeutete nicht immer Messer. Aber es bedeutete immer Verlust.

Am Morgen trat er zu Bran. „Ich habe geträumt," sagte er. „Blut wird kommen. Aber ich werde wählen, wann es meines ist und wann nicht."

Bran musterte ihn, als wolle er in seine Knochen sehen. Dann nickte er. „Gut. Du bist kein Schaf. Und auch kein Metzger. Du bist etwas dazwischen. Und dazwischen ist der Ort, wo Druiden wachsen."

Taliesin grinste, legte die Flöte an die Lippen und hauchte einen Ton, schief, aber voller Freude. „Er lebt. Und er blutet nicht. Für heute reicht das."

Der Streit brach nicht bei Nacht aus, sondern am helllichten Morgen. Das Feuer im Hain war kaum entfacht, da erhob sich der junge Druide mit den harten Zügen – Caradoc hieß er, wie Merlin nun erfuhr – und spuckte die Worte aus wie Galle.

„Genug! Dieser Bastard ist kein Schüler, er ist ein Fluch. Wir lassen ihn in Gräbern schlafen, wir lassen ihn in Kreisen schweigen, und was lernen wir? Nichts, außer dass er nicht gehorcht. Er verweigert das Opfer, er verhöhnt die Symbole. Er gehört nicht hierher."

Andere nickten, leise zuerst, dann lauter. „Er trägt Schatten im Blut." – „Er ist gefährlich." – „Er wird uns alle verraten."

Cathan griff instinktiv nach dem Schwert. Bran hob den Stab und schlug hart auf den Stein. „Schweigen!" Das Echo hallte durch den Hain. „Caradoc, deine Zunge ist schnell, aber

schnell ist nicht weise. Du nennst ihn Fluch? Dann sieh ihn an. Lebt er? Atmet er? Hat die Erde ihn behalten? Ja. Also gehört er hier."

„Die Erde nimmt auch Gift an," fauchte Caradoc.

„Und macht es Dünger," erwiderte Gwynna, kühl.

Merlin stand in der Mitte des Kreises, die Schultern schwer, das Herz wie ein Stein, der nicht weiß, wo er hinrollen soll. Er wollte sprechen, aber Bran legte ihm den Finger auf die Lippen. „Lass ihre Stimmen lärmen. Die Erde hört besser, wenn du still bist."

Doch in Merlins Kopf war es nicht still. Die Schattenstimme flüsterte: *„Verteidige dich. Schrei. Nimm den Stab, schlag ihn nieder. Zeig ihnen, wessen Sohn du bist."*

Die Erde summte, warm, geduldig: *„Warte. Wer Gewicht hat, muss nicht springen. Sie werden in ihre eigenen Worte fallen."*

Und tatsächlich – Caradoc schäumte, redete sich heiß, während Bran schweigend stand, Gwynna ruhig blieb, Taliesin grinste wie ein Mann, der ein Theaterstück genießt. Am Ende verstummten die anderen. Nicht überzeugt, aber erschöpft.

Bran nickte. „So. Wer ihn verstoßen will, soll ihn schlagen. Wer ihn nicht schlagen will, soll ihn dulden. Wer ihn duldet, soll ihn lehren. Ende."

Caradoc ballte die Fäuste, aber er schlug nicht. Noch nicht.

In dieser Nacht blieb Merlin allein im Kreis. Kein Hunger, kein Wachs in den Ohren, kein Grab – nur der Stein, die Runen, und der Himmel über ihm.

Da kam die Vision. Klarer als zuvor.

Ein Tisch. Rund, aus Stein. Männer und Frauen saßen darum, alle gleich hoch, alle gleich tief. Keine Krone, kein Thron. In der Mitte ein Feuer, das nicht fraß, sondern hielt.

Er hörte Stimmen, viele, durcheinander, aber alle auf derselben Höhe. *„Wir sind keine Herren. Wir sind keine Knechte. Wir sind ein Kreis."*

Merlin spürte, wie sein Herz raste. Er kannte den Sinn nicht ganz, aber er fühlte, dass hier eine Antwort lag – eine Antwort auf den Streit, auf Blut, auf Opfer. Kein Über- oder Untereinander. Ein Miteinander.

„Die Tafel," flüsterte er. „Der Kreis."

Die Sterne funkelten, kalt. Die Erde summte, tief. Und die Schattenstimme schwieg.

Am Morgen trat er zu Bran. „Ich habe etwas gesehen," sagte er. „Eine Tafel. Rund. Männer und Frauen, alle gleich. Keine Krone. Kein Thron."

Bran sah ihn lange an. „Dann hast du mehr gesehen, als wir dir zeigen wollten."

„Was bedeutet es?“
„Es bedeutet, dass du schon lernst, bevor wir lehren.“ Bran legte den Stab auf seine Schulter. „Aber das ist gefährlich. Die, die zu früh sehen, werden meist zu früh verbrannt.“

Caradoc hörte es. Und sein Blick versprach, dass er nicht warten würde, bis die Sterne entschieden.

Es war kein offizielles Ritual, kein angekündigter Lehrgang. Caradoc wählte die Stunde kurz vor Morgengrauen, wenn die Glut im Feuer fast erloschen ist und der Mensch am schwächsten. Er trat in den Kreis, riss Merlin mit einem Tritt aus dem Schlaf.

„Aufstehen, Bastard,“ knurrte er. „Heute sehen wir, ob du Erde bist oder nur Rauch.“

Merlin taumelte hoch, der Stab noch neben ihm, die Augen müde, aber nicht leer. Die anderen Druiden wachten auf, einer nach dem anderen, scharten sich um den Kreis. Niemand griff ein. Dies war keine Schule mehr – es war Prüfung durch Gewalt.

Cathan wollte eingreifen, doch Bran hielt ihn zurück. „Wenn er Schüler sein will, muss er selbst stehen.“

Caradoc trat näher, die Muskeln gespannt, der Blick voller Hass. „Du siehst Bilder, die nicht dir gehören. Du nennst Vision, was andere fürchten. Du wagst es, die Erde und die Sterne in einem Atem zu rufen. Das ist Anmaßung. Heute reiße ich dir die Lüge aus der Brust.“

Merlin hob den Stab. „Ich lüge nicht. Ich sehe.“
„Dann sieh jetzt,“ fauchte Caradoc und stieß vor.

Der Schlag traf hart, ließ Merlin zurücktaumeln. Der Kreis jubelte nicht, schwieg. Gwynna biss die Lippen zusammen, Taliesin grinste nervös.

Merlin fing sich, spürte Blut an der Lippe. Die Schattenstimme flüsterte: *„Schlag zurück. Lass ihn fallen. Zeig ihm, wessen Sohn du bist.“*

Die Erde summte tiefer: *„Steh. Halte. Dein Gewicht reicht.“*

Caradoc kam erneut, der Stab wie ein Speer. Merlin wich nicht aus. Stattdessen rammte er seinen Stab in den Boden, spürte, wie die Erde unter seinen Füßen vibrierte. Der Stoß Caradocs prallte ab, als habe er gegen eine Wurzel geschlagen.

Die Zuschauer raunten.

Caradoc knurrte, schlug wieder. Diesmal traf er Merlin an der Schulter, Schmerz explodierte, aber der Junge hielt stand. Er atmete tief, presste die Füße fester in den Boden.

Und da geschah es: Für einen Moment sah er nicht Caradoc, nicht die Druiden, nicht den Kreis. Er sah wieder die Tafel. Rund, aus Stein, Männer und Frauen gleich, ihre Hände ineinander. Und er sah sich selbst dort stehen, nicht höher, nicht tiefer – Teil eines Ganzen.

Ein Satz formte sich in ihm, nicht von den Sternen, nicht vom Schatten, nicht einmal von der Erde – sondern von ihm: *„Kraft ist kein Thron. Kraft ist ein Kreis.“*

Er hob den Stab, nicht zum Schlag, sondern in die Luft. „Ich stehe," rief er. „Weil ich Gewicht habe. Nicht, weil ich Blut vergieße."

Caradoc stürmte vor, blind vor Wut. Doch bevor er Merlin erreichte, riss Bran den Stab auf den Boden. Ein Schlag hallte durch den Hain, schwer wie Donner.

„Genug!"

Die Luft vibrierte, Caradoc hielt inne.

Bran trat in den Kreis, sah erst Merlin an, dann Caradoc. „Er hat gestanden. Du hast nur geschlagen. Schüler ist, wer steht, wenn er fällt. Nicht, wer fällt, wenn er schlägt."

Caradoc zitterte, die Wut noch in ihm, doch er schwieg.

Später, als die Menge sich zerstreut hatte, trat Gwynna zu Merlin, legte ihm eine Hand auf die Schulter. „Du bist weder Dämon noch Heiland. Du bist einfach nur hartnäckig. Das reicht."

Taliesin grinste breit, blies einen schiefen Ton in seine Flöte. „Und außerdem gibst du gute Geschichten. Wer im Grab lag, schweigend drei Tage aushielt, ein Schaf verschonte und Caradoc widerstand – das ist Stoff für Lieder. Selbst wenn du morgen stirbst, bist du schon mehr als die meisten."

Cathan nickte nur. Ein stilles Nicken, schwer, aber voller Anerkennung.

Merlin aber sah in den Himmel, wo die Sterne noch matt glommen. In der Erde unter seinen Füßen vibrierte das Echo der Wurzeln. Und in seinem Inneren hallte das Bild der Tafel – rund, gleich, stark.

„Eines Tages," flüsterte er, „wird dieser Kreis Wirklichkeit."

Die Krähe krächzte, als sei das ihr Lachen.

Erste Prophezeiungen

Es war kein Fest, kein Feuer, kein Tuch, das den Himmel schmückte. Es war nur der Kreis, dieselben Steine, derselbe Opferstein, dieselbe Erde. Aber Bran trat hinein, klopfte mit dem Schwarzdornstab, und die Art, wie die Luft vibrierte, machte klar: Jetzt beginnt etwas, das nicht mehr zurückgenommen wird.

„Merlin," sagte er, „du bist Schüler gewesen. Du hast Grab und Hunger getragen, du hast Symbol und Schweigen gelernt. Nun musst du sprechen. Nicht zu dir, nicht zu uns allein. Du sprichst in den Hain. Und der Hain wird entscheiden, ob deine Stimme Gewicht trägt."

Merlin spürte, wie sein Magen sich zusammenzog. Worte waren ihm nie leicht gefallen – nicht die eigenen, und schon gar nicht die, die von irgendwo anders kamen. Er erinnerte sich an Cathan, an die Prophezeiung, die ihm entwichen war wie ein Fluch: *„Du wirst fallen."* Worte, die stärker waren als Absicht.

„Und wenn ich nichts sehe?“ fragte er.
Bran sah ihn an, trocken. „Dann schweigst du. Schweigen ist auch Prophezeiung.“

Die Druiden versammelten sich. Gwynna brachte Rauch, scharf, beißend, aus Kräutern, die nach Eisen schmeckten. Taliesin grinste, blies Töne in seine Flöte, schief wie immer, aber heute klangen sie wie eine Warnung. Caradoc stand am Rand, die Arme verschränkt, und seine Augen sagten: *Wenn du fällst, tanze ich auf deinem Rücken.*

Merlin trat vor den Stein. Die Krähe hockte auf dem Pfosten, als sei sie ein Richter mit schwarzem Federkragen.

„Setz dich,“ befahl Bran. „Atme. Hör. Sprich, wenn es spricht.“

Merlin setzte sich, legte die Hände auf den Stein, die Runen kalt unter den Fingern. Er schloss die Augen.

Er wartete. Erst kam nichts, nur Atem, Herz, das alte Pochen. Dann begann das Flimmern, wie immer. Sterne, die kein Himmel waren. Spiralen, die sich drehten. Stimmen, die nicht Stimmen waren.

Und dann – ein Riss. Ein Bild.

Ein Mann, groß, mit einem Helm, geformt wie ein Drachenhaupt. Seine Augen brannten, sein Schwert war lang, schwer, nass von Blut. Hinter ihm ein Banner, rot, mit einer schwarzen Schlange. Um ihn herum brannte ein Thron, nicht aus Gold, sondern aus Leibern.

Merlin keuchte, der Körper krampfte. Er wollte die Augen öffnen, aber der Stein hielt ihn.

„Sprich!“ rief Bran.

Merlin öffnete den Mund. Und die Worte kamen, nicht von ihm, sondern durch ihn:

„Ich sehe einen König aus Blut. Sein Name ist nicht geboren, doch sein Banner trägt den Drachen. Er erhebt sich aus der Schlacht, und er baut den Thron auf Knochen. Wer ihm folgt, folgt dem Feuer. Wer ihm widerspricht, fällt. Und das Land wird beben unter seinem Gewicht.“

Stille. Nur das Knistern des Rauchs.

Dann Gelächter – nicht freundlich. Caradoc. „Hört ihr? Ein Drachenkönig! Blut und Knochen! Jeder Narr kann so reden. Vage Worte für leere Köpfe.“

„Still,“ knurrte Bran.

Aber andere murmelten. Einige mit Ehrfurcht, andere mit Angst. „Ein König aus Blut…“ – „Der Drachenbanner…“ – „Vielleicht ist es wahr…“

Merlin sank auf die Knie, zitterte. Blut tropfte aus seiner Nase. Gwynna kniete neben ihm, wischte es mit einem Tuch ab. „Sein Körper bezahlt,“ sagte sie. „Das ist echt.“

Bran legte den Stab auf Merlins Schulter. „Das war deine erste Stimme. Du bist kein Schüler mehr. Du bist Sprecher."

Nachts saß Merlin allein. Die Krähe auf der Schulter, die Hände schmutzig vom Stein, die Brust schwer.

„Ich habe es gesagt," flüsterte er. „Aber was, wenn es falsch war?"

Die Schattenstimme lachte. *„Es war nicht falsch. Es war nützlich. Das ist alles, was zählt. Worte sind Waffen. Wahr oder nicht, sie schneiden."*

Die Erde summte. *„Wahrheit ist kein Schwert. Wahrheit ist Gewicht. Sie drückt, sie hält, sie begräbt. Du hast Gewicht gegeben."*

Merlin legte den Kopf in die Hände. Zwischen Schwert und Gewicht, zwischen Lüge und Wahrheit, fühlte er sich zerrissen. Doch er wusste: Etwas war geboren. Und es würde ihn nie mehr verlassen.

Sie verließen den Hain zwei Tage später. Nicht, weil Bran es befahl, sondern weil Gwynna meinte, Merlins Blut brauche frische Luft und Cathan ohnehin aufbrach, bevor er alle Druiden mit Blicken niederstarrte. Taliesin drückte Merlin beim Gehen eine getrocknete Wurzel in die Hand. „Kaue, wenn die Bilder zu laut werden," grinste er. „Schmeckt scheußlich, aber Scheußlichkeit ist manchmal Medizin."

Sie folgten einem Pfad nach Westen, der zwischen Hügeln verlief, wo das Gras wie altes Fell lag. Die Krähe flatterte über ihnen, als gehöre sie längst zur Ausrüstung. Merlin sprach nicht viel. Sein Kopf war noch voll von dem Drachenbanner, dem Blut, dem brennenden Thron. Es war eine Sache, zu sehen. Eine andere, es auszusprechen, vor allen. Worte hatten Gewicht, das fühlte er jetzt in seinen Knochen wie Frost.

Am dritten Abend kamen sie in ein Dorf. Nicht mehr als zwölf Hütten, ein Brunnen, eine Kapelle aus Holz. Die Menschen sahen sie an, als wären sie Gespenster, dann verbreitete sich ein Flüstern. „Der Seher… der Junge aus dem Hain."

Eine Frau trat vor, mager, die Hände voller Schwielen. „Bist du der, der Bilder sieht?"
Merlin nickte zögernd.

Da stürzten sie auf ihn zu – nicht mit Waffen, sondern mit Bitten. Ein Bauer mit aufgerissenen Händen, eine Alte mit tränenden Augen, ein Kind, das am Bein zerrte. „Wird die Ernte reichen?" – „Wird mein Mann heimkehren?" – „Werde ich ein Kind gebären?"

Merlin spürte Panik. Es waren keine Fürsten, keine Druiden, sondern einfache Leute. Ihre Fragen waren klein, aber schwer, schwerer als Schlachten. Denn sie wollten keine Sterne. Sie wollten Antworten, die sie in den Schlaf brachten.

Cathan wollte sie abwehren. „Lasst ihn. Er ist nur ein Junge."
Aber Merlin hob die Hand. „Nein," sagte er leise. „Ich muss."

Er sah in die Augen der Frau, die zuerst gesprochen hatte. Er sah nicht sie, sondern den Boden unter ihr. Dunkel, feucht, voller Wurzeln. Ein Bild stieg auf – Getreide, hoch, golden, aber dann Wind, zu stark, Halme, die brachen. Er sah Regen, zu viel, Erde, die zu schwer wurde.

„Die Ernte kommt," sagte er, „aber sie wird nicht reichen. Sammelt Holz, hütet die Ziegen. Nur so überlebt ihr den Winter."

Die Frau nickte, Tränen liefen ihr über die Wangen. „Danke."

Der Bauer drängte sich vor. „Und ich? Mein Sohn, er ist fort in den Krieg. Kommt er zurück?"
Merlin wollte nicht. Er wollte schreien: *Ich weiß es nicht.* Doch da kam das Bild. Ein Feld, voller Blut, ein Helm im Gras, ein Gesicht, jung, leer.

Seine Kehle schmerzte. „Nein," flüsterte er. „Er kommt nicht."

Der Bauer brach zusammen, schlug die Fäuste auf den Boden. „Nein!" schrie er. „Verflucht sei dein Mund!"

Cathan griff nach dem Schwert, aber Merlin hielt ihn zurück. „Lass. Er hat recht."

Ein Kind, vielleicht acht, trat vor. „Und ich?" Seine Stimme war hell, zittrig. „Werde ich groß?"
Merlin sah hin. Er sah ein Haus, alt, verraucht. Er sah den Jungen, älter, die Hände am Pflug, ein Mädchen neben ihm. Ein friedliches Bild, unscheinbar.

Merlin lächelte schwach. „Ja," sagte er. „Du wirst groß. Und du wirst lieben."

Das Kind grinste, rannte zu seiner Mutter.

Doch das Dorf war gespalten. Einige küssten Merlins Hände, nannten ihn Retter. Andere verfluchten ihn, schrien, dass er Unheil bringe. Einer warf mit einem Stein, der ihn knapp verfehlte. „Er ist vom Teufel!"

Cathan zog das Schwert, doch Merlin schüttelte den Kopf. „Nein. Worte sind schon genug Blut."

Sie verließen das Dorf bei Nacht. Hinter ihnen noch immer Stimmen – Flüche und Gebete, ununterscheidbar.

Auf dem Hügel über dem Dorf setzte sich Merlin ins Gras, die Hände im Gesicht. „Jetzt weiß ich, warum Bran sagte, Worte haben Gewicht. Selbst die, die ich nicht will."

Cathan setzte sich neben ihn, schweigend. Nach einer Weile sagte er: „Du hast die Wahrheit gesagt."
„Vielleicht." Merlin sah in den Himmel. „Aber Wahrheit tötet auch."

Die Krähe krächzte, laut, als hätte sie gelacht.

Die Nacht war kalt, der Himmel voller Sterne, aber Merlin spürte keine Ruhe. Das Dorf lag hinter ihnen, doch die Stimmen klangen noch in seinen Ohren: Bitten, Schreie, Flüche, Gebete. Worte, die an ihm klebten wie nasser Lehm. Er schlief unruhig ein, und der Traum nahm ihn sofort.

Wieder Nebel. Immer Nebel. Ein Raum ohne Grenzen, und darin die Gestalt. Sein „Vater“. Der Schatten war heute deutlicher, fast menschlich, aber die Ränder flimmerten, als könne er nie ganz Form werden. Seine Augen leuchteten wie Kohlen, die unter Asche schwelen.

„Du beginnst,“ sagte er, „endlich zu sprechen.“

Merlin ballte die Fäuste. „Ich habe gesehen. Ich habe gesagt, was ich sah. Das ist alles.“
„Das ist nicht alles,“ erwiderte der Schatten. „Jedes Wort, das du sprichst, verändert. Die Frau, die du gewarnt hast – sie wird Holz sammeln. Der Bauer, dem du den Tod seines Sohnes verkündet hast – er wird sich gegen dich wenden. Das Kind, dem du Hoffnung gabst – es wird dich anbeten. Du bist kein Seher. Du bist ein Werkzeug.“

Merlin keuchte. „Nein. Ich wollte nur die Wahrheit geben.“
Der Schatten lachte, trocken, kalt. „Wahrheit? Wahrheit ist, was Menschen glauben, wenn du sprichst. Ob du lügst oder nicht, spielt keine Rolle. Worte sind Macht. Und Macht ist immer Manipulation. Du bist wie ich, Sohn. Du redest, und sie folgen. Du redest, und sie fallen. Das ist alles.“

Merlin wollte widersprechen, doch da bebte der Boden. Aus dem Nebel stiegen Wurzeln, schwer, schwarz von Erde. Sie legten sich um seine Beine, seine Brust, fest, warm, wie Arme.

Und die Erde summte tief: *„Nein, Kind. Worte sind Gewicht. Wenn du sie gibst, sinken sie. Manche brechen daran, manche stehen. Aber Gewicht ist nicht nur Manipulation. Gewicht ist Erinnerung. Gewicht bleibt.“*

Merlin stöhnte. „Und wenn ich schweige? Wenn ich nichts sage?“
Die Erde vibrierte: *„Dann füllt Schweigen die Leere. Schweigen ist auch Wort. Manchmal tödlicher.“*

Der Schatten grinste. „Siehst du? Siehst du, wie du gefangen bist? Sprichst du, bist du Werkzeug. Schweigst du, bist du Werkzeug. Du wirst nie frei sein.“

Merlin keuchte, Tränen in den Augen. „Dann wähle ich. Dann entscheide ich, wann ich rede und wann ich schweige. Nicht ihr.“

Der Schatten trat näher, seine Hand wie Rauch, der sich formen wollte. „Du kannst nicht wählen. Du bist mein Echo. Deine Prophezeiungen sind mein Atem.“

Die Erde dröhnte stärker, die Wurzeln zogen ihn zurück. *„Du bist nicht Echo. Du bist Gewicht. Echo vergeht. Gewicht bleibt.“*

Merlin schrie: „Ich bin weder Echo noch Gewicht! Ich bin ich!“

Der Nebel zerriss.

Er erwachte mit einem Schrei, der Boden unter ihm feucht von Schweiß. Cathan riss die Augen auf, griff nach dem Schwert. „Was?“
Merlin schüttelte den Kopf, die Hände zitterten. „Nur ein Traum. Nein – mehr als ein Traum.“

Die Krähe flatterte heran, ließ eine schwarze Feder auf seine Brust fallen. Er nahm sie, presste sie fest. „Ich werde wählen," flüsterte er. „Ob meine Worte Messer sind oder Gewicht. Das entscheidet nicht er. Und nicht die Erde. Nur ich."

Die Sterne über ihm funkelten kalt. Aber diesmal sah er sie nicht als Richter. Er sah sie als Zuhörer.

Sie kehrten in den Hain zurück, und Bran wartete schon. Er stand im Kreis, den Stab fest in der Hand, als habe er gewusst, dass Merlin zurückkommen würde – mit Augen, die zu viel gesehen hatten.

„Noch einmal," sagte er. „Der Stein verlangt eine zweite Stimme. Einmal ist Zufall. Zweimal ist Gewicht."

Caradoc spie in den Staub. „Oder zweimal Lüge."

Bran ignorierte ihn. „Merlin, setz dich."

Merlin spürte, wie sein Körper zögerte. Doch er gehorchte, legte die Hände auf den Opferstein. Die Runen fühlten sich wärmer an als sonst, als hätten sie schon von seinen Träumen erfahren. Gwynna entzündete Kräuter, deren Rauch bitter in die Kehle schnitt. Taliesin summte eine Tonfolge, die so schief war, dass sie fast rund wirkte.

Merlin schloss die Augen. Der Rauch kroch in ihn hinein, die Erde unter dem Stein vibrierte, und die Sterne stachen in sein Bewusstsein wie Nadeln. Er sank tiefer, tiefer, bis die Bilder kamen.

Er sah einen Himmel, schwarz, zerfetzt von roten Linien. Einen Fluss, der Blut trug, so dick, dass kein Fisch mehr schwamm. Eine Burg, deren Mauern bebten, während Banner im Wind flatterten – Banner mit einem Drachen, geschwungen, drohend, Feuer spuckend.

Und dann: Ein Name. Klar, laut, als hätte ihn jemand direkt in sein Ohr geschrien.

Uther Pendragon.

Merlin zuckte, sein Körper bog sich, als wollte er brechen. Doch die Stimme zwang ihn, sie laut auszusprechen.

„Ich sehe Krieg," rief er, „ich sehe ein Banner mit einem Drachen, Blutrot über dem Land. Ich sehe einen König, der aufsteigt, und sein Name ist Uther Pendragon! Er wird herrschen mit Schwert und Feuer. Viele werden fallen, viele werden folgen. Und das Reich, das er baut, wird stark – und zerbrechlich wie Glas."

Er fiel nach vorne, keuchend, Blut an den Lippen, die Finger noch immer an den Runen. Gwynna packte ihn, hielt ihn fest.

Stille. Nur das Knistern der Kräuter.

Caradoc lachte höhnisch. „Ein Name! Uther! Irgendein Bauer wird so heißen, und schon wird der Bastard recht haben."

Doch Bran schlug mit dem Stab auf den Boden. „Seid still. Er hat gesehen. Der Name kam, nicht von ihm, sondern durch ihn. Das ist kein Zufall."

Einige nickten ehrfürchtig, andere flüsterten voller Angst. „Pendragon… Drachenhaupt…"

Taliesin grinste schief. „Wenn ich's nicht besser wüsste, würde ich sagen: Endlich ein Held für meine Lieder."

Gwynna jedoch blickte ernst. „Oder ein Schlächter, den wir noch nicht kennen."

Merlin hob langsam den Kopf. „Ich wollte es nicht sagen. Aber es kam. Der Name, das Bild… alles kam von selbst."

Bran legte die Hand auf seine Schulter. „Das ist die Last. Du bist kein Herr über deine Worte. Aber du bist der, der sie trägt. Trage sie gut."

Cathan, der bisher im Schatten stand, trat näher, legte Merlin den Arm um die Schultern. „Dann ist es also entschieden. Ein König wird kommen. Und dein Mund hat ihn geboren."

Merlin schloss die Augen, das Herz schwer. „Wenn er geboren ist, dann wird er auch sterben. Vielleicht durch meine Worte. Vielleicht trotz ihnen. Aber sein Name ist jetzt in der Welt. Und nichts löscht einen Namen."

Es dauerte keine Woche, bis die Worte den Hain verließen. Kein Bote war geschickt worden, kein Pergament beschrieben, doch Namen sind wie Funken im trockenen Gras: Sie laufen schneller, als einer sie löschen kann.

„Uther Pendragon."
Die Druiden hatten es gehört. Sie flüsterten es am Feuer, erzählten es in den Hügeln, ließen es im Rausch ihrer Kräuter aus den Mündern tropfen. Ein Mann hörte es, trug es ins nächste Dorf, ein Jäger nahm es mit zur Burg, und bald lag der Name wie Rauch über dem Land.

Merlin spürte es. Überall, wo sie hinkamen, sprachen die Leute ihn nicht mehr an wie einen Jungen, sondern wie ein Werkzeug. „Du bist der Seher?" – „Du hast den König benannt?" – „Sag uns, wie er siegt."

Cathan brummte, das Schwert immer griffbereit. „Du wirst noch gehäutet, weil du zu viel redest."
Merlin schüttelte den Kopf. „Ich habe nicht geredet. Die Worte sind durch mich gegangen. Und jetzt reden sie allein."

In einem Dorf am Rand der Wälder baten sie ihn, am Feuer zu sitzen. Männer, Frauen, Kinder drängten sich um ihn. Einer brachte Brot, ein anderer Bier. Doch die Gesichter waren nicht freundlich – sie waren gierig.

„Sag uns," drängte ein Bauer. „Wird dieser Uther der König, den wir brauchen? Wird er uns von den Räubern befreien? Wird er uns Land geben?"
Ein anderer schrie: „Oder wird er uns in Kriege stürzen? Wird er unser Blut trinken?"

Merlin schwieg. Sein Schweigen wurde zum Spiegel. Jeder las darin, was er wollte. Die einen jubelten, die anderen schnaubten.

Schließlich hob er die Hand. „Ich habe gesehen, dass er kommt. Nicht mehr, nicht weniger. Den Rest bringt die Zeit."

Doch die Menge murrte. Ein Schweigen kann lauter sein als eine Lüge.

Später, als sie allein am Brunnen standen, stieß Cathan ihn hart gegen die Schulter. „Du gibst ihnen zu wenig. Sie wollen Gewissheit."
„Ich habe keine," antwortete Merlin.
„Dann lüg!"
„Nein," fauchte Merlin. „Eine Lüge wächst schneller als jede Wahrheit. Und sie tötet härter."

Die Krähe flatterte heran, landete auf dem Brunnensims, sah sie beide an, als höre sie mit.

In der Nacht träumte Merlin wieder. Doch diesmal war es kein Nebel, kein Schatten. Es war ein Thronsaal, groß, aus Stein. Männer knieten, ein Banner mit dem Drachen hing schwer über ihnen. Auf dem Thron saß ein Mann, stark, das Gesicht entschlossen, doch in den Augen ein Hunger, den selbst Krönchen nicht stillten.

Und im Traum hörte Merlin sein eigenes Flüstern: *„Uther Pendragon."*

Er erwachte schweißgebadet.

Am nächsten Morgen waren Reiter im Dorf. Sie trugen Wappen eines Fürsten aus dem Süden. Sie verlangten zu wissen, wer der Junge sei, der von einem Drachenkönig sprach. Der Dorfälteste deutete auf Merlin.

„Das ist er."

Die Reiter musterten ihn. Einer spuckte aus. „Ein Knabe. Ein Bastard. Und er spricht Könige in die Welt?"

Merlin fühlte, wie die Worte schwerer wurden als Stahl. Er war nicht mehr nur ein Seher für Bauern, er war eine Gefahr für Herren.

Cathan legte ihm die Hand auf die Schulter. „Ab jetzt bist du Teil von ihrem Spiel, Junge. Ob du willst oder nicht."

Merlin nickte, langsam. „Ich weiß. Die Prophezeiung gehört nicht mehr mir. Sie gehört dem Land."

Die Reiter führten sie nicht gefangen, aber es war nah dran. Cathan hielt die Hand am Schwert, doch sie mussten sich fügen – drei Männer in Eisen, Lanzen wie Äste, Pferde mit Atem so warm, dass es wie Rauch war. Sie ritten bis zu einer Burg aus grauem Stein, nicht groß, aber hart, eine Zunge aus Fels, die sich in das Land schob.

Dort wartete Fürst Madog, ein Mann mit Bart wie ein Besen und Augen, die zu oft den Himmel gemustert hatten, als könnten Sterne ihm Land schenken. Er ließ Merlin in die Halle führen, Cathan blieb an seiner Seite, die Krähe flatterte oben im Balkenwerk.

„Also," sagte Madog, seine Stimme ein Gemisch aus Spott und Gier, „du bist der, der den Drachenkönig gesehen hat."

Merlin schwieg.

„Sprich!“ befahl Madog. „Meine Männer sagen, du hast den Namen genannt. Uther Pendragon. Ein König. Ein Banner. Blut. Also sag mir: Wird er mein Herr? Oder mein Feind?“

Merlin spürte, wie alle Augen auf ihm lagen. Er hörte sein Herz, das schneller schlug, als es sollte. Er wusste: Jedes Wort konnte ein Messer sein – gegen Madog, gegen ihn selbst.

Die Schattenstimme flüsterte: *„Sag ihm, er soll dem Drachen folgen. Mach ihn zum Diener des Feuers. Dann hast du Macht über ihn.“*

Die Erde summte: *„Sag nichts. Lass dein Schweigen Gewicht sein. Sie werden sich daran stoßen, bis sie müde sind.“*

Merlin hob den Kopf. „Ich habe gesehen, dass ein König kommt. Sein Banner trägt den Drachen. Sein Name ist Uther Pendragon. Mehr habe ich nicht gesehen.“

Madogs Augen blitzten. „Lügst du mich an, Junge?“

„Nein,“ sagte Merlin. „Ich lüge nicht. Aber die Zukunft ist nicht gierig. Sie gibt nur Brocken. Ich habe dir den meinen gegeben.“

Madog erhob sich. „Brocken! Ich will Brot, kein Krümel! Ich will wissen, ob ich leben oder sterben werde, ob mein Haus fällt oder steigt!“

Merlin schloss die Augen, und da kamen sie – Bilder, plötzlich, hart, wie Schläge. Ein Fluss, rot von Blut. Männer im Wasser, Schilde zerbrochen. Eine Burg, brennend, ihr Tor wie ein Maul. Und Madog selbst, kniend im Hof, die Hände an der Brust, Blut zwischen den Fingern.

Er keuchte. „Ich sehe dich, Madog. Nicht alt. Nicht jung. Aber sterbend. Dein Blut auf deinem eigenen Hof. Nicht durch Uther, sondern durch Schuld, die du trägst.“

Die Halle erstarrte.

Madogs Gesicht wurde grau, dann rot, dann wieder grau. „Schweig!“ brüllte er. „Schweig, du Bastard!“ Er schleuderte einen Becher, der zerschellte.

Cathan zog das Schwert, doch Merlin hob die Hand. „Ich habe nur gesagt, was ich gesehen habe.“

Die Männer packten sie, doch Madog hielt inne. Er zitterte, schwer atmend. Dann winkte er ab. „Geht. Geht, bevor ich dich töte. Aber wisse: Wenn deine Worte wahr sind, bist du mein Fluch. Und wenn sie falsch sind, bist du mein Feind.“

Sie wurden hinausgestoßen, zurück auf den Hof, die Pferde nach.

Cathan funkelte Merlin an. „Du bist wahnsinnig. Hättest du schweigen können?“
Merlin zitterte noch immer. „Ich habe versucht. Aber die Bilder… sie kamen. Und wenn ich sie nicht sage, fressen sie mich.“

Die Krähe flog voraus, krächzte dreimal, als zähle sie die Toten, die noch kommen würden.

In der Nacht saß Merlin allein am Feuer. „Jedes Wort, das ich spreche," murmelte er, „legt ein Seil um meinen Hals. Und jedes Schweigen auch. Ich bin kein König, kein Krieger. Und doch wird das Land mich in Ketten legen."

Die Erde unter ihm summte: *„Ketten sind auch Gewicht. Manche tragen dich, manche halten dich. Entscheide, welche du nimmst."*

Merlin schloss die Augen. Er wusste jetzt: Seine Prophezeiungen waren kein Geheimnis mehr. Sie waren Munition, und Fürsten würden sie verschießen, ob er wollte oder nicht.

Die Nacht nach Madogs Halle brannte wie Fieber. Merlin lag am Boden, den Mantel über sich gezogen, doch sein Körper war zu schwer zum Schlafen. Jeder Atemzug war ein Stein, jeder Gedanke ein Gewicht. Die Krähe saß neben ihm, rührte sich nicht, als wüsste sie, dass gleich mehr geschehen würde als nur Träume.

Und dann kam die Vision. Nicht langsam, nicht zögerlich – sie riss ihn fort, als würde er in einen Strudel gezogen.

Er stand auf einem Hügel, das Gras verbrannt, der Himmel rot. Vor ihm wogte ein Heer, Schilde hoch, Schwerter blank. Banner flatterten – der Drache, schwarz auf Rot, zischend wie lebendig. In der Mitte der Schlacht stand ein Mann, groß, mit Helm in Drachenform. Sein Blick war hart, sein Schwert wie ein Blitz.

Uther Pendragon.

Das Land beugte sich unter seinem Schritt. Schlachten gewannen oder verloren sich, je nachdem, wie er das Schwert hob. Doch jedes Mal, wenn er es hob, floss Blut in Strömen. Das Schwert selbst begann zu glühen, als trinke es die Leben, die es nahm.

Dann änderte sich das Bild. Der Drachenkönig saß an einem runden Tisch – aber nicht allein. Männer und Frauen um ihn, alle gleich, alle schwer von Gewicht. Der Tisch war Stein, hart, aber er hielt sie zusammen.

Merlin fühlte Hoffnung. Doch dann bebte der Boden, der Tisch riss, zerbrach in Stücke. Die Stimmen erhoben sich, wütend, verworren. Der Drache auf dem Banner zischte, als würde er selbst die Runde verschlingen.

Und Merlin hörte eine Stimme, diesmal nicht vom Schatten, nicht von der Erde, sondern aus sich selbst: *„Was gebaut wird, wird fallen. Aber aus dem Fall wird Neues wachsen."*

Er schrie und erwachte. Schweiß klebte auf seiner Haut, der Boden war feucht unter seinen Händen. Cathan kniete neben ihm, die Augen weit. „Schon wieder eine? Was hast du gesehen?"

Merlin atmete schwer, wagte kaum, es zu sagen. „Ein König. Uther Pendragon. Ein Schwert, das Blut trinkt. Eine Tafel aus Stein, rund, stark – aber sie zerbricht. Alles fällt. Und doch… es wächst wieder."

Cathan sah ihn an, lange, ernst. „Dann ist dein Leben an ihn gebunden."

Merlin nickte. „Ja. An ihn. An das Schwert. An den Kreis.“

Die Krähe krächzte, laut, schneidend, als wollte sie das Siegel setzen.

Am Morgen wirkte der Himmel heller, doch für Merlin hatte er Gewicht bekommen. Er wusste: Seine Gabe war kein Geheimnis mehr. Die Zukunft, die er gesehen hatte, war zu groß, um in ihm allein zu bleiben. Sie war jetzt Teil der Welt – und die Welt würde ihn nicht mehr loslassen.

Die Schlacht am Fluss

Der Fluss roch nach Metall, noch bevor Blut ihn fand. Es war dieser kalte, graue Geruch, der aus Steinen kommt, wenn der Himmel auf Regen steht und die Welt so tut, als sei sie sauber. Cathan roch es zuerst. Er hob den Kopf, wie ein Hund, der das Gewitter hört, bevor der Donner losgeht. „Wasser,“ sagte er, „und Männer.“

Er hatte recht. Am Rand der Ebene lag ein Lager, zusammengenagelt aus Zelten, Stangen, nassen Bannern, die im Wind klatschten. Männer in Eisen gingen herum, redeten zu laut, als wollten sie ihre Angst trommeln. Über dem ganzen Platz hing der Geruch von Fett, nassem Leder, kaltem Brei. Es war Nachmittag, der Himmel bleiern, die Sonne eine schlechte Erinnerung.

„Wir sollten außen herum,“ murmelte Cathan.
„Wir sollten gar nicht hier sein,“ sagte Merlin.
„Zu spät.“

Ein Späher sah sie, winkte, und plötzlich standen sie in der Mitte des Lagers: ein Junge mit Stab, ein Mann mit Schwert, und eine Krähe, die tat, als sei das alles ihr. Fragen fielen auf sie wie Regen. *Wer seid ihr? Wohin? Was wisst ihr?* Cathan zeigte das Schwert, Merlin zeigte seine Müdigkeit. Müdigkeit ist auch ein Wappen.

Ein Hauptmann trat vor, mit grauem Bart, der sich nicht entschied, ob er stolz oder erschöpft sein wollte. Sein Helm hing an einem Lederriemen, seine Augen waren rot von zu wenig Schlaf. „Ihr seht nicht aus wie Händler,“ sagte er.
„Wir verkaufen nichts,“ erwiderte Merlin.
„Dann kauft ihr was: Schutz, gegen Geschichten.“ Der Hauptmann grinste mager. „Man sagt, ein Junge läuft herum, der Dinge sieht.“

Cathan machte einen Schritt, aber Merlin blieb. „Ich sehe genug,“ sagte er. „Mehr, als gut ist.“
„Dann sieh mir was,“ brummte der Hauptmann. „Sieh mir, ob ich morgen noch die Hände hebe. Sieh mir, ob mein Sohn die Ziege melkt, wenn ich weg bin.“

Merlin betrachtete ihn. In den Falten seines Gesichts lagen Straßen, die nie gegangen wurden. In seinen Händen lag eine Müdigkeit, die nur Männer haben, die zu oft Befehle gegeben und zu selten geschlafen haben. Ein Bild kam, kurz, wie ein Blinzeln: eine Schildreihe, Wasser an den Schienbeinen, ein Pfeil, der zu spät bemerkt wurde.

„Halt deinen Kopf unten," sagte Merlin. „Und wenn du glaubst, du müsstest noch einmal den Mut beweisen, den du schon hundert Mal bewiesen hast: lass es."
Der Hauptmann nickte langsam, als hätte man ihm eine Last genannt, die er kannte. „Ich heiße Owain," sagte er. „Wenn du lügst, verfluche ich dich. Wenn du recht hast, trinke ich auf dich. Vielleicht beides."

Sie gaben ihnen ein Stück Boden am Rand des Lagers. Cathan setzte sich, schärfte das Schwert, als ob Stahl zuhört. Merlin stand, sah zum Fluss. Er war breit, langsam, tat so, als sei er harmlos. Das Wasser war dunkel, die Ufer matschig, und in der Mitte trieben einzelne Blätter, als übten sie schon mal das Sterben.

„Es wird hier geschehen," sagte Merlin.
Cathan nickte. „Flüsse sind gute Schlachtfelder. Sie nehmen, die man nicht zählen will."

Die Krähe flog tief, berührte fast das Wasser, kreiste und kehrte zurück. Merlin folgte ihr mit den Augen. Die Luft war schwer, als sei sie voll von unsichtbaren Händen. Männer lachten in der Ferne, dieses zu laute Lachen, das eigentlich Weinen ist. Einer sang schief. Ein anderer würgte hinter einem Zelt, wieder und wieder, als könne er die Angst aus dem Bauch kotzen.

Am Abend loderten Feuer. Fleisch brannte, das kaum Fleisch war. Jemand erzählte von einem Fürsten am jenseitigen Ufer, von Bannern, die ein schwarzes Tier trugen, Wolf oder Eber, keiner war sich sicher. „Sie werden bei Ebbe angreifen," sagte Owain. „Oder wenn sie glauben, dass wir schlafen. Männer greifen immer dann an, wenn sie glauben, dass die anderen dümmer sind."

Merlin nickte, doch seine Gedanken standen schon im Wasser. Er hörte es. Flüsse reden nicht in Worten, aber sie erzählen in Richtungen. *Komm, geh, sink, trag.* Der Fluss hier sagte: *Ich nehme. Ich nehme gut.*

Als die Nacht kam, legte sich das Lager nicht zur Ruhe, es legte sich in eine Wette. Manche beteten, manche polierten Klingen, manche schrieben mit dem Finger Namen in den Staub, die kein Wind löschen sollte. Merlin setzte sich an den Rand, die Füße im Gras, der Stab quer über den Knien. Die Krähe schlief nicht.

„Du willst es wissen," murmelte Cathan.
„Ich will es nicht wissen," sagte Merlin. „Aber die Bilder sind wie Hunde, die gelernt haben, dass mein Kopf eine offene Tür ist."

Cathan zog die Decke höher. „Dann mach die Tür zu."
„Das ist keine Tür. Das ist ein Loch."

Er schloss die Augen. Nicht um zu schlafen. Um zu sinken. Der Fluss war da, gleich hinter den Lidern. Er glitt vorbei, trug das Spiegelbild des Himmels, und in diesem Spiegel begannen die Sterne zu zittern. Erst einer, dann viele. Sie rissen Fäden aus dem Wasser, roter Faden, silberner Faden, dunkler Faden. Aus den Fäden wurden Linien, aus den Linien Bilder.

Er sah Schilde, die wie Brote im Wasser schwammen. Gesichter, die auf dem Rücken trieben, die Münder offen, als wollten sie noch ein Wort sagen. Er sah Hände, die nach nichts griffen. Er sah den Fluss, der tat, was Flüsse tun: Er trug, ohne zu fragen, wer im Strom war.

Dann änderte sich das Wasser. Es war nicht mehr dunkel. Es war rot. Nicht wie Farbe, sondern wie Wärme. Blut hat eine Wärme, die Wasser nicht kennt. Er spürte sie an den Knöcheln, obwohl er am Ufer saß.

Bilder flackerten durch ihn:
– Ein Mann mit einem Banner, der ausrutschte, als würde der Boden selbst sagen: *Nicht du.*
– Ein Junge, kaum Bart, der im Fluss lachte, ehe ein Speer ihn fand. Lachen, Speer, Stille.
– Owain, der Hauptmann, der gehorchte, gehorchte – und dann nicht mehr, genau im richtigen Moment. Der Pfeil pfiff, als sei er gelangweilt, und tat doch seine Arbeit.

Merlin riss die Augen auf, der Atem schwer. „Du hast was gesehen," sagte Cathan, nicht fragend.
„Ich habe gesehen, wie das Wasser zählt," flüsterte Merlin. „Es zählt die, die fallen. Und es zählt nicht falsch."

Cathan nickte. „Was noch?"
Merlin zögerte. Der Name lag ihm auf der Zunge wie eine Glut. *Uther.* Aber er sah kein Drachenbanner, nicht heute, nicht hier. Stattdessen sah er einen Schild mit einer schwarzen Bestie, die das Maul offen hatte. Er sah eine Hand, die das Schwert hielt, ruhig, ohne Eile, die Art von Ruhe, die Männer töten lässt, weil sie ihr vertrauen.

„Ein Mann kommt," sagte er. „Nicht der mit dem Drachen. Aber einer, der ihn kennt. Er trägt ein Tier auf dem Schild. Er wird nicht Sieger sein, aber er wird eine Tür öffnen."
„Für wen?"
„Für den Drachen."

Cathan sah zum Fluss. „Also doch wieder dein König."
Merlin schnaubte. „Er ist nicht *mein* König. Er ist nur der, den das Land ruft."
„Und wer hat dem Land eine Stimme gegeben?"
„Nicht ich," sagte Merlin. „Ich habe nur gehört, wie es schreit."

Die Nacht zog sich. Ein Wind kam, der nach Regen roch, und nahm trotzdem keinen Regen mit. Im Lager wurden die Feuer kleiner, die Stimmen leiser, und das Klirren der Ausrüstung klang wie Zähne, die nachts aufeinanderbeißen. Die Krähe flog in den dunklen Himmel, ein schwarzer Punkt, der im Schwarz verschwand.

Merlin schloss die Augen noch einmal, tiefer diesmal. Der Fluss trat in ihn ein. Er sah das Ufer von innen. Wurzeln hielten das Land fest, doch sie wussten schon, dass sie loslassen mussten. In der Strömung zeichneten sich Linien ab, Wege, auf denen Männer zu Toten werden. Kein Zorn darin, keine Moral. Nur Richtung. *Hier fallt ihr. Dort schwimmt ihr. Da bleibt ihr hängen.*

Er versuchte, das Muster zu merken, so wie man versucht, sich den Weg durch eine Stadt zu merken, die man nur im Traum besuchte. Ein niedriger Stein bei einem Weidenbüschel; eine Mulde, wo Wasser still stand; eine Stelle, an der der Grund unerwartet tief wurde. Er öffnete die Augen, stand auf und ging los. Cathan folgte, wortlos.

Am Ufer blieb Merlin stehen. „Hier," sagte er, „werden sie denken, sie kämen leicht hinüber. Der Boden ist trügerisch. Wer dort die erste Reihe schickt, verliert die zweite."
Cathan kniete, griff ins Wasser, spürte den Zug. „Stimmt. Der Sog ist schief. Du siehst, wie

immer, zu viel.“
„Genug,“ sagte Merlin. „Morgen reicht *genug*.“

Sie kehrten ins Lager zurück. Owain stand da, als hätte er gewartet. „Na?“
Merlin sah ihm in die Augen. „Wenn du bei deiner zweiten Linie bleibst und nicht den Helden spielst, atmest du noch, wenn die Sonne wieder hoch ist.“
Owain nickte langsam. „Ich war nie gut im Helden.“
„Heute ist ein guter Tag, es nicht zu werden.“

Später, als die Sterne aufhörten, wichtig zu tun, und nur noch kalt waren, legte Merlin sich neben das schwindende Feuer. Die Krähe kroch an seine Seite, ein warmer, schwarzer Knoten. Cathan schlief nicht, er wartete. Männer wie er schlafen erst, wenn der Krieg das Schnarchen übernimmt.

Merlin hörte den Fluss, wie er sprach, und zum ersten Mal in langen Nächten war da kein Schatten, der „Sohn“ flüsterte. Nur die Erde, die sagte: *Halte den Fuß. Morgen kommt das Ziehen.* Und die Sterne, die sagten: nichts. Manchmal ist ihr Schweigen Gnade.

Er schlief ein, mit dem Geschmack von Metall auf der Zunge und dem Wissen, dass der Morgen Männer zählen würde – und dass er, ob er wollte oder nicht, mitschreiben musste.

Der Morgen kam ohne Trompeten. Kein Heldengeschrei, kein stolzes Aufmarschieren. Er kam mit Nebel, feucht und schwer, der sich über die Wiesen legte wie eine Decke, die keiner wollte. Männer husteten, als hätten sie den Rauch von gestern noch in der Lunge, andere stolperten über ihre eigenen Schilde. Pferde schnaubten, unruhig, die Augen rollten weiß.

Merlin stand am Rand des Lagers, die Füße im Tau, und sah den Fluss. Der Nebel hing tief über dem Wasser, machte ihn unsichtbar, aber nicht stumm. Er rauschte, leise, als tränke er schon jetzt Stimmen, die noch nicht gefallen waren.

Cathan trat neben ihn, das Schwert am Gürtel, die Augen wach, die Hände fest. „Heute.“
„Ja,“ sagte Merlin.
„Du hältst dich raus, hörst du?“
Merlin lachte bitter. „Wenn ich mich raushalte, zieht mich das Wasser selbst hinein.“

Das Heer sammelte sich, schwerfällig wie ein alter Mann, der zu schnell aufsteht. Rüstungen klirrten, Banner flatterten, Befehle wurden gebrüllt und gleich darauf vergessen. Owain ging durch die Reihen, gab Anweisungen, mit einer Ruhe, die nur Männer haben, die wissen, dass Ruhe mehr schützt als Eisen.

„Der Fluss ist niedrig,“ hörte Merlin einen Krieger sagen. „Wir können rüber, bevor sie uns sehen.“
„Nein,“ widersprach ein anderer. „Sie warten schon.“

Merlin wollte rufen, wollte warnen, doch er schwieg. Worte im falschen Ohr sind wie Funken im Stroh – und er hatte schon zu viele entzündet.

Die ersten Pfeile kamen noch, bevor die Männer am Wasser standen. Ein Zischen im Nebel, ein dumpfes Schlagen in Schilde und Fleisch. Einer schrie, hielt sich die Kehle, Blut spritzte zwischen den Fingern. Der Nebel färbte sich dunkler.

„Linie! Linie!“ rief Owain, und die Männer rückten zusammen, Schilde hoch, Schwerter raus.

Cathan trat vor, sein Blick hart. „Ich gehe.“
„Und ich?“ fragte Merlin.
„Du bleibst.“
Merlin schüttelte den Kopf. „Das haben sie mir schon im Hain gesagt. Es hat nicht funktioniert.“

Der Nebel riss auf, und da war das andere Heer. Schilde schwarz, ein Tier darauf, die Mäuler offen, als würden sie gleich in Fleisch beißen. Der Fluss dazwischen, ein Atem breit, der bald erstickt würde.

Und dann geschah es. Einer der Bannerträger rutschte, genau an der Stelle, die Merlin in der Nacht gesehen hatte – der falsche Grund, der trügerische Halt. Das Banner fiel, das Tuch sog sich voll Wasser, schwer, und die erste Reihe geriet ins Wanken. Männer fielen, die zweite stieß von hinten nach, stolperte über die Leiber. Chaos, bevor die Schlacht überhaupt begann.

Merlin biss die Zähne zusammen. *Ich habe es gesehen,* dachte er. *Aber niemand hört zu, wenn man rechtzeitig schreit.*

Dann prallten die Reihen aufeinander. Kein edles Krachen, kein sauberer Klang von Stahl auf Stahl. Es war dumpf, matschig, zäh. Männer schrien, Pferde wieherten, Pfeile pfiffen. Der Fluss nahm die ersten, trug sie, drehte sie, ließ sie verschwinden.

Merlin stand am Ufer, das Herz im Hals, der Stab in den Händen. Er sah, wie Caradocs Worte im Hain recht bekamen: *Er wird uns ins Verderben führen.* Doch es war nicht er, der sie führte – es war das Land selbst, das seine Schuld verlangte.

Cathan stürzte sich ins Getümmel, sein Schwert ein Strich im Nebel, sein Körper eine Mauer. Merlin sah ihn kämpfen, sah, wie er nicht fiel – noch nicht. Doch die Prophezeiung klopfte schon, wie ein Stein, der weiß, dass er rollen wird.

Owain, der Hauptmann, hielt seine Männer zusammen. Er brüllte, befahl, trat, und sie gehorchten. Doch dann kam der Pfeil, gelangweilt, wie in der Vision. Er durchbohrte seine Schulter, ließ ihn taumeln. Owain blieb stehen, knurrte, riss den Pfeil heraus, als sei er nur ein Dorn. Für einen Moment hielt er das Banner hoch, das andere schon im Fluss ertrunken war.

Merlin wusste: Auch das hatte er gesehen. Auch das war geschrieben.

Und da, mitten im Chaos, sah er ihn. Ein Krieger, größer als die meisten, das Schild vor sich, schwarz, das Tier darauf – ein Wolf, fletschend. Er bewegte sich nicht hastig, nicht gierig. Er ging, Schritt für Schritt, als gehöre ihm der Fluss, der Boden, das Blut. Männer wichen ihm aus, andere fielen vor ihm.

Merlin spürte den Schlag in der Brust, als erkenne er die Spur des Drachen in diesem Mann. Nicht Uther selbst – aber einer, der ihm den Weg bahnte.

„Der Vorbote,“ murmelte Merlin. „Die Tür.“

Er griff den Stab fester, spürte, wie die Erde unter seinen Füßen bebte. Er hätte schreien können, Magie sprechen, Worte werfen. Aber er tat nichts. Nur sehen. Nur tragen.

Der Fluss rauschte lauter. Die Schlacht begann wirklich.

Der Nebel war fortgerissen, als hätte der Fluss ihn selbst verschluckt. Nun war alles offen: das Grauen, der Schrei, der Gestank. Metall schlug auf Metall, aber öfter schlug Metall auf Fleisch, dumpf, nass, unheroisch. Männer fielen, krochen, schrien, starben wie Tiere, die nie gefragt hatten, ob sie Helden sein wollten.

Merlin stand am Ufer, die Füße im Matsch, und sah zu, wie der Fluss gierig wurde. Er nahm Leiber, ließ sie treiben, stieß sie gegen Steine, verschluckte sie, als wären sie nie dagewesen. Jede Welle sagte: *Mehr. Mehr.*

Cathan war mittendrin. Sein Schwert blitzte, sein Schild knallte, seine Stimme war tief wie Eisen, wenn es im Feuer schreit. Er war kein Mann, der leicht fiel. Aber selbst Eisen bricht, wenn genug Druck darauf liegt.

Merlin sah es kommen. Drei Männer auf Cathan, einer von hinten, die Klinge schon auf der Höhe seines Nackens. *Jetzt,* schrie die Stimme im Kopf, *jetzt fällt er.*

Etwas riss in Merlin. Er wollte nicht schon wieder nur sehen. Nicht noch einmal der sein, der am Rand steht und Bilder sammelt wie tote Vögel. Seine Finger krampften sich um den Stab, und ohne nachzudenken, schlug er ihn in den Boden.

Die Erde antwortete.

Es war kein Feuerwerk, kein göttlicher Blitz. Nur ein Beben, dumpf, schwer, als hätte ein Herz unter der Erde einen Schlag zu viel getan. Der Boden riss leicht auf, schlammiges Wasser spritzte hoch, genau zwischen Cathan und den Männern, die auf ihn zustürmten. Sie stolperten, fielen, rutschten im Morast. Cathan drehte sich, sein Schwert blitzte, und zwei von ihnen lagen still.

Merlin keuchte, der Schweiß lief ihm über die Stirn. Die Erde vibrierte noch immer, ein warnendes Summen. *Einmal darfst du,* flüsterte sie, *aber nicht oft. Gewicht trägt, bis es bricht.*

Cathan warf ihm einen Blick zu, mitten im Chaos. Kurz, scharf, voller Fragen. Merlin nickte nur. Worte hätten sie beide verraten.

Doch der Krieg nahm keine Rücksicht. Pfeile sirrten, einer traf Cathans Schild, bohrte sich fest. Ein anderer strich knapp an Merlins Gesicht vorbei. Männer brüllten, einer lachte wahnsinnig, während er starb. Blut mischte sich mit dem Fluss, und das Wasser färbte sich dunkler, dicker.

Und wieder sah Merlin mehr als nur Kampf. Er sah Muster. Linien, die sich zogen wie Runen im Strom: Hier fällt der eine, dort tritt der nächste. Er konnte fast voraussagen, welcher Schlag sitzen, welcher abgleiten würde. Es war, als hätte der Fluss selbst das Drehbuch geschrieben.

Dann sah er den Mann mit dem Wolfschild. Noch immer ruhig, noch immer Schritt für Schritt. Er schnitt nicht wild, er schlug gezielt. Wer ihn traf, starb. Wer ihm wich, wurde trotzdem getroffen. Ein Soldat ohne Hast – das war schlimmer als zehn Wüteriche.

Merlin spürte die Verbindung. Der Wolf war kein König, aber er roch nach Thron. Nach Drachen. Nach Zukunft.

Die Schattenstimme flüsterte: *Hilf ihm. Lenke die Erde unter seine Feinde. Lass ihn siegen. Er ist die Tür, und durch ihn kommt mein Sohn.*

Die Erde summte, schwer: *Tu nichts. Lass das Gewicht fallen, wie es fällt.*

Merlin stand, zitterte, der Stab bebte in seinen Händen. Zwischen Vision und Entscheidung, zwischen Eingriff und Schweigen.

Da sah er Cathan wieder. Der Freund stolperte, die Knie im Wasser, das Schwert noch hoch. Ein Speer zielte auf ihn, blank, schnell.

Merlin schrie. Er rammte den Stab in den Boden, härter diesmal. Die Erde bebte stärker, Wasser schoss hoch wie eine Faust, der Speer rutschte ab, prallte zur Seite. Cathan brüllte, sprang auf, schlug zu.

Merlin keuchte, sank fast auf die Knie. Das Beben ließ nach, aber sein Körper fühlte sich leer, ausgesaugt.

Die Krähe flatterte über ihn hinweg, krächzte laut, dreimal.

Der Kampf tobte weiter, Männer starben, Banner fielen. Aber etwas hatte sich verändert. Merlin hatte nicht nur gesehen – er hatte gehandelt. Und das Gewicht dieses Handelns lag jetzt in ihm, schwerer als jede Vision.

Er wusste: Dies war erst der Anfang.

Der Fluss begann zu singen. Nicht wie Wasser singt, wenn es über Steine springt. Er sang mit Stimmen, roh, voll Blut und Tod. Jeder Schrei, der im Wasser endete, wurde zum Teil dieses Liedes. Männer fielen hinein, mit Augen weit offen, und das Wasser nahm sie, ließ sie treiben, drehte sie, bis sie still waren. Das Lied war schwer, dumpf, eine Melodie aus Schuld.

Merlin stand am Ufer, der Stab tief im Boden. Sein Atem war kurz, die Beine schwankten. Doch die Erde hielt ihn noch. Er hörte den Fluss lauter, klarer. Und je klarer er hörte, desto mehr sah er.

Er sah Muster im Wasser. Blutbahnen, die sich formten wie Runen. Jeder Körper, der sank, war eine Linie. Jede Welle, die brach, ein Kreis. Und zusammen ergab es eine Schrift, die kein Mensch lesen sollte – aber er las sie.

„Was kommt, ist größer als dieser Fluss. Dies ist nur der Anfang."

Die Bilder schlugen auf ihn ein.

– Ein Schwert, das heller brannte als das Feuer in der Sonne.
– Ein Kind, geboren im Schatten einer Burg, sein Schrei lauter als Trompeten.
– Eine Frau, ihr Haar schwarz wie Nacht, ihre Augen voller Hass und Verlangen.
– Ein Kreis von Männern, groß, schwer, aber der Kreis zerbrach, wieder und wieder.

Merlin schrie, packte den Kopf, doch die Bilder rissen nicht ab.

Mitten im Schlachtenlärm taumelte er. Männer rannten an ihm vorbei, stießen, fielen, starben. Einer, blutüberströmt, hielt sich an seinem Arm fest, keuchte: „Seher… sag mir… ob ich heimkehre." Dann brach er zusammen, noch bevor Merlin antworten konnte.

Die Krähe krächzte über ihm, als wolle sie den Toten auslachen.

Cathan kämpfte weiter, doch Merlin sah ihn nur noch verschwommen. Das Bild vom Freund wurde überlagert von einer anderen Szene: Cathan kniend, Blut an den Händen, der Blick voller Schuld. Das Echo seiner eigenen Prophezeiung: *„Du wirst fallen durch Schuld."*

Merlin zitterte. Er wollte schreien, wollte den Fluss anflehen, die Erde, die Sterne – irgendwen. Aber nur das Lied des Wassers antwortete.

Und dann kam er. Der Mann mit dem Wolfschild. Nicht mehr nur ein Krieger unter vielen. Er trat ins Wasser, langsam, unaufhaltsam. Das Blut färbte seine Beine, aber er wich nicht zurück. Er hob das Schwert, und die Sonne fiel auf die Klinge, als wäre sie Feuer.

Merlin sah ihn – und hinter ihm den Drachen. Nicht im Fleisch, sondern im Symbol. Der Wolf war nur das Tor. Dahinter wartete der Drache, schwarz und rot, groß wie ein Himmel.

„Uther," flüsterte Merlin, „dein Weg beginnt hier."

Der Boden unter seinen Füßen bebte. Nicht, weil er den Stab schlug, sondern weil die Erde selbst bebte. Sie sprach, schwer: *„Siehst du? Dies ist nicht dein Krieg. Aber du bist sein Zeuge. Gewicht tragen, mehr nicht."*

Merlin fiel auf die Knie, das Gesicht im Matsch. Sein Körper war leer, seine Augen voll Bilder. Er wusste nicht mehr, ob er lebte oder nur noch sah.

Die Schlacht tobte weiter. Der Fluss nahm mehr, der Himmel blieb grau. Männer starben, Banner fielen, Pferde schrien. Merlin war inmitten des Ganzen, und doch war er woanders: in einer Zukunft, die größer war als das heutige Blut.

Und das Lied des Flusses hörte nicht auf.

Der Boden vibrierte, als hätte der Fluss selbst beschlossen, die Schlacht zu schlucken. Merlin kniete im Matsch, keuchend, die Finger tief in der Erde, und versuchte, sich festzuhalten, als sei die Welt ein Pferd, das ihn abschütteln wollte. Er sah nicht mehr klar, weder den Himmel noch die Männer, nur verschwommene Bilder, die ineinander rutschten: Blut, Banner, Gesichter, die fielen, Stimmen, die im Wasser erstickten.

Cathan war noch da. Merlin sah ihn, kämpfend, aber schwerer jetzt. Nicht wie ein Krieger, der den Sieg sucht, sondern wie einer, der merkt, dass er im falschen Lied tanzt. Er hatte Blut an den Händen, zu viel, zu frisch, und in seinem Blick lag etwas, das Merlin kannte: Schuld.

„Cathan!" schrie er, die Stimme heiser. Doch der Freund hörte nicht. Er schlug weiter, wehrte ab, stieß zu – bis er plötzlich innehielt. Ein junger Mann lag vor ihm, kaum Bart im Gesicht, die Augen weit, der Speer aus der Hand gefallen. Cathans Schwert steckte tief in dessen Brust.

Der Junge röchelte, Blut rann aus dem Mund. „Ich… wollte nur… heim…“ Dann war er still.

Cathan starrte auf ihn, erstarrt. Das Schwert rutschte aus seiner Hand, fiel in den Matsch. „Nein…“ murmelte er. „Nein.“

Merlin wusste: *Das ist der Anfang. Das ist die Schuld.*

Die Prophezeiung, die er in einem anderen Moment, in einem anderen Atem ausgesprochen hatte, stand jetzt vor ihm, lebendig, schwer. *„Du wirst fallen durch Schuld.“*

„Cathan!“ schrie er noch einmal, versuchte aufzustehen, stolperte, fiel wieder. Seine Beine gehorchten kaum. Er griff nach dem Stab, als könne er seinen Freund herausziehen wie ein Fisch aus dem Wasser.

Aber Cathan bewegte sich nicht. Er kniete neben dem Toten, die Hände blutig, das Gesicht leer. Pfeile pfiffen über ihn hinweg, Männer stürzten, doch er rührte sich nicht.

Da kam der Mann mit dem Wolfschild näher. Er schlug sich durch das Chaos, ruhig, tödlich, wie ein Stein, der nicht eilt, aber trotzdem alles zerschmettert, was in den Weg fällt. Sein Blick blieb an Cathan hängen, kniend, wehrlos. Er hob das Schwert.

Merlin fühlte, wie alles in ihm schrie. Erde, Fluss, Schatten, Sterne – sie schrien durcheinander. *„Greif ein!“ – „Lass es geschehen!“ – „Das ist Gewicht!“ – „Das ist dein Bruder!“*

Seine Finger krampften um den Stab, die Erde bebte unter ihm. Er wusste: Wenn er jetzt nichts tat, fiel Cathan. Nicht durch Alter, nicht durch Zufall, sondern durch Schuld und Stahl.

„Nicht!“ brüllte Merlin und rammte den Stab in den Boden.

Diesmal war es anders. Kein kleines Beben, kein Spritzen von Schlamm. Der Boden selbst sprang auf, Wurzeln rissen hervor, schwarz, nass, zerrten sich nach oben wie Hände. Sie griffen nach den Füßen des Mannes mit dem Wolfschild, hielten ihn fest, für einen Herzschlag, für einen Atem.

Cathan sah auf, als erwache er. Er griff nach dem Schwert, riss es aus dem Matsch und stieß zu.

Das Schwert traf den Mann mit voller Wucht in die Seite. Blut spritzte, ein Laut entwich ihm – kein Schrei, eher ein Brummen, wie ein Wolf, der endlich getroffen wurde. Doch er fiel nicht sofort. Er riss den Schild hoch, wehrte ab, taumelte zurück.

Die Wurzeln sanken wieder, langsam, als hätten sie nie existiert.

Merlin brach fast zusammen. Sein Körper bebte, seine Augen brannten, Blut tropfte aus seiner Nase. Cathan rannte zu ihm, keuchend, das Gesicht voller Grauen. „Was hast du getan?“

„Ich… habe dich gehalten,“ flüsterte Merlin.

Cathan schüttelte den Kopf. „Nein. Ich habe getötet. Den Jungen. Ihn…“ Seine Stimme brach.

Merlin packte ihn am Arm. „Das ist Krieg. Schuld liegt in jedem Schlag."
„Aber du hast gesagt…" Cathan presste die Lippen zusammen, die Augen voller Feuer. „Du hast gesagt, ich falle durch Schuld. Und ich habe sie gespürt. Heute."

Merlin schwieg. Er konnte nicht leugnen, nicht beschwichtigen. Die Prophezeiung hatte sich schon in den Staub der Erde geschrieben.

Der Kampf tobte weiter, Banner fielen, der Fluss trug mehr Leiber. Aber für Merlin war es stiller geworden. Nur Cathan kniete vor ihm, schwer atmend, mit Augen, die wussten, dass sie einen Schritt auf einem Weg getan hatten, den man nicht mehr zurückging.

Und der Mann mit dem Wolfschild? Er stand noch. Verwundet, blutig, aber nicht gefallen. Er blickte zu Merlin, als hätte er ihn erkannt, dann wandte er sich ab, kämpfte weiter, Schritt für Schritt.

Merlin zitterte. „Der Vorbote lebt."

Der Tag knickte nicht in zwei Hälften, er wurde nur schwerer. Der Nebel war fort, der Himmel bleiern, und das Schlachtfeld war nichts anderes als ein riesiger Schlammhaufen, durchtränkt von Blut, Tränen und Eisen. Der Fluss rauschte nicht mehr leise, er brüllte – so viele Körper hatte er schon verschluckt, dass er klang wie ein Tier, das endlich satt wird und doch weiter frisst.

Männer kämpften nicht mehr in Reihen, sondern in Knoten, kleine Inseln aus Schreien. Schilde waren zerbrochen, Banner im Schlamm, Schwerter stumpf von zu viel Fleisch. Der Kampf war jetzt nur noch Wille.

Cathan war wieder auf den Beinen, sein Gesicht voller Blut, nicht alles seines. Er schlug, trat, schrie, wie einer, der gegen die eigene Prophezeiung anrennt. Merlin sah ihn, und jedes Mal, wenn die Klinge seines Freundes fiel, hörte er die Erde summen: *Schuld. Schuld. Schuld.*

Am Ufer, wo das Wasser am tiefsten war, drängten Männer ins Flussbett. Der Boden sog sie, das Wasser zog sie, die Rüstung machte sie schwerer. Einer nach dem anderen wurde hinabgezogen, die Strömung nahm sie, ließ sie taumeln. Der Fluss selbst schien Partei zu ergreifen, nicht für Sieger, nicht für Besiegte – sondern für sich.

Merlin spürte es. Das Wasser war mehr als nur Wasser. Es war ein Spiegel. Er taumelte näher, stolperte, kniete fast hinein. Als er ins Wasser sah, sah er nicht nur Blut. Er sah Bilder.

Er sah den Drachen. Groß, schwarz, rot, die Schuppen wie Flammen, die Augen wie Fackeln. Er stieg aus dem Wasser, nicht aus Fleisch, sondern aus Symbolen. Jeder Tote war eine Schuppe, jedes Banner ein Flügel.

Der Drache schrie, und der Schrei war ein ganzes Reich.

Dann sah Merlin das Schwert. Nicht irgendeines, sondern das, das heller war als die Sonne. Es hing über dem Drachen, als sei es gleichzeitig seine Krone und sein Untergang. Der Drache bäumte sich, das Schwert blitzte, Blut floss in Strömen – und aus dem Blut erhob sich ein Kind. Ein Schrei, lauter als der Drache, lauter als der Fluss, lauter als alles.

Merlin keuchte, das Herz raste. Er wollte wegsehen, doch das Wasser hielt ihn fest. Er sah mehr.

Er sah den runden Tisch, diesmal deutlicher. Männer und Frauen, Schwerter abgelegt, Hände ineinander. Aber der Drache kroch über den Tisch, biss, zerbrach den Stein. Und wieder hörte er die Stimme – nicht Schatten, nicht Erde, nicht Sterne, sondern *seine eigene*:

„Alles, was gebaut wird, wird fallen. Aber fallen heißt nicht Ende."

Ein Schlag ließ ihn taumeln, zurück ins Jetzt. Ein Mann warf sich gegen ihn, blutig, wahnsinnig, das Schwert erhoben. Merlin riss den Stab hoch, schlug, der Mann fiel ins Wasser. Der Fluss nahm ihn, zog ihn sofort hinab, als habe er nur auf ihn gewartet.

Merlin keuchte, sah die Leiber treiben, die Strömung voller Gesichter, die im Sterben noch fragten. Er wusste: Das war keine Schlacht mehr. Das war ein Opfer. Der Fluss selbst war Altar, und die Männer nur Opfergaben.

Cathan stürzte zu ihm, schnaubend, halb lebendig, halb tot. „Wir müssen weg!" brüllte er.
„Nein," sagte Merlin heiser. „Wir müssen sehen."
„Sehen? Wir verrecken hier!"
Merlin packte ihn am Arm, die Augen glühend. „Hörst du es nicht? Der Fluss spricht! Er schreit! Dies hier ist nicht Sieg oder Niederlage – dies ist Anfang!"

Cathan starrte ihn an, als sei er selbst verrückt geworden. „Wenn das Anfang ist, dann will ich das Ende nicht sehen."

Da sah Merlin ihn wieder: den Mann mit dem Wolfschild. Verwundet, blutig, aber aufrecht. Er kämpfte weiter, Schritt für Schritt, das Schild hoch, das Schwert sicher. Um ihn herum fiel alles, doch er blieb stehen.

Und hinter ihm – im Spiegel des Flusses – sah Merlin die Gestalt des Drachen, groß, gewaltig, wie eine Hand, die sich das Land greifen wollte.

Merlin flüsterte: „Der Weg ist offen."

Am Ende klang es nicht nach Sieg. Es klang nach Stille. Keine Trompeten, keine Hymnen. Nur das Röcheln der Verwundeten, das Schmatzen des Flusses, der seine Toten kaute, und das leise Stöhnen von Männern, die noch nicht wussten, dass sie sterben würden.

Der Nebel kehrte zurück, als wolle er das Gemetzel zudecken, schamvoll, wie ein Tuch über einer Leiche. Der Boden war schwarz und rot zugleich, Eisen lag verstreut, Banner im Wasser, Schilde zerbrochen. Der Fluss war voll, übervoll, und doch unersättlich.

Merlin stand, taumelnd, die Finger klamm am Stab. Sein Körper fühlte sich leer an, ausgebrannt wie ein Feuer, das nur noch Asche kennt. Er spürte den Schrei der Erde, das Flüstern des Flusses, das Schweigen der Sterne. Alles war schwer, aber nicht still.

Cathan kam zu ihm, blutig, erschöpft, aber lebend. Sein Gesicht war grau, die Augen hohl.
„Es ist vorbei," sagte er, und die Stimme klang wie ein Stein, der in Wasser fällt.
„Nein," murmelte Merlin. „Es hat gerade erst begonnen."

Cathan funkelte ihn an. „Das war kein Anfang, Merlin. Das war nur Sterben.“
„Und doch,“ antwortete Merlin, „liegt in diesem Sterben etwas. Siehst du nicht? Das Land trinkt. Es ruft. Es will einen König, so wie der Fluss seine Leiber will.“

In der Ferne erhob sich das Banner mit dem Wolf wieder, schwach, zerrissen, aber sichtbar. Der Mann mit dem Wolfschild stand noch immer. Verwundet, kniend, aber nicht gefallen. Er sah zum Ufer, sah Merlin, und für einen Atemzug trafen sich ihre Blicke.

Merlin spürte es in den Knochen: Hier war die Spur. Der Wolf würde nicht herrschen, aber er war die Tür, durch die der Drache schreiten würde.

„Uther,“ flüsterte Merlin, „dein Reich ist in diesem Blut geboren.“

Der Fluss glitt weiter, ruhiger nun, als habe er genug getrunken. Die Leiber schwammen, die Strömung trug sie fort. Manche blieben hängen, als wollten sie Wache halten. Andere verschwanden, als hätten sie nie gelebt.

Merlin schloss die Augen. In der Dunkelheit sah er noch einmal das Schwert, das heller war als die Sonne. Er sah die Tafel, rund, stark – und wieder brechend. Er sah ein Kind, dessen Schrei lauter war als die Schlacht. Und er wusste: Dies war nicht nur eine Vision. Dies war die Zukunft, die aus diesem Fluss gestiegen war.

Er fiel auf die Knie, die Hände im Schlamm. Die Erde vibrierte schwach, als wollte sie ihn trösten. Die Krähe landete neben ihm, krächzte einmal, scharf, als wäre das ihr Amen.

Cathan legte ihm die Hand auf die Schulter. „Komm. Wenn wir hier bleiben, sterben wir wie die anderen.“

Merlin nickte langsam, erhob sich, schwankte. Er sah zurück zum Fluss, zum Blut, zu den Bannern, die im Wasser trieben. „Alles, was gebaut wird, wird fallen,“ murmelte er. „Aber hier… hier ist etwas gebaut worden.“

Sie gingen, während hinter ihnen das Wasser den letzten Schrei verschluckte.

Begegnung mit Uther Pendragon

Die Schlacht am Fluss war vorbei, doch der Gestank blieb. Er klebte an allem – an den Zelten, am Atem der Pferde, in den Haaren der Männer, sogar am Nebel, der sich wieder über das Land legte. Es war der Gestank von Eisen, Schweiß und Blut, gemischt mit dem Rauch halbverbrannter Banner. Merlin und Cathan hatten geglaubt, sie könnten verschwinden, in den Wald gehen wie zwei streunende Hunde. Doch die Sieger hatten andere Pläne.

Sie wurden gefunden, halb im Schlamm, halb auf den Beinen. Zwei Reiter mit Gesichter so leer wie ihre Helme führten sie ins Lager. Keiner sprach viel. Was sollte man sagen, wenn noch Blut unter den Fingernägeln klebt und das Echo der Schreie über dem Fluss hängt?

Das Lager selbst war kein Ort des Jubels. Kein Gesang, kein Fest. Männer saßen schweigend, tranken aus Schläuchen, starrten ins Feuer, als hofften sie, es würde ihre Gesichter auslöschen. Andere waren zu betrunken, um zu trauern, oder zu müde, um zu leben.

In der Mitte stand ein größeres Zelt, roh zusammengenagelt aus Leder und Stangen. Davor hing ein Banner – ein Drache, rot auf schwarzem Grund, das Maul weit offen.

Cathan knurrte leise. „Da ist er."

Merlin nickte. Sein Herz schlug zu schnell, nicht vor Angst, sondern vor etwas Schwererem: Erkenntnis. Der Drache war kein Zufall, kein bloßes Zeichen. Es war das Gesicht aus seiner Vision, gemalt, genäht, geboren aus dem Blut des Flusses.

Sie wurden hineingeschoben. Das Zelt war dunkel, nur ein Feuer in der Mitte warf Licht. Der Rauch zog langsam nach oben, und in den Schwaden tanzte er – der Drache. Nicht klar, nicht greifbar, aber genug, dass Merlin den Atem anhielt.

Dann bewegte sich etwas hinter dem Rauch. Ein Mann trat vor. Groß, breitschultrig, das Kettenhemd offen, Schweiß glänzte auf der Haut. Seine Haare klebten, sein Bart war verfilzt, Blut klebte noch immer an seinen Händen. Und seine Augen – grau, kalt, als sähen sie nicht dich, sondern das, was hinter dir steht.

„Also," sagte er, „du bist der Seher."

Seine Stimme war rau, tief, von zu viel Brüllen und Trinken. Keine Stimme, die predigt, sondern eine, die befiehlt.

Merlin spürte, wie die Luft schwerer wurde. Ja – das war er. Der Mann, den er gesehen hatte. Der Name, den er ausgesprochen hatte, ohne zu wissen, dass er damit das Schicksal fesselte.

Uther Pendragon.

Cathan machte einen Schritt nach vorn, stellte sich halb vor Merlin, die Hand am Schwert. „Wenn Ihr ihn verletzen wollt—"

„Still," unterbrach Uther, ohne auch nur hinzusehen. „Ich verletze nur, wenn ich muss. Heute will ich hören."

Sein Blick blieb auf Merlin. „Sie sagen, du hast meinen Namen gesprochen, bevor ich ihn selbst trug. Sie sagen, du hast mein Banner gesehen, bevor es genäht war. Sie sagen, du hast mich zum König gemacht."

Er kam näher, so nah, dass Merlin den Geruch roch: Eisen, Pferd, Rauch, Wein. Kein Geruch von Gold, kein Hauch von Hof – nur Krieg.

„Also," knurrte Uther, „was weißt du wirklich?"

Merlin schluckte. Worte waren jetzt gefährlicher als jedes Schwert. Er wusste: Ein falscher Satz, und er wäre Asche. Ein zu wahrer Satz – und er wäre Kette.

„Ich habe gesehen," begann er leise, „einen Mann mit dem Drachen über sich. Er wird herrschen, stärker als viele. Aber sein Reich wird Blut kosten, mehr als dieser Fluss je trinken kann."

Uther lachte. Kein fröhliches Lachen, sondern ein kurzes Bellen. „Blut! Alles kostet Blut. Land, Frauen, Macht – alles hat den gleichen Preis. Und ich bin bereit, ihn zu zahlen."

Er griff nach Merlins Schulter, hart, als wolle er prüfen, ob er wirklich Fleisch sei. „Sag mir, Seher: Werde *ich* König? Nicht ‚ein Mann', nicht ‚ein Banner' – *ich*."

Merlin sah ihn an. Diese Augen, kalt und doch brennend, waren nicht die eines Mannes, der fragt. Es waren die Augen eines Mannes, der schon beschlossen hat, und nur noch Bestätigung will.

Die Schattenstimme flüsterte: *Sag ja. Dann bist du sein. Dann bist du sicher.*
Die Erde summte: *Sag nichts. Schweigen ist auch Gewicht.*

Doch Merlins eigener Mund sprach, bevor er entschied: „Ja. Du wirst König. Aber dein Reich wird brechen, so wie alles, was zu groß wird."

Stille. Das Feuer knackte, der Rauch zog, die Männer ringsum hielten den Atem.

Dann grinste Uther. Breit, hart, wie ein Wolf, der Blut schmeckt. „Gut. König reicht. Den Rest lassen wir sehen."

Er ließ Merlins Schulter los, wandte sich ab, nahm einen Becher, trank tief. „Von nun an gehst du nicht fort. Ein König lässt seine Stimme nicht im Wald herumirren. Du bist mein Seher. Mein Drachenmund."

Merlin spürte die Kette, unsichtbar, schwer, kalt. Kein Eisen, kein Seil – Worte. Seine eigenen Worte hatten ihn gebunden.

Cathan flüsterte neben ihm, kaum hörbar: „Was hast du getan?"

Merlin sah ins Feuer. Der Rauch zog nach oben, und der Drache grinste im Schwaden. „Ich habe nur gesagt, was ich sah," murmelte er. „Aber jetzt bin ich Teil davon."

Das Feuer knackte weiter, als hätten die Flammen selbst Spaß daran, das Schweigen zu fressen. Uther trank, wischte sich den Mund mit dem Handrücken ab, und seine Männer – ein halbes Dutzend raue Gesichter – standen wie Steine am Rand des Zeltes. Nur ihre Augen bewegten sich, starrten auf Merlin, als wäre er ein Tier, das man entweder füttert oder schlachtet.

„Also," begann Uther, die Stimme rau, „du hast mich gesehen, bevor ich selbst wusste, was ich bin. Manche würden sagen, das ist Hexerei. Andere würden sagen, das ist Gottes Werk. Ich sage: Es ist nützlich. Und ich benutze, was nützlich ist."

Er beugte sich näher, so nah, dass Merlin den Atem roch – Wein, Blut, Rauch. „Aber hör mich, Junge: Wenn du lügst, wenn du mich zum Narren machst, hänge ich dich am eigenen Stab auf, bis dein Herz platzt."

Merlin hielt seinem Blick stand. „Ich lüge nicht. Ich sehe. Ob du willst oder nicht."

Ein Murmeln ging durch die Männer. Einer flüsterte: „Ein Dämon spricht durch ihn." Ein anderer: „Ein Werkzeug der Götter."
Uther schlug mit der Faust auf den Tisch, dass die Becher sprangen. „Still! Er ist, was ich sage, dass er ist. Und ich sage: Er ist mein Seher."

Da krachte ein Donner. Plötzlich, ohne Regen, ohne Blitz. Nur ein einziger Schlag, der das Zelt erbeben ließ. Das Feuer flackerte, der Rauch stieg schneller, dicker. Für einen Moment nahm er Gestalt an – ein Drache, der sich wand, den Rachen öffnete, als wolle er das ganze Dach verschlingen.

Die Männer wichen zurück, einer bekreuzigte sich, ein anderer starrte stumm.

Uther aber lachte. Tief, hart, als hätte er diesen Donner selbst gerufen. „Seht ihr? Selbst der Himmel weiß es. Ich bin der Drachenkopf. Ich bin Pendragon!"

Er packte Merlin am Kinn, grob, und drehte sein Gesicht zum Rauch. „Du hast das gesehen, oder? Sag es! Sag mir, dass es mir gehört!"

Merlins Herz raste. Die Schattenstimme flüsterte: *Sag ja. Gib ihm alles. Er ist mein Werkzeug.*
Die Erde summte schwer: *Halte dich. Worte sind Gewicht. Zu viel Gewicht zerdrückt.*

Merlin flüsterte: „Der Drache gehört nicht dir. Du gehörst ihm."

Das Zelt erstarrte. Selbst das Feuer knisterte leiser.

Uther starrte ihn an, die Augen grau wie Stein. Dann brach er in ein Grinsen aus, wild, gefährlich. „Dann sei's so. Wenn der Drache mich will, soll er mich haben. Ich reite lieber ein Biest, als dass ich Gras fresse."

Er ließ Merlins Kinn los, trat zurück, hob den Becher. „Auf den Drachen! Auf Uther Pendragon!" Seine Männer hoben ihre Stimmen, manche jubelnd, manche zögernd. Der Name hallte durch das Zelt, durch das Lager, hinaus in die Nacht.

Merlin stand, das Herz schwer. Er wusste: Mit diesem Trinkspruch war der König geboren, nicht durch Krone, nicht durch Wahl, sondern durch das Echo seiner eigenen Prophezeiung.

Cathan legte ihm die Hand auf den Arm. Leise, fast unhörbar, flüsterte er: „Du hast ihn in die Welt gerufen. Jetzt kannst du ihn nicht mehr zurückholen."

Merlin sah in den Rauch, wo der Drache immer noch lauerte, schweigend. „Ich weiß," murmelte er. „Jetzt beginnt es."

Das Trinken hörte nicht auf. Männer leerten Schläuche, als wollten sie den Fluss in sich hineinschütten, den Fluss, der sie beinahe verschluckt hätte. Wein tropfte über Bärte, Blut mischte sich mit Fett, Gelächter krachte wie Eisen. Doch hinter all dem Lärm lauerte ein Schweigen, das jeder spürte: Sie wussten, dass der Name gefallen war. **Pendragon.**

Uther saß nun am Tisch, den Becher in der Faust, den Blick wie eine Axt. Er trank, spie auf den Boden, wischte sich den Mund mit dem Ärmel. „Männer," rief er, „wir haben den Fluss getrunken, und er hat uns nicht ertränkt. Wir haben den Feind zerbrochen, und er weiß jetzt: Der Drache herrscht. Ich bin kein Schatten, kein Gerücht. Ich bin Uther Pendragon!"

Ein Jubel ging durch die Halle, rau, halb echt, halb erzwungen. Manche stießen Schwerter in die Luft, andere sahen nur stumm zu, als hätten sie mehr Angst vor ihrem eigenen Ruf als vor Uther.

Merlin stand am Rand, die Hände um den Stab, und beobachtete. Er sah, wie Uther aß – gierig, ohne Maß, Fleischstücke wie Beute. Er sah, wie er mit Männern sprach – keine Worte des Rates, sondern Befehle, Drohungen, Versprechen von Beute und Frauen.

Dann zog Uther eine Frau ins Zelt. Keine Adlige, nur eine, die im Lager half. Sie wehrte sich, nicht viel, vielleicht zu müde zum Kämpfen. Uther lachte, zog sie auf seinen Schoß, hielt sie fest. Seine Männer gröhlten, als wäre es ein Spiel. Merlin sah in die Augen der Frau – und da war nichts als Angst.

Er drehte den Blick weg, doch die Bilder brannten sich ein. Der Drachenkönig, den er in Visionen gesehen hatte, war hier nicht mehr Mythos, sondern Fleisch. Fleisch, das aß, trank, nahm.

Cathan kam neben ihn, die Stimme leise, kaum hörbar im Lärm. „Siehst du, was du getan hast?"

Merlin nickte, schwach. „Ich habe nur gesagt, was ich sah."
„Und was du sagst, wird wahr. Du hast ihm eine Krone aufgesetzt, ohne dass er sie verdient."
„Es war nicht meine Wahl," flüsterte Merlin.
Cathan packte ihn grob am Arm. „Doch, Merlin. Jede Vision ist eine Wahl, wenn man sie ausspricht. Hättest du geschwiegen, hätte er vielleicht nur getrunken, nur getötet. Jetzt glaubt er, dass das Land selbst ihn will."

Merlin sah in den Rauch, der noch immer den Drachen zeichnete. „Vielleicht wollte es ihn wirklich."
Cathan schnaubte. „Dann ist das Land genauso verflucht wie er."

Plötzlich krachte ein Becher gegen den Boden. Uther hatte die Frau losgelassen, trat auf die Männer zu, die sich gestritten hatten. Einer von ihnen – jung, nervös – hatte etwas zu laut gemurmelt. Uther packte ihn am Hals, hob ihn hoch wie ein Kind.

„Was sagtest du?" knurrte er.

Der Junge keuchte, die Füße strampelten. „Nichts… Herr…"
„Lüg nicht," knurrte Uther und drückte härter zu. Das Gesicht des Jungen lief blau an.

Merlin wollte einen Schritt machen, doch Cathan hielt ihn zurück. „Nicht. Noch nicht."

Dann ließ Uther den Jungen fallen. Der Körper sackte zusammen, röchelte, lebte noch. Uther trat zurück, grinste, sah in die Runde. „So stirbt man, wenn man dem Drachen ins Maul flüstert. Hört ihr? Ich bin König, weil selbst der Himmel es sagt. Wer widerspricht, atmet nicht mehr."

Seine Männer nickten, manche aus Furcht, manche aus echtem Glauben.

Merlin spürte den Schlag in der Brust. Ja, das war er: der Drachenkönig. Aber kein König der Gerechtigkeit. Ein König aus Blut, genau wie in seiner ersten Vision. Und er selbst, Merlin, hatte ihn geboren, indem er den Namen sprach.

Cathan flüsterte wieder: „Wir müssen weg. Er wird dich benutzen, bis du nichts mehr bist. Und wenn er merkt, dass deine Worte ihn nicht retten, wird er dich töten."

Merlin sah den Drachen im Rauch, sah Uther, der lachte, trank, nahm, herrschte. „Vielleicht," murmelte er. „Aber vielleicht bin ich auch hier, weil das Land es so will. Und das Land ist schwerer als wir beide."

Die Nacht schob sich tiefer ins Zelt, doch Uther trank, als sei Zeit ein Feind, den man besiegen könne, wenn man nur genug Wein erschlug. Männer dösten an den Wänden, manche schnarchten, andere starrten ins Feuer, unfähig zu schlafen. Das Dröhnen des Lagers draußen war leiser geworden, nur noch vereinzelte Stimmen, das Schnauben von Pferden, das Knacken des Feuers.

Uther legte den Becher weg, stand auf und ging auf Merlin zu. Jeder Schritt schwer, nicht vom Alkohol allein, sondern vom Gewicht, das er selbst in den Raum warf. Er blieb so nah vor ihm stehen, dass Merlin den Rauch im Bart riechen konnte.

„Du hast gesagt," knurrte er, „dass ich König werde. Das ist gut. Aber das reicht mir nicht. Ein König will mehr als Krönchen und Titel. Ein König will wissen, wie er stirbt."

Er packte Merlin am Kragen, riss ihn halb hoch. „Also, Seher – sag mir meinen Tod."

Die Männer im Zelt hoben die Köpfe. Einer flüsterte: „Er ist verrückt." Ein anderer: „Nein, er ist klug. Wer den Tod kennt, lebt länger."

Merlin keuchte, der Kragen drückte auf seine Kehle. Sein Blick verschwamm, aber die Bilder kamen. Nicht aufgerufen, nicht freiwillig – sie rissen ihn wie der Fluss, der ihn schon einmal verschluckt hatte.

Er sah einen Hügel, voller Leiber, eine Sonne, die rot unterging. Uther, älter, breiter, noch immer mit Augen aus Stein. Ein Schwert in seiner Brust, Blut, das aus dem Mund lief. Sein Banner, der Drache, hing zerfetzt, halb im Schlamm. Und ringsum war kein Jubel, keine Krone – nur Stille.

Merlin keuchte. „Ich sehe dich fallen… in der Schlacht. Nicht heute, nicht morgen. Aber durch Stahl. Dein Drache wird wehen, aber er wird zerrissen. Du stirbst nicht im Bett. Du stirbst im Blut."

Stille. Selbst das Feuer schien kleiner zu werden.

Uther ließ ihn los, langsam, als würde er prüfen, ob er die Wahrheit schmecken konnte. Dann lachte er. Hart, kalt. „Im Blut sterben? Ha! Besser so als in der Stille einer Kammer. Gut. Ich will kein altes Tier sein, das verfault. Ein Drache stirbt im Feuer. So sei es."

Er klopfte Merlin auf die Schulter, so fest, dass er fast fiel. „Du gefällst mir, Seher. Du gibst mir keinen Frieden, aber du gibst mir Bilder. Ich kann damit leben."

Cathan flüsterte neben ihm, kaum hörbar: „Du Narr. Du hast ihm seine eigene Hinrichtung gemalt, und er nimmt es wie ein Lob."

Merlin starrte ins Feuer. Der Rauch formte wieder den Drachen, das Maul offen, die Zähne blank. „Er glaubt, das sei Ruhm. Aber Ruhm ist nur ein anderes Wort für Blut, das man noch nicht verschüttet hat."

Uther ging zurück zum Tisch, nahm den Becher wieder auf, trank, als sei nichts geschehen. Doch in seinen Augen lag jetzt etwas Neues. Kein Zweifel, kein Zorn – sondern eine Art seltsamer Friede. Als hätte er beschlossen, dass selbst sein Ende Teil seines Reiches sein würde.

Merlin fühlte die Kette schwerer werden. Er hatte Uther seinen Tod gegeben, und Uther hatte es angenommen – nicht als Fluch, sondern als Versprechen.

Und Merlin wusste: Von nun an war er nicht nur der Seher eines Königs. Er war der Spiegel, in dem Uther sich selbst ansah.

Der Morgen roch nach Asche. Nicht nur vom Feuer, das die ganze Nacht im Zelt gebrannt hatte, sondern auch von dem, was draußen noch im Boden glühte: verbrannte Wagen, Rüstungen, Fleisch. Merlin wachte nicht wirklich auf – er war nur weniger müde als in der Nacht. Seine Augen brannten, und der Kopf war schwer von Bildern, die nicht verschwinden wollten.

Uther war schon auf, stand im Eingang des Zeltes, den Drachen auf dem Banner im Rücken, den Becher in der Hand. Er sah nicht aus wie einer, der getrunken hatte, sondern wie einer, der den Rausch selbst befehligte. Männer sammelten sich draußen, die Stimmen voller Unruhe.

„Seher," rief Uther, ohne sich umzudrehen. „Komm."

Merlin trat neben ihn. Der Morgen war grau, der Fluss lag still, als hätte er das Morden vergessen. Aber die Erde stank, und der Wind trug Reste des Schreis noch immer.

„Diese Männer," sagte Uther, „sind am Leben, weil der Drache es will. Weil ich es will. Aber sie brauchen mehr als Sieg. Sie brauchen ein Bild. Einen Glauben. Und du wirst ihnen das geben."

Cathan knurrte hinter Merlin. „Er will dich zu seiner Fahne machen."

Uther hörte es und lachte, ohne sich umzudrehen. „Eine Fahne, die spricht – besser als ein Banner aus Stoff. Was ist ein Krieger ohne Prophet? Nichts als Fleisch mit Schwert. Aber ein König mit einem Seher… das ist ein Reich."

Er wandte sich um, packte Merlin an den Schultern, fest, besitzergreifend. „Von heute an bist du in meinem Kreis. Du wirst an meinem Feuer sitzen, an meinen Schlachten teilnehmen, meine Männer führen mit deinen Worten. Du wirst nicht schweigen, wenn ich frage. Und du wirst nicht gehen, wenn du willst. Du bist mein."

Die Männer draußen starrten. Manche ehrfürchtig, andere misstrauisch. Einer spuckte in den Staub, ein anderer bekreuzigte sich. Aber keiner widersprach.

Merlin fühlte die Last in seiner Brust. Worte, die er nie freiwillig gegeben hatte, hatten ihn in dieses Netz gezogen. Er sah Uthers Augen – da war Hunger, da war Stolz, und da war auch Angst. Nicht vor Tod, nicht vor Krieg, sondern vor Bedeutungslosigkeit.

„Wenn ich dein Seher bin," sagte Merlin leise, „dann hör mir auch zu, wenn ich dir sage, dass Blut nicht ewig trägt."

Uther grinste. „Blut trägt so lange, bis es versiegt. Und bis dahin reicht es für ein Reich."

Cathan trat vor, stellte sich fast zwischen sie. „Du bindest ihn mit Worten, als wär er dein Hund. Aber Worte sind schwerer, als du glaubst, Pendragon."

Uther sah ihn an, kühl. „Und Schwerter sind leichter, als du glaubst. Pass auf, dass deins nicht in deinem Rücken landet."

Ein Moment voller Klingen hing in der Luft. Doch Uther lachte wieder, drehte sich um, schritt ins Lager hinaus. „Kommt, Männer! Der Drache verlangt mehr Land, mehr Feuer, mehr Blut. Und wir geben es ihm!"

Die Männer jubelten, manche laut, manche nur mit den Lippen.

Merlin blieb zurück im Zelt, die Hände am Stab, das Herz schwer. „Jetzt bin ich gebunden," murmelte er.
Cathan legte ihm die Hand auf die Schulter. „Du bist kein Hund, Merlin. Aber er glaubt, dass du's bist. Und das macht ihn gefährlich."
Merlin nickte. „Gefährlich genug, um ein Reich zu gründen. Gefährlich genug, um es zu zerstören."

Draußen brüllte Uther schon Befehle, und das Lager bewegte sich wie ein Tier, das zu viele Köpfe hatte.

Merlin wusste: Von jetzt an gehörte er nicht mehr nur zu sich selbst. Er gehörte zum Drachen. Und der Drache fraß alles.

Das Lager war eine Maschine aus Lärm und Staub. Pferde wieherten, Rüstungen klirrten, Männer riefen sich Befehle zu, und überall lag der Geruch von Eisen, Schweiß und altem Blut. Uther bewegte sich mittendrin, wie ein Messer, das alles zerschneidet, was ihm im Weg steht. Wo er ging, gingen die Männer auseinander – nicht nur aus Respekt, sondern aus Furcht.

Merlin folgte, den Stab in der Hand, Cathan dicht hinter ihm. Er fühlte sich fehl am Platz – ein Fremdkörper in dieser Welt aus Stahl und Hunger. Doch die Blicke der Männer klebten an ihm. Einige voller Hoffnung, andere voller Hass. Ein paar flüsterten: *„Der Seher. Der, der den Drachen rief."*

Uther blieb an einer Feuerstelle stehen, an der mehrere Hauptmänner hockten. Ihre Gesichter waren hart, ihre Hände voller Narben. Sie sahen ihn an, dann Merlin, und schwiegen.

„Das ist er," sagte Uther. „Mein Seher. Sein Mund sieht mehr als eure Augen. Also hört."

Die Hauptmänner wechselten Blicke. Einer spie in die Glut. „Ein Junge mit Stab soll uns führen?"
Uther zog sein Schwert, legte die Klinge dem Mann locker an die Schulter. „Ein König sagt, wer führt. Oder willst du's mir abnehmen?"

Stille. Der Hauptmann senkte den Kopf.

Alle Augen wandten sich nun auf Merlin. Sein Herz pochte, Schweiß rann ihm den Rücken hinunter. Er hatte nicht nach dieser Bühne gefragt. Doch sie wartete, und er wusste: Schweigen konnte tödlicher sein als Worte.

Er atmete, schloss kurz die Augen – und die Bilder kamen. Nicht so heftig wie in der Schlacht, aber klar genug.

Er sah eine Straße, schmal, von Bäumen gesäumt. Männer, die sich dort bewegten – zu viele, zu schnell. Er sah eine Furt im Fluss, flach, unscheinbar. Und er sah ein Dorf, das brannte, weil niemand dort stand, um es zu halten.

Merlin öffnete die Augen. „Wenn ihr nach Westen zieht, verliert ihr Männer auf der Straße. Dort warten sie. Geht südlich, nehmt die Furt. Und lasst eine Handvoll Männer zurück, das Dorf wird brennen, wenn ihr's nicht tut."

Die Hauptmänner starrten ihn an. Einer wollte lachen, doch Uther war schneller. „Ihr habt's gehört. Südlich, über die Furt. Männer bleiben zurück. Wer widerspricht, widerspricht nicht mir, sondern dem Drachen."

Ein Murmeln ging durch die Runde, halb Zustimmung, halb Angst. Die Männer nickten, widerwillig, doch sie nickten.

Cathan beugte sich zu Merlin. „Weißt du, was du gerade getan hast?"
„Ja," flüsterte Merlin. „Ich habe eine Armee bewegt."

Später, als das Lager sich vorbereitete, trat ein junger Krieger zu ihm. Kaum älter als Merlin selbst, das Gesicht noch weich, die Augen jedoch voller Glanz. „Bist du wirklich der Seher?" fragte er.
Merlin nickte kaum merklich.
„Dann sag mir," bat der Junge, „werde ich Ruhm finden?"

Merlin sah in seine Augen – und wieder kam das Bild: der Junge, im Wasser, die Lanze in der Brust, das Gesicht nach oben gedreht, starr, leer.

Er zögerte. „Du wirst deinen Platz finden," sagte er schließlich. „Aber Ruhm ist nur ein anderes Wort für Blut, das jemand anders vergießt."

Der Junge lächelte trotzdem, als hätte er eine Verheißung bekommen. Er ging fort, stolz, den Helm in der Hand.

Cathan sah Merlin an. „Manchmal sind halbe Wahrheiten schlimmer als ganze.“
Merlin seufzte. „Manchmal ist die ganze Wahrheit ein Messer. Und nicht jeder will geschnitten werden.“

Am Abend, als die Sonne tief stand, rief Uther ihn wieder in sein Zelt. Er warf ihm ein Stück Fleisch zu, trank und grinste. „Siehst du, Seher? Deine Worte bewegen Männer. Du bist kein Zuschauer mehr. Du bist Teil der Klinge.“

Merlin biss nicht in das Fleisch. Er sah nur den Rauch, der wieder Drachenformen malte. „Vielleicht bin ich nicht Teil der Klinge,“ murmelte er. „Vielleicht bin ich der Griff. Aber selbst Griffe brechen irgendwann.“

Uther lachte, laut, als hätte er einen Witz gehört, den nur er verstand.

Die Nacht legte sich schwer über das Lager. Kein Jubel mehr, keine Befehle, nur das Knacken vereinzelter Feuer und das leise Stöhnen der Verwundeten. Der Fluss rauschte, als hätte er den Tag noch immer nicht verdaut.

Merlin saß am Rand des Lagers, die Füße im Staub, die Krähe auf seinem Stab. Cathan schlief nicht weit entfernt, doch auch er tat nur so, als ruhe er. Männer im Dunkeln hielten Wache, ihre Gesichter im Schein der Glut leer wie Masken.

Er hatte den ganzen Tag gesprochen. Zu viel gesprochen. Jede Silbe war Gewicht geworden, das nicht mehr von ihm abfiel. Er hatte eine Armee bewegt, einen König bestätigt, einen Namen zum Leben erweckt. Doch am meisten nagte das Gefühl: nicht er führte die Worte, sondern die Worte führten ihn.

Der Wind drehte, brachte Rauch vom großen Feuer im Zentrum. Der Rauch stieg hoch, kräuselte sich, drehte sich – und formte wieder den Drachen. Nicht deutlich, nicht für alle, aber für ihn. Immer für ihn.

Die Schattenstimme kam zurück, schneidend: *Du bist sein Werkzeug. Dein Mund ist mein Echo. Uther lebt, weil du ihn sprichst.*
Die Erde summte, tief: *Du bist nicht sein. Du bist Gewicht. Gewicht trägt, es gehört niemandem.*

Merlin presste die Hände an die Schläfen. „Ich bin kein Echo. Ich bin kein Gewicht. Ich bin ich.“ Doch das Flüstern im Rauch lachte.

Plötzlich spürte er eine Hand auf seiner Schulter. Er fuhr herum. Es war Uther. Kein Mantel, kein Helm – nur er selbst, das Kettenhemd offen, der Blick noch immer wie Stahl.

„Was flüsterst du da, Seher?“ fragte er.
Merlin schluckte. „Nur mit mir selbst.“
Uther grinste. „Dann gewöhn dich dran. Bald wirst du nur noch mit mir reden. Mit den anderen kannst du trinken, fressen, schlafen. Aber Worte? Worte gibst du mir. Niemand sonst.“

Er sah ihm in die Augen, kalt und sicher. „Du bist mein. Kein Mann, kein Gott, kein Dämon nimmt dich mir. Der Drache hat dich mir gegeben, und ich behalte, was man mir schenkt.“

Merlin sagte nichts. Aber er wusste: Das war keine Drohung, das war ein Urteil. Er war frei genug, um atmen zu können, und gefangen genug, um nicht fortzugehen.

Cathan trat aus dem Schatten, die Hand am Schwert. „Und wenn er gehen will?“
Uther drehte den Kopf, sah ihn an, grinste. „Dann bring ich ihn zurück. Oder ich bring ihn um. Aber er geht nicht. Nicht solange der Drache atmet.“

Er wandte sich ab, ging zurück ins Dunkel, ohne noch einmal hinzusehen.

Merlin blieb sitzen, die Hände fest um den Stab. Die Krähe flatterte, krächzte leise, als hätte sie den Schwur gehört.

Er blickte in den Rauch, der sich wieder in der Luft verlor. „Ich bin nicht frei,“ flüsterte er. „Nicht mehr. Ich bin sein Seher – und sein Gefangener.“

Und irgendwo tief in der Nacht antwortete der Fluss, mit einem Laut, der klang wie ein Lachen.

Der gestohlene Thron

Die Nachricht kam nicht wie Donner, sondern wie ein Messer im Rücken. Ein Bote, dreckig, das Pferd schweißnass, fiel fast vom Sattel, als er ins Lager stolperte. Er hatte keinen Helm, keine Rüstung, nur den Blick eines Mannes, der zu viel wusste und zu wenig Luft zum Atmen hatte.

„Der König…“ keuchte er, „der König ist tot.“

Das Lager erstarrte. Männer hielten inne, das Klirren der Waffen verstummte, selbst die Pferde hörten auf zu schnauben. Nur das Feuer knackte weiter, unverschämt laut.

„Tot?“ brüllte einer der Hauptmänner. „Wie?“
„Vergiftet,“ keuchte der Bote, „oder… oder von Fieber. Keiner weiß es.“

Die Männer begannen zu flüstern. Vergiftet, sagten die einen. Von den Sachsen ermordet, sagten die anderen. Ein Unfall, sagten nur die Narren. Aber keiner glaubte an Zufall.

Uther stand in der Mitte, die Arme verschränkt, den Blick starr auf den Boten gerichtet. Keine Träne, kein Schock, kein Schrei. Nur ein langsames, kaltes Nicken, als hätte er längst gewusst, dass es so kommen würde.

„Also ist der Stuhl leer,“ sagte er. Nicht „der Thron“, nicht „die Krone“. Nur „der Stuhl“.

Ein Raunen ging durch die Männer. Manche grinsten, andere wurden bleich. Cathan stieß Merlin an. „Siehst du’s? Er wusste es.“

Merlin schwieg. Doch tief in ihm regte sich ein Bild, das er schon einmal gesehen hatte: ein Sitz aus Stein, schwer, aufgeladen, mehr als nur ein Stuhl. Ein Symbol, ein Herz, das Blut trank.

Uther trat auf Merlin zu, seine Augen grau wie Stahl. „Seher," knurrte er, „hast du das gesehen?"

Merlin zögerte. Worte waren jetzt schärfer als Schwerter. Er konnte schweigen – und damit die Flammen anfachen. Er konnte reden – und damit die Kette enger ziehen.

„Ich sah," flüsterte er, „einen Thron, der leer wird. Und einen Drachen, der sich darauf setzt."

Stille.

Dann grinste Uther. Breit, gefährlich. „Gut. Dann bin ich der Drache."

Noch am selben Abend sammelte er die Hauptmänner. Sie hockten im Zelt, schwitzten, diskutierten. Einer murmelte: „Es gibt andere mit Recht." Ein anderer: „Die Lords werden nicht zustimmen."

Uther lachte. „Recht? Lords? Ich brauche kein Pergament. Ich brauche nur ein Schwert. Und ein Seher, der sagt, dass der Himmel es will."

Alle Augen wandten sich zu Merlin.

Er fühlte es: das Netz, das sich um ihn zog. Er war nicht nur Zuschauer – er war der Beweis. Seine Stimme war das Siegel, das Blut in Stein verwandelte.

Später, allein am Feuer, sprach Cathan zu ihm. „Wenn du schweigst, wird er dich brechen. Wenn du redest, wird er dich binden. Was wirst du tun?"

Merlin starrte in die Glut. Er sah Gesichter darin, die er noch nicht kannte, die eines Tages fallen würden. „Ich weiß es nicht," murmelte er. „Aber ich weiß: Dieser Thron wird nicht gewonnen. Er wird gestohlen."

Die Krähe krächzte, als hätte sie zugestimmt.

Am Morgen stand Uther auf, das Banner des Drachen hinter ihm, das Schwert an seiner Seite. Er sprach laut, sodass das ganze Lager es hören konnte.

„Der König ist tot. Das Land ist leer. Ich nehme, was leer ist. Wer mir folgt, lebt. Wer mir widerspricht, stirbt."

Die Männer jubelten, manche echt, manche aus Angst. Der Name hallte wieder: **Pendragon.**

Merlin spürte, wie das Land unter seinen Füßen bebte. Nicht vor Freude, sondern vor Gewicht.

Der Marsch begann im Grau des Morgens, als der Nebel noch in den Feldern hing. Kein feierlicher Zug, keine Fanfaren. Es war ein Haufen Männer, schwer vom Kampf, stinkend nach Schweiß und Eisen, aber mit dem Hunger in den Augen, der größer war als Müdigkeit. Vorne ritt Uther, das Drachenbanner flatterte hinter ihm wie eine Zunge aus Blut.

Merlin ging nicht, er wurde geführt. Zwei Männer hielten ihn im Auge, als sei er ein kostbarer Schatz, den man nicht verlieren durfte, oder ein gefährliches Tier, das jederzeit beißen konnte. Cathan wich ihm nicht von der Seite.

„Wir marschieren wie Räuber," murmelte Cathan.
„Weil wir es sind," antwortete Merlin leise. „Dies ist kein Zug eines Königs. Dies ist der Zug eines Diebes."

Doch die Männer hörten nur den Namen, der immer wieder gerufen wurde: „Pendragon! Pendragon!" Und je öfter er fiel, desto mehr wurde er Wahrheit.

Die Halle des Thrones lag auf einem Hügel, eine alte Festung aus Stein, der dunkler war als der Morgen. Kein Schmuck, keine Pracht, nur Wände, die so dick waren, dass sie schon viele Winter überlebt hatten. Vor dem Tor standen Wachen, nervös, die Speere hoch, aber die Hände zitternd.

Uther ritt näher, das Schwert in der Faust. „Öffnet," brüllte er. „Euer König ist tot. Ein neuer steht vor euch."

Die Wachen zögerten. Einer hob an: „Es gibt Lords, die—" Doch Uther unterbrach ihn, indem er das Schwert hob. „Ich bin nicht gekommen, um zu fragen."

Das Tor öffnete sich. Nicht aus Gehorsam, sondern aus Angst.

Drinnen roch es nach altem Rauch, nach Schweiß und nach Blut, das in den Steinen hing. Der Thronsaal war kein Palast. Nur ein Raum, kalt, groß, mit einer Bank an der Wand und einem Stuhl aus Stein, schlicht, schwer, älter als jeder Mann hier.

Merlin blieb im Eingang stehen. Er sah den Stuhl, und sofort kamen die Bilder: Blut, das von den Stufen tropfte, Banner, die zerfetzt wurden, ein König, der fiel. Der Stuhl war kein Sitz. Er war ein Stein, der fraß.

Uther marschierte darauf zu, das Banner hinter ihm. Seine Männer folgten, grölten, stampften, als würden sie die Erde selbst unterwerfen.

Einige Lords waren schon da. Männer mit Bärten, mit Ringen an den Händen, mit Augen, die mehr Politik kannten als Schlachtfeld. Sie erhoben sich, einer nach dem anderen.

„Uther," sagte einer, „dies ist nicht dein Recht. Der Thron gehört nicht dir."
„Der Thron gehört dem, der ihn nimmt," knurrte Uther.

Die Lords warfen einander Blicke zu. Einer deutete auf Merlin. „Und dieser Bastard-Seher? Er ist es, der dich groß macht? Ohne ihn bist du nur ein weiterer Räuber."

Uther packte Merlin am Arm, zerrte ihn nach vorn. „Sag es ihnen. Sag, was du gesehen hast."

Alle Augen starrten ihn an. Schwer, erwartungsvoll, hungrig. Merlin fühlte, wie sein Herz schlug, hart, zu schnell. Worte. Immer Worte. Er wusste: Wenn er schwieg, fiel er. Wenn er sprach, erhob er Uther.

Er schloss die Augen. Die Bilder kamen wieder: Uther auf dem Thron, Blut an den Stufen, das Schwert in seiner Brust. Und der Drache, der lachte.

Merlin öffnete die Augen und sprach. „Ich sah den Drachen. Er setzt sich auf den Stuhl. Und der Drache trägt den Namen Uther."

Ein Raunen ging durch die Halle. Manche Lords wichen zurück, andere wurden bleich. Uther aber grinste breit, als hätte er die Welt selbst gefressen. „Ihr habt es gehört. Der Seher sagt es. Der Himmel sagt es. Der Drache sitzt."

Er ging zum Thron, drehte sich nicht um. Setzte sich. Schwer, fest. Der Stein knarrte nicht, aber es fühlte sich an, als hätte die Erde selbst gezuckt.

Und in diesem Moment zuckte auch der Himmel. Ein Donner, weit entfernt, grollte. Das Banner des Drachen flatterte, als sei es lebendig.

Die Männer schrien: „Pendragon! König! Pendragon!"

Merlin stand da, das Herz schwer. Er wusste: Dies war kein Sieg. Dies war ein Raub. Der Thron war gestohlen, und gestohlene Dinge fordern ihren Preis zurück.

Die Halle hielt den Atem an. Uther saß auf dem Thron, breit, schwer, als hätte er ihn schon immer besessen. Die Männer um ihn herum schrien seinen Namen, stampften, hoben Schwerter in die Luft. Doch nicht alle. In den Augenwinkeln sammelte sich etwas anderes: Widerstand.

Einer der Lords, ein alter Mann mit grauem Bart, trat nach vorne. Sein Mantel war einfach, doch seine Stimme hart. „Uther," rief er, „dieser Stuhl ist nicht deiner. Du bist nicht der Sohn des Königs, nicht vom Rat erwählt. Du bist ein Räuber, nicht mehr."

Das Jubeln verstummte.

Uther erhob sich langsam, das Schwert in der Hand. „Ein Räuber, sagst du?" Er ging die Stufen hinab, bis er direkt vor dem alten Mann stand. „Dann sag mir: Wem gehört der Stuhl? Dir? Oder einem Toten?"

„Dem Recht," erwiderte der Lord. „Und Recht ist älter als du, älter als ich. Es gehört nicht dem Stärkeren, sondern dem Würdigeren."

Uther lachte, laut, roh. „Recht? Würde? Das ist nur ein Mantel, den ihr über Furcht hängt. Aber Furcht gehört mir." Und ohne weiter zu reden, stieß er dem alten Mann das Schwert in den Bauch.

Ein Aufschrei ging durch die Halle. Blut tropfte auf die Stufen, genau wie Merlin es gesehen hatte. Der alte Lord sackte zusammen, röchelnd, das Gesicht bleich. Uther zog die Klinge heraus, schüttelte das Blut ab, blickte in die Menge.

„Das ist mein Recht," knurrte er. „Das ist mein Würde. Wer noch zweifelt, kommt und holt den Stuhl."

Die anderen Lords zögerten. Einer griff nach seinem Dolch, ein anderer nach dem Schwert. Aber ehe sie handeln konnten, sprangen Uthers Männer vor, Stahl gegen Stahl. Die Halle explodierte in Chaos.

Merlin stand an der Seite, das Herz hämmernd. Der Thronsaal war nun kein Ort des Rates, sondern ein Schlachtfeld. Schwert gegen Schwert, Schrei gegen Schrei. Blut spritzte auf die Steinwände, Männer rutschten aus, Banner wurden zerfetzt.

Cathan zog sein Schwert, stellte sich vor Merlin, abwehrbereit. „Bleib hinter mir!“ brüllte er, während ein Gegner auf sie zustürmte. Stahl krachte, der Mann fiel, das Blut rann die Stufen hinab.

Merlin sah, wie der Stein es trank. Der Thron sog das Blut wie ein Opfer. In seinem Kopf summte es: *So war es immer. So wird es immer sein. Ein Thron ist kein Sitz – ein Thron ist ein Altar.*

Uther kämpfte mitten im Chaos. Kein König, kein Fürst – ein Tier. Sein Schwert hieb, sein Schild krachte, seine Stimme brüllte. Er schien im Blut geboren, und je mehr er vergoss, desto stärker schien er zu werden.

Einer der Lords fiel unter seinem Schlag, ein anderer rannte. Die wenigen, die überlebten, knieten oder flohen. Am Ende war der Thronsaal rot, voll Stöhnen und Leichen.

Uther stapfte zurück auf die Stufen, das Schwert tropfend, das Gesicht voller Schweiß und Blut. Er setzte sich, schwer atmend, und hob das Banner.

„Seht!“ rief er. „Der Thron gehört dem Drachen, und der Drache bin ich!“

Ein Donnerschlag hallte, diesmal näher. Das Dach erzitterte, Staub fiel von den Balken. Ein Riss zog sich durch den Steinboden, klein, aber deutlich. Die Männer starrten, manche bekreuzigten sich, andere schrien vor Ehrfurcht.

Merlin wusste: Es war ein Omen. Oder sie würden es zu einem machen.

Uther lachte, hob das Schwert hoch. „Sogar der Himmel beugt sich! Ich bin Pendragon! König!“

Die Männer jubelten, Blut tropfte die Stufen hinab, der Drache im Banner zischte im Wind.

Merlin stand da, den Stab fest umklammert. Er hatte es gesehen. Ein Thron, nicht gewonnen, sondern gestohlen. Ein König, nicht geboren, sondern erzwungen. Und in diesem Raub lag schon der Keim des Untergangs.

Die Krähe krächzte über ihm, hart, dreimal, als sei es ein Urteil.

Die Halle stank nach Blut, Schweiß und billigem Wein. Männer stolperten zwischen Leichen herum, lachten zu laut, rissen Becher hoch, als hätten sie gerade einen Gott geboren. Aber sie hatten keinen Gott geboren. Sie hatten nur einen Mann auf einen Stuhl gesetzt, und der Stuhl war schon alt, viel älter als sie, viel gieriger als ihre kleinen Leben.

Uther hockte auf dem Thron, breitbeinig, das Schwert quer über den Knien. Sein Bart tropfte noch von Blut, und er grinste wie ein Kerl, der gerade alles gewonnen hat, ohne zu merken, dass er schon beim Verlieren ist. Die Männer brüllten seinen Namen, stampften, schlugen ihre Waffen gegen Schilde, bis der ganze verdammte Saal bebte. „Pendragon! Pendragon!“ – als würde das Wort allein alle toten Gesichter auf dem Boden ausradieren.

Merlin stand an der Wand, den Stab in den Händen, und fühlte sich wie ein Witz, den keiner lachte. Alles, was er jemals gesehen, jemals gefühlt hatte, war jetzt Fleisch geworden, Blut und Stein. Er hatte es gesagt, und weil er’s gesagt hatte, glaubten sie’s. Worte sind schlimmer als Schwerter – Schwerter töten Männer, Worte gebären Könige. Und Könige töten Reiche.

Er starrte auf den Boden. Blut rann die Stufen hinab wie Wein aus einem schlechten Fass. Er hörte das Schluchzen eines Verwundeten, der nicht sterben wollte, hörte, wie zwei Soldaten lachten, während sie ihn beiseite zerrten. Niemand kümmerte sich um Recht. Niemand kümmerte sich um Würde. Alles, was zählte, war, dass ein Mann stark genug war, um zu nehmen, und dass ein anderer dumm genug war, ihm zu folgen.

Cathan kam neben ihn, das Gesicht grau, die Hände noch rot. „Das ist es also,“ murmelte er. „Ein Reich geboren aus Dreck.“
Merlin nickte. „Ein Reich, gestohlen aus dem Bauch der Erde. Und ich hab die Nabelschnur durchtrennt.“
Cathan sah ihn an, wütend, traurig. „Du hättest schweigen können.“
„Hätte ich,“ erwiderte Merlin, „aber Schweigen wäre auch ein Wort gewesen. Alles ist ein verdammtes Wort.“

Uther brüllte, trank, riss eine Frau auf den Schoß, die man hereingeschleppt hatte. Er küsste sie, biss in ihren Hals, während die Männer gröhlten. Blut und Wein mischten sich auf seinen Lippen, und er lachte wie einer, der nichts anderes kann.

„Seht ihr!“ rief er. „Der Thron gehört mir, weil ich ihn genommen habe! Und wer ihn mir entreißen will, wird tot in seinem Schatten liegen!“

Die Männer tobten. Der Saal bebte. Merlin fühlte, wie die Erde unter ihm summte. Nicht zustimmend, nicht ablehnend. Nur schwer. So schwer, dass er kaum atmen konnte.

Er schloss die Augen und sah es wieder: Der Thron, der zerbrach, das Schwert in der Brust des Königs, das Reich im Staub. Alles, was hier geboren wurde, war schon zum Sterben verurteilt.

Aber keiner wollte das hören. Sie wollten nur saufen, brüllen, ficken, töten. Und am Ende würden sie sich wundern, warum alles zerfiel.

Merlin öffnete die Augen, starrte auf Uther, den Drachen im Banner hinter ihm, den Schweiß auf seinem Gesicht, das Lächeln, das mehr Blut als Freude war.

„König,“ murmelte er. „Ein König aus Dreck und Diebstahl.“

Die Krähe krächzte von den Balken, und für einen Moment schwieg die Halle. Nur Merlin hörte das Lachen im Flügelschlag.

Der Morgen danach war schlimmer als die Schlacht. Kein Jubel mehr, kein Brüllen. Nur Stöhnen, Kotze, Blutgeruch, der sich in jede Falte des Steins gefressen hatte. Männer lagen quer über den Bänken, Schnarchen, halb leergefressene Teller, verschütteter Wein, einer pisste noch im Schlaf. Ein Königreich geboren im Suff – was für eine Farce.

Uther saß immer noch auf dem Thron, als hätte er die ganze Nacht dort verbracht. Augen rot, Bart verklebt, aber die Hände noch fest am Schwert, als würde er selbst im Schlaf töten. Er sah nicht aus wie ein König. Er sah aus wie ein Schlächter, der vergessen hat, den Stall zu verlassen. Aber das reichte, weil die anderen nichts Besseres hatten.

Merlin ging durch den Saal, Schritt für Schritt, die Füße im Matsch aus Blut und Bier. Jeder Atemzug schmeckte nach Eisen, jeder Blick fiel auf ein Gesicht, das im Schlaf oder Tod kaum zu unterscheiden war. Manche sahen friedlich aus, als hätten sie nur getrunken, andere starrten mit offenen Augen an die Decke, der Mund voll Fliegen.

Er blieb stehen, betrachtete den Thron. Der Stein war nicht sauber, nicht edel. Er war befleckt, die Stufen dunkel von Blut, das keiner weggewischt hatte. Niemand putzt ein Reich, das gestohlen wurde.

Cathan kam zu ihm, das Haar zerzaust, die Augen rot. Er hielt ein Stück Brot in der Hand, kaute, als wäre es Staub. „Siehst du, was du gemacht hast?“ fragte er heiser.
Merlin nickte. „Ja. Ich sehe es überall. Im Dreck. In den Gesichtern.“
„Das hier wird nie halten,“ sagte Cathan. „Es ist zu schmutzig geboren.“
„Alles ist schmutzig geboren,“ erwiderte Merlin. „Aber nur das Wenigste lebt lang genug, um reinzuwachsen.“

Cathan lachte bitter, hustete. „Dann wette ich, das hier stirbt, bevor es laufen kann.“

Ein Mann am Boden würgte, spie Galle. Ein anderer wachte auf, zog die Hose hoch, als sei nichts gewesen. So sah das Reich am Tag eins aus: besoffen, dreckig, leer. Keine Krone, kein Priester, keine heilige Handlung. Nur ein Haufen Männer, die zu laut gefeiert hatten, dass sie überlebt hatten – und ein Mann, der sich selbst König nannte, weil keiner stark genug war, es ihm zu nehmen.

Merlin setzte sich auf eine Bank, die Krähe flatterte auf die Lehne. Er rieb sich die Augen, fühlte das Gewicht in seinem Schädel. Alles, was er gesagt hatte, hing jetzt wie Rauch über dem Raum. Er hatte den Drachen beschworen, und jetzt saß das Vieh auf dem Stuhl, grinste, atmete schwer.

„Vielleicht,“ murmelte er, „hätte ich besser geschwiegen.“
Die Krähe krächzte, scharf, als wolle sie sagen: *Zu spät, Junge. Zu spät.*

Uther hob plötzlich den Kopf, wischte sich das Gesicht mit der Hand. Seine Stimme kratzte, aber sie schnitt durch den Raum. „Aufstehen! Genug Schlaf, genug Saufen! Wir haben Land zu nehmen!“

Die Männer rührten sich, stöhnten, rappelten sich hoch. Schwerfällige Körper, müde Augen, aber sie gehorchten. Denn er hatte das Schwert. Und er hatte den Stuhl.

Merlin sah zu, wie sie wieder Leben in ihre Glieder pressten, wie der Lärm zurückkehrte. Er wusste: Das war kein Reich. Das war ein Kater. Und ein Kater wird immer schlimmer, bevor er vergeht.

Sie kamen am zweiten Tag. Nicht als Freunde, nicht als Feinde – als Abgesandte. Feine Mäntel, aber staubig vom Ritt, Ringe an den Fingern, aber Schweiß unter den Achseln. Gesichter, die mehr Intrigen als Schwerter gesehen hatten. Lords, Gesandte, Speichellecker – wie immer man sie nannte, sie kamen, um zu prüfen, ob dieser blutige Bastard auf dem Stuhl wirklich König sein sollte.

Der Saal stank noch immer nach dem Gemetzel. Sie taten so, als würden sie es nicht riechen, aber ihre Nasen zuckten, ihre Augen huschten zu den Flecken, die keiner weggemacht hatte. Blut glänzte noch in den Ritzen der Stufen. Einer der Leichenberge war nur notdürftig in eine Ecke geschoben worden, wie Sperrmüll, den keiner abholen wollte.

Und da saß Uther. Auf dem Thron, die Beine breit, den Becher in der Faust, das Schwert locker daneben. Er grinste, als seien die Wände selbst Zeugen seines Triumphs.

„Pendragon," begann einer der Abgesandten, ein alter Fuchs mit Stimme wie ein rostiges Messer, „du sitzt schnell auf einem Stuhl, der nicht leichtfertig vergeben wird."

Uther lachte. „Ich hab ihn nicht ‚vergeben' bekommen. Ich hab ihn genommen. Wer ihn will, soll's mir aus der Hand reißen."

Ein Murmeln ging durch die Abgesandten. Einer flüsterte: „Er ist verrückt." Ein anderer: „Er ist stark." Und in diesem Land war das dasselbe.

Merlin stand seitlich, den Stab in der Hand, schweigend, aber jeder Blick wanderte immer wieder zu ihm. Er wusste, was sie wollten. Nicht Uthers Worte. Seine. Der Seher. Der Bastard, der Drachen beschworen hatte.

Der alte Fuchs nickte zu Merlin. „Und du? Was sagst du? Ist er König?"

Merlin spürte die Kehle trocken werden. Worte. Schon wieder Worte. Worte, die schwerer waren als Schwerter. Er erinnerte sich an die Visionen: Blut, ein Reich, das zerbricht. Aber hier, in diesem Saal, wollten sie keine Wahrheit. Sie wollten eine Waffe.

„Der Drache sitzt," sagte er leise, „und der Drache trägt Uthers Namen."

Die Abgesandten nickten. Manche erleichtert, manche erschüttert. Aber keiner widersprach.

Uther lachte wieder, schlug den Becher auf die Armlehne, dass Wein spritzte. „Hört ihr das? Selbst die Schatten sagen's. Ich bin Pendragon, ich bin König!"

Dann wurde er still, sein Blick scharf wie ein Messer. „Und wenn einer von euch glaubt, er könne mir das streitig machen, soll er's versuchen. Aber versucht's mit Stahl, nicht mit Zungen. Ich hab genug Gerede."

Die Abgesandten verbeugten sich, knirschend, widerwillig. Sie waren keine Krieger, nur Ratten, die den stärksten Hund erkannten. Sie würden heimkehren, berichten, dass der Thron besetzt war. Dass Blut geflossen war. Dass der Drache aufgestanden war.

Und damit war es besiegelt. Nicht durch Recht. Nicht durch Rat. Nur durch Angst.

Später, als die Halle leerer war, saß Merlin allein, die Krähe auf dem Balken über ihm. Er starrte den Thron an, den Stein, die Stufen, die dunklen Flecken.

„Gestohlen," murmelte er. „Und jeder Diebstahl fordert seinen Preis."

Die Krähe krächzte. Ein kurzer, harter Laut. Mehr Zustimmung brauchte er nicht.

Die Nacht fiel über die Halle wie ein dreckiges Tuch. Das Blut auf den Stufen war eingetrocknet, aber der Geruch hing noch immer in der Luft. Die Männer hatten wieder gesoffen, wieder gegrölt, als könnten sie den Gestank mit Lärm zudecken. Doch egal, wie viel Wein floss, die Mauern rochen nach Tod.

Uther saß noch immer auf dem Thron. Der Becher nie leer, das Schwert nie weit weg. Er grinste, lachte, brüllte Befehle in den Raum, als wäre er schon Herr über alles, was das Land hergab. Und die Männer folgten, weil sie nichts anderes kannten. Ein König war nur ein Mann, der lauter brüllte und härter zuschlug als alle anderen.

Merlin stand abseits, der Stab in der Hand, müde bis in die Knochen. Er sah, wie sie tranken, wie sie gröhlten, wie sie ihre Fäuste auf die Tische hämmerten. Und er wusste: Dies war kein Reich. Dies war eine Kneipe nach Mitternacht, in der einer das größte Messer hatte und die anderen so taten, als wäre das Ordnung.

Cathan trat neben ihn, das Gesicht finster. „Du weißt, was du getan hast, oder?"
„Ja," murmelte Merlin. „Ich hab den Bastard zum König gemacht."
„Nein," sagte Cathan, „er hat sich selbst zum König gemacht. Du hast ihm nur die Stimme gegeben."
Merlin lachte bitter. „Und was ist schlimmer? Das Messer in der Hand – oder die Zunge, die sagt, dass das Messer Recht hat?"

Cathan schwieg. Es gab keine Antwort.

Die Männer im Saal schrien wieder „Pendragon! Pendragon!" Ihre Stimmen hallten von den Wänden, bis sie mehr wie ein Fluch klangen als ein Jubel. Uther erhob sich, breit, schwer, Blut und Wein im Bart, und riss das Banner hoch.

„Ich bin der Drache!" brüllte er. „Und der Drache herrscht!"

Die Halle bebte, Schwerter klirrten, Männer trampelten, als wollten sie den Stein selbst zerbrechen.

Merlin sah hinauf zum Dach, wo die Krähe saß, still, schwarz, unbewegt. Sie sah ihn an, ihre Augen wie zwei Löcher. In seinem Kopf summte es: *Du hast ihn geboren. Du bist der Geburtshelfer dieses Reiches.*

Er schloss die Augen, sah wieder Blut, sah den Thron brechen, sah ein Schwert in einer Königsbrust. Und er wusste: Alles, was heute gefeiert wurde, war schon tot. Nur wusste es noch keiner.

Er öffnete die Augen wieder, starrte auf Uther, der grinste, trank, schrie. Ein König aus Diebstahl, ein König aus Dreck. Und Merlin selbst war Teil davon.

„Pendragon," murmelte er. „Ein Name, der alles frisst. Auch mich."

Die Nacht der Verwandlung

Das Fest war mehr ein Rausch als eine Feier. Der Thronsaal war vollgestopft mit stinkenden Körpern, der Boden klebrig von verschüttetem Wein, Blut und Fett. Männer lagen halb ohnmächtig auf den Bänken, Frauen huschten wie Schatten durch die Halle, Musikfetzen kamen von einem Barden, der mehr stritt mit seiner Laute, als dass er sie spielte. Alles war laut, dreckig, roh – und genau so liebte Uther es.

Er saß breit auf dem Thron, das Schwert an der Seite, den Becher nie leer. Immer wieder brüllte er nach mehr Wein, mehr Fleisch, mehr Frauen, und seine Männer rannten, als ginge es um ihr Leben. Jeder lachte zu laut, weil keiner der Erste sein wollte, der schwieg.

Merlin saß abseits, am Rand, den Stab in der Hand. Er trank nicht, aß nicht. Er beobachtete. Die Männer schrien, aber unter all dem Lärm lag eine Stille, die nur er hörte – das Summen der Erde, das Wispern der Schatten. Und darin ein Druck, ein Gewicht, das seit Tagen schwerer wurde.

„Seher!" Uthers Stimme krachte über die Halle, rau, schwer, schon halb im Suff. „Komm her!"

Alle Köpfe drehten sich. Die Männer grinsten, neugierig, gierig. Merlin erhob sich langsam, ging nach vorne, spürte die Blicke, die wie Messer in seinem Rücken stachen.

Uther grinste breit, Wein rann über seinen Bart. „Du sitzt hier, redest von Drachen, redest von Königen, redest von Blut. Worte, Worte, Worte! Aber ein König will mehr als Worte. Er will sehen."

Er lehnte sich vor, die Augen grau und scharf. „Zeig uns deine Macht, Seher. Lass uns sehen, was dich mehr macht als ein Mann mit einem Stock."

Ein Raunen ging durch die Halle. Männer stießen einander an, lachten, riefen: „Ja! Zeig uns, was du kannst!" Einer brüllte: „Verwandel dich in ein Schwein, dann haben wir mehr Fleisch!" Ein anderer: „Oder in eine Frau, dann kann der König dich nehmen!" Das Gelächter war schmutzig, heiser, aber darunter lag Angst.

Cathan trat aus dem Schatten, stellte sich halb vor Merlin. „Er ist kein Possenreißer. Ihr habt sein Wort – reicht euch das nicht?"

Uther knurrte. „Mir reicht nichts. Ein König vertraut nicht auf Schatten, er vertraut auf Beweise." Er erhob sich, trat die Stufen hinab, bis er direkt vor Merlin stand. „Also, Seher – zeig uns den Drachen. Oder zeig uns gar nichts und stirb als Narr."

Merlin spürte, wie sein Herz raste. Die Halle bebte von Rufen: „Wunder! Wunder! Wunder!“ Schwerter hämmerten auf Schilde, das Holz der Tische vibrierte. Es war ein Chor, der ihn verschlingen wollte.

Die Schattenstimme flüsterte: *Jetzt. Zeig ihnen, was du bist. Lass die Maske fallen.*
Die Erde summte schwer: *Nicht. Jeder Zauber ist Schuld. Gewicht. Einmal getan, für immer getragen.*

Merlin schloss die Augen, atmete tief. Er fühlte die Wärme des Feuers, das Summen der Erde, das Wispern der Schatten. Er erinnerte sich an den Fluss, an die Stimmen, an den Drachen im Rauch. Alles war da, alles wartete.

Er öffnete die Augen. „Ihr wollt sehen?“ Seine Stimme war ruhig, aber sie schnitt durch den Lärm. „Dann seht.“

Er rammte den Stab in den Boden. Ein dumpfes Beben ging durch die Halle. Becher kippten, Männer stolperten, einer fiel der Länge nach hin. Das Lachen verstummte.

Doch Uther grinste nur breiter. „Mehr.“

Merlin keuchte. Er wusste: Es würde wehtun. Es würde ihn zerreißen. Aber der Moment verlangte es. Er griff tiefer, tiefer in das, was ihn schon so lange rief. Und es antwortete.

Ein Schmerz fuhr durch ihn, als würden Knochen brechen, Muskeln reißen, Haut brennen. Er schrie, fiel auf die Knie. Seine Finger krampften, sein Rücken bog sich. Schweiß tropfte, Blut lief ihm aus der Nase.

Die Halle starrte, stumm, das Feuer flackerte.

Und dann begann es.

Der Schmerz kam wie ein Schlag ins Mark. Kein sauberer Zauber, kein leuchtendes Glitzern, kein göttliches Geschenk. Es war ein Brechen, ein Krachen, ein Aufreißen von allem, was Mensch heißt. Merlin schrie, so laut, dass die Halle schwieg.

Seine Finger verzogen sich, Nägel verlängerten sich zu Krallen, die Haut spannte, riss, wurde grau, wurde dunkel. Die Wirbelsäule knackte, als ob jemand sie Stück für Stück neu biegen würde. Er fiel nach vorn, die Hände auf den Boden, das Gesicht verzerrt, die Augen brennend.

Die Männer wichen zurück, Becher kippten, Schwerter wurden gezogen, doch keiner traute sich, näher zu kommen. Einer flüsterte: „Er wird ein Tier.“ Ein anderer: „Er ist schon eins.“

Merlins Körper zitterte, bog sich, die Schultern wuchsen, die Stimme war nur noch ein Knurren. Sein Atem dampfte, die Glut des Feuers spiegelte sich in Augen, die nicht mehr menschlich waren – gelb, glühend, kalt.

Cathan starrte, das Schwert halb gezogen, aber er tat nichts. Er sah nicht nur Magie – er sah, wie sein Freund sich zerreißen ließ. Schmerz war überall: in Merlins Schrei, in den Knochen, die sich bogen, im Fleisch, das bebte.

Die Verwandlung war kein Geschenk. Sie war ein Fluch, ein Zwang. Ein Gewicht, das ihn niederdrückte, bis er nicht mehr wusste, ob er Mensch, Tier oder Schatten war.

Und dann stand er da. Kein Mann mehr. Etwas anderes. Größer, breiter, die Haut dunkel wie Erde, die Glieder unnatürlich, die Augen ein gleißendes Gelb. Ein Schattenwolf, ein Tier aus Albträumen.

Ein Schrei ging durch die Halle. Manche flohen, stießen Bänke um, stürzten übereinander. Andere hoben Schwerter, die Klingen zitterten. Einer schrie: „Tötet ihn!“ – und bekam sofort Uthers Faust ins Gesicht.

Uther lachte. Laut, rau, begeistert. „Seht ihn! Mein Drache! Mein Zauberer! Seht, was er ist!“

Seine Stimme übertönte das Chaos. „Niemand tötet ihn. Niemand rührt ihn an. Er gehört mir!“

Merlin stand in der Mitte, der Atem dampfte, die Muskeln bebten. Er hörte alles doppelt – mit Ohren, die jetzt zu viel hörten, und mit einem Herzen, das zu schnell schlug. Er roch Angst, er schmeckte Schweiß, er sah jedes Zucken, jede Bewegung.

Die Halle war ein Käfig, voll von Männern, die nicht wussten, ob sie jubeln oder fliehen sollten. Manche fielen auf die Knie, murmelten Gebete, andere starrten ihn an, als sei er selbst der Tod.

Er wollte schreien, wollte rufen, dass er noch immer er selbst war. Aber seine Stimme war kein Wort mehr, nur ein Knurren, tief, grollend. Das Echo rollte durch die Halle, ließ Männer erstarren.

Und in diesem Moment wusste er: Es gab kein Zurück. Der Schritt war getan. Er war nicht mehr nur Seher. Er war Zauberer. Ein Wesen zwischen den Welten.

Uther trat vor, keine Spur von Angst, nur dieses irrlichternde Glitzern in den Augen. „Du bist mein Wunder,“ rief er. „Du bist mein Sieg. Mit dir neben mir nimmt mir keiner den Thron!“

Merlin knurrte, die Zähne blank, und spürte, wie der Boden unter ihm vibrierte, als würde selbst die Erde sich von ihm abwenden.

Die Halle war ein Hexenkessel. Manche Männer schrien, rannten zur Tür, als könnten sie der Nacht entkommen. Andere knieten, die Stirn auf den Boden gedrückt, als hätten sie plötzlich begriffen, dass sie einem Dämon dienten. Und wieder andere starrten stumm, die Schwerter halb erhoben, gefangen zwischen Kampf und Gebet.

Merlin stand in der Mitte, seine Brust hob und senkte sich schwer. Jeder Atemzug war ein Grollen. Schweiß und Blut tropften von ihm, die Muskeln zitterten, die Haut war noch immer nicht ganz Mensch, nicht ganz Tier. Er spürte alles doppelt – den Staub unter seinen Krallen, den Geruch von Angst, den Geschmack von Eisen in der Luft.

Und er spürte das Gewicht. Jede Faser seines Körpers schrie, dass er das nicht hätte tun sollen. Die Erde summte dumpf, als ob sie ihn warnte: *Das, was du heute warst, bist du für immer.*

Uther trat näher, das Grinsen breit wie ein Schnitt durchs Gesicht. Keine Angst, nur Hunger. Er hob die Hände, rief laut: „Seht ihn! Mein Zauberer! Mein Drache im Fleisch!“

Seine Männer starrten ihn an, dann wieder Merlin. Und weil sie zu feige waren, um gegen ihren König zu schreien, taten sie das Einzige, was blieb: Sie jubelten. Falsch, unsicher, aber laut genug, dass es wie Wahrheit klang.

„Zauberer! Zauberer! Pendragon!“ hallte es, ein widerliches Echo, halb Angst, halb Begeisterung.

Cathan stand am Rand, die Hand am Schwert, aber er rührte sich nicht. Sein Blick war voller Schmerz. „Merlin… was hast du dir angetan?“ murmelte er, kaum hörbar im Lärm.

Merlin hörte es trotzdem. Es schnitt tiefer als die Schreie der anderen. Er wollte antworten, wollte sagen, dass er keine Wahl hatte. Doch seine Kehle konnte keine Worte mehr formen. Nur ein Knurren, das klang wie ein Nein und ein Ja zugleich.

Der Barde in der Ecke ließ die Laute fallen und begann, irgendetwas zu singen, ein Lied, das nach uralter Beschwörung klang, doch die Worte waren falsch, verdreht, lächerlich. Die Männer lachten, jubelten, trampelten. Und über all dem stand Uther, stolz, breit, der Becher hoch.

„Dies ist mein Reich!“ brüllte er. „Und er ist der Beweis, dass die Götter mich gewählt haben! Kein Mann, kein Lord, kein Schatten kann mir das nehmen!“

Er packte Merlins Schulter – oder was davon übrig war. „Du bist mein, Zauberer. Mein Werkzeug, meine Waffe, mein Drache.“

Merlin spürte den Griff, hart, besitzergreifend. Und tief in sich fühlte er, wie etwas zerbrach. Ein Teil von ihm, der noch geglaubt hatte, frei zu sein, löste sich auf, fiel in den Schatten.

Und dort, in diesem Dunkel, sah er etwas: nicht Uther, nicht die Männer, nicht den Thron. Er sah sich selbst, älter, in Ketten, die Augen leer, die Magie in ihm wie ein Feuer, das alles verbrannt hatte.

Er schloss die Augen, und für einen Moment schwankte er. Er hätte Uther zerreißen können, hier, jetzt, vor allen. Doch er tat es nicht. Stattdessen ließ er den Atem zischen, ließ die Krallen zurückgleiten, die Haut wieder menschlich werden.

Die Männer jubelten, als er wieder aufrecht stand, halb Mensch, halb Schatten. Uther hob seinen Arm in die Höhe wie den eines Siegers. „Seht, er ist mein Zauberer! Und solange er bei mir ist, wird niemand mir den Thron nehmen!“

Die Halle bebte von Stimmen.

Doch Merlin wusste: Das, was er heute gezeigt hatte, konnte nicht mehr zurückgenommen werden. Er war kein Seher mehr. Er war etwas anderes. Etwas, das er nie sein wollte.

Und der Preis würde kommen.

Der Jubel verklang nur langsam, wie ein Feuer, das nicht brennt, sondern glimmt, weil keiner es löschen will. Männer fielen zurück auf ihre Bänke, kippten Becher, schrien noch ein paar letzte Flüche ins Dunkel, bis sie einer nach dem anderen im Wein versanken. Uther blieb aufrecht, trank, grinste, als hätte er gerade die Welt gefressen.

Merlin aber schwankte. Der Stab war das Einzige, das ihn noch hielt. Jeder Muskel zitterte, jeder Knochen fühlte sich an, als wäre er aufgeschlitzt worden. Sein Atem war flach, die Haut brannte, die Augen brannten noch mehr. Er wollte schreien, wollte kotzen, wollte schlafen – aber stattdessen stand er da, bis der Boden wegrutschte.

Er stürzte, schlug hart auf die Steine. Alles wurde dunkel.

Er fiel nicht ins Nichts, sondern in Bilder. Erst verschwommen, dann klarer als die Halle selbst. Er sah ein Bett, seidenbezogen, Kerzen, die flackerten. Eine Frau, schön, stark, die Haare dunkel, die Augen voller Angst und doch voller Feuer. Sie schrie. Geburtswehen. Blut zwischen ihren Beinen.

Neben ihr stand Uther. Jünger, härter, noch grausamer im Blick. In seinen Augen war kein Mitleid, nur Besitz. Er legte die Hand auf das Kind, kaum geboren, das schrie, lauter als die Frau, lauter als alles.

Merlin sah das Gesicht des Kindes – nicht klar, nicht vollständig, nur Augen, groß, leuchtend, voller Schicksal.

Ein Name hallte in ihm: **Arthur.**

Die Vision zerriss, wechselte. Er sah ein Schwert, halb im Stein, halb im Licht. Hände, viele Hände, die es greifen wollten, alle scheiterten. Bis dieselben Augen, die er eben gesehen hatte, es berührten – und das Schwert floss in die Hand wie Wasser.

Dann ein runder Tisch, Männer, Frauen, Schwerter niedergelegt, Gesichter voller Hoffnung. Doch hinter ihnen: der Drache, groß, brüllend, der mit einem einzigen Atemzug die Runde zerbrach.

Merlin keuchte im Traum, wollte die Bilder wegstoßen, aber sie kamen immer dichter. Er sah wieder Uther, diesmal älter, schwerer, das Gesicht hart, das Schwert in seiner Brust. Er sah das Reich, das fiel. Und zwischen all dem stand er selbst, älter, müder, mit Ketten um die Hände, die Magie wie Feuer in seinen Adern, das ihn auffraß.

Eine Stimme flüsterte – nicht Erde, nicht Schatten, nicht Sterne, sondern etwas Neues: *„Du bist der Wächter. Du bist der Zeuge. Und du wirst zahlen.“*

Er schrie auf, wachte keuchend. Schweiß klebte an ihm, Blut rann aus der Nase. Cathan kniete neben ihm, hielt ihn fest. „Merlin! Hörst du mich?“

Merlin blinzelte, sah die Halle wieder, Männer schnarchend, Uther lachend im Rausch. Alles war da, alles real. Und doch vibrierte in seinem Schädel noch immer der Name, der Schrei, die Vision.

„Arthur…“ flüsterte er, kaum hörbar.

Cathan runzelte die Stirn. „Was?“
„Er kommt,“ murmelte Merlin. „Ein König, größer als der, der jetzt auf dem Thron sitzt. Aber er kommt aus Blut. Und wir alle werden bezahlen.“

Die Krähe flatterte auf den Balken, krächzte einmal, scharf, als würde sie das Siegel unter Merlins Worte setzen.

Er wusste: Die Nacht hatte ihn verändert. Nicht nur den Körper, nicht nur den Blick der Männer. Auch sein Schicksal hatte sich gedreht. Er hatte gesehen, was kommen würde. Und er wusste, dass er es nicht aufhalten konnte.

Der Morgen kam hart und grau. Kein Gesang, keine Trompeten – nur das Geräusch von Männern, die sich übergaben, weil sie zu tief ins Fass gegriffen hatten. Der Saal roch nach kaltem Fett, Erbrochenem und Eisen. Der Rauch hing noch immer unter dem Dach wie ein alter, stinkender Teppich.

Merlin lag an der Wand, den Stab quer über der Brust. Jeder Knochen tat weh, als hätte man ihn mit einem Hammer bearbeitet. Seine Haut fühlte sich fremd an, dünn, gespannt, voller Splitter. Wenn er die Augen schloss, hörte er noch das Knacken der Wirbel, das Krachen der Muskeln. Die Verwandlung steckte noch in ihm wie ein Gift, das nicht verschwinden wollte.

Cathan saß neben ihm, die Hand auf dem Schwert, als wolle er ihn bewachen. „Du hättest dich geweigert sollen,“ murmelte er.
Merlin drehte langsam den Kopf. „Und dann?“ Seine Stimme war rau, brüchig. „Dann hätten sie mich aufgehängt, und Uther hätte einen anderen gefunden, der ihm Lügen erzählt.“

Uther war längst wach. Der Mann schlief wie ein Hund: kurz, unruhig, aber nie ohne Kraft. Er stand mitten im Saal, breit, schwer, mit dem Drachenbanner hinter sich. Sein Blick fiel sofort auf Merlin.

„Da ist er,“ brüllte er, sodass alle, die noch halb schliefen, auffuhren. „Der Drachenmagier!“

Die Männer, verkatert, murrten, klatschten schwach, einige murmelten ein „Zauberer“. Es war kein echter Jubel, eher ein Nachhall des Rausches von letzter Nacht. Aber es reichte.

Uther stapfte herüber, packte Merlin am Arm und zog ihn hoch, als sei er kein Mensch, sondern ein Werkzeug. „Seht ihn! Er ist der Beweis! Kein König sitzt ohne Zeichen, und ich habe den größten von allen!“

Er riss Merlins Arm hoch, so als hätte er einen Kämpfer in der Arena besiegt und wollte ihn dem Volk zeigen. „Mein Zauberer, mein Drache. Niemand nimmt mir den Thron, solange er an meiner Seite ist!“

Merlin schwankte, keuchte, fühlte, wie der Schmerz durch seinen Körper hämmerte. Er wollte widersprechen, wollte sagen, dass er nicht Uthers Besitz war. Doch seine Stimme versagte. Nur ein Flüstern kam heraus: „Ich gehöre niemandem.“

Uther hörte es nicht. Oder er wollte es nicht hören. Er lachte, schüttelte Merlin, dass ihm die Knie nachgaben. „Er gehört mir!“ wiederholte er, und die Männer jubelten, diesmal lauter, weil sie wussten, dass Schweigen gefährlich war.

Später, als die Halle sich leerte und nur noch der Gestank blieb, ließ Uther ihn los. Merlin sank auf die Bank, keuchend, das Gesicht in den Händen.

Cathan legte ihm eine Hand auf die Schulter. „Du musst weg, Merlin. Wenn du bleibst, frisst er dich. Du bist kein Mensch mehr, er hat dich zum Werkzeug gemacht."

Merlin hob den Kopf. Seine Augen waren rot, müde, aber darin lag etwas Neues: ein Glanz, hart, scharf. „Weggehen? Wohin? Ich habe gesehen, was kommt. Ich habe gesehen, was dieses Reich gebärt. Wenn ich gehe, geschieht es trotzdem. Wenn ich bleibe, vielleicht… vielleicht kann ich steuern."

Cathan schüttelte den Kopf. „Du wirst daran zerbrechen."
Merlin lächelte schwach. „Vielleicht. Aber besser ich als alle."

Über ihnen krächzte die Krähe, laut, dreimal. Sie flatterte durch die Halle, setzte sich auf den Thron, direkt über Uthers Platz.

Die Männer, die es sahen, erstarrten. Manche bekreuzigten sich, andere murmelten Gebete.

Merlin starrte den Vogel an. „Siehst du? Selbst die Schatten wählen ihren Platz."

Cathan fluchte leise. „Dann sind wir verdammt."

Die Nacht danach war stiller als die letzte. Kein Jubel, kein Gesang, nur das Knacken der Feuer draußen im Lager. Männer schnarchten, Pferde schnaubten, irgendwo klirrte noch ein Becher zu Boden. Der Himmel war klar, der Mond hing kalt und riesig über dem Fluss.

Merlin saß allein am Ufer, den Stab im Schlamm, die Füße im kalten Wasser. Er fühlte den Schmerz noch in jedem Knochen, als würde der Körper sich nicht erinnern wollen, wieder Mensch zu sein. Das Tier, das Schattenwesen, lebte noch in ihm – es atmete unter seiner Haut, flüsterte in seinen Knochen.

Er griff nach der Erde, ließ sie durch die Finger rinnen. Sie war schwer, schwarz, voller Stimmen. Die Schatten krochen näher, wie Hunde, die auf ein Stück Fleisch warteten. Und über ihm funkelten die Sterne, hell, weit, unbarmherzig.

Er spürte drei Kräfte, die an ihm zogen:

- die Erde, tief, schwer, uralt.
- die Schatten, gierig, zischend, wild.
- die Sterne, fern, kalt, unnahbar.

Und er – mittendrin.

„Was wollt ihr von mir?" flüsterte er. Seine Stimme war schwach, aber das Wasser trug sie weiter, als ob der Fluss selbst lauschte.

Die Erde summte: *Du bist mein Gewicht. Meine Stimme. Meine Erinnerung.*
Die Schatten flüsterten: *Du bist mein Fleisch. Mein Messer. Mein Hunger.*
Die Sterne funkelten stumm, dann eine Stimme, leise wie Eis: *Du bist mein Zeuge. Mein Auge. Mein Verrat.*

Merlin presste die Hände an die Schläfen. „Ich bin nicht euer. Ich bin ich."

Doch das Lachen der Schatten hallte, tief, gierig. Die Erde brummte, schwer, unausweichlich. Die Sterne schwiegen, und das Schweigen war schlimmer als jedes Wort.

Das Wasser vor ihm kräuselte sich. Er sah hinein – und sah nicht sein Gesicht, sondern ein anderes: älter, bleicher, mit Ketten um die Arme, die Haut eingefallen, die Augen leer. Er selbst, aber gebrochen, verzehrt, ein Gefangener.

Dann wechselte das Bild. Er sah Feuer über einer Stadt, Banner, die fielen, Männer, die starben. Ein Schwert, das in einem Stein steckte, verlassen, einsam. Ein Kind, das es berührte, und ein Reich, das aus Asche geboren wurde.

Und dann – Dunkelheit. Nur Dunkelheit.

Er schrie, fiel zurück, das Wasser spritzte. Seine Brust hob und senkte sich, er rang nach Luft. Der Fluss schwieg wieder, glatt, unschuldig, als sei nichts geschehen.

Cathan kam gerannt, das Schwert in der Hand, der Atem schwer. „Merlin! Was ist los?"

Merlin starrte noch immer ins Wasser, die Hände zitternd. „Ich habe gesehen… mich. In Ketten. Ein Reich im Feuer. Und einen Jungen… einen Jungen, der alles trägt."

Cathan kniete neben ihm, legte die Hand auf seine Schulter. „Dann musst du stark bleiben. Sonst frisst dich das alles, bevor der Junge überhaupt geboren ist."

Merlin lachte bitter, leise. „Vielleicht ist das der Preis. Vielleicht ist es so gedacht: dass ich verbrenne, damit er leuchten kann."

Über ihnen flog die Krähe, ihr Krächzen durchschnitt die Nacht. Sie zog Kreise über dem Fluss, als würde sie Wache halten.

Merlin senkte den Blick wieder ins Wasser, doch diesmal sah er nur sich – jung, müde, zerrissen. Für einen Moment war er erleichtert. Dann begriff er: auch dieses Gesicht wird irgendwann verschwinden.

Der Fluss war still geworden, und auch das Lager schlief. Nur Merlin blieb wach. Er saß im Schlamm, die Knie angezogen, den Stab neben sich, als könnte er ihn wie eine Krücke benutzen, um nicht endgültig umzufallen. Sein Atem war flach, jeder Zug ein Kratzen in der Brust.

Cathan hatte sich schließlich hingelegt, erschöpft, das Schwert noch immer in Reichweite. Nur die Krähe war geblieben, hoch oben auf einem Ast, ihr schwarzer Körper gegen den Mond ein einziger Schatten. Sie starrte ihn an, unbeweglich, als sei sie selbst eine Statue der Nacht.

Merlin schloss die Augen. Das Pochen in seinem Schädel ließ nicht nach. Immer noch vibrierte der Körper, als hätte die Verwandlung ihn halb dort gelassen, halb hier. Er fühlte sich nicht mehr wie ein Mensch. Zu viel Hunger in den Knochen, zu viel Schatten unter der Haut.

Er dachte an die Männer in der Halle, die ihn angefeuert hatten, als wäre er ein Gaukler. Er dachte an Uther, der ihn wie eine Trophäe hochgehalten hatte. Und er dachte an die Visionen, die ihn heimsuchten: Arthur, das Schwert, der Thron, das Blut.

„Ich bin nicht mehr derselbe," murmelte er in die Nacht. „Nicht mehr Seher. Nicht mehr Mensch. Aber auch kein Gott. Etwas dazwischen. Und genau dort werde ich verrotten."

Die Erde summte, tief, wie eine Antwort: *Zwischen den Welten.*
Die Schatten kichern: *Dort gehörst du hin.*
Die Sterne flackerten stumm, aber er spürte ihr kaltes Auge.

Er schlug die Hände vors Gesicht, stöhnte. „Ich wollte nie das werden. Ich wollte nur… verstehen."

Aber die Nacht gab ihm keine Gnade.

Langsam, mit Mühe, erhob er sich. Sein Körper schwankte, die Beine fühlten sich wie Holz an. Er nahm den Stab, stützte sich darauf, blickte in den Fluss.

„Wenn ich jetzt gehe," flüsterte er, „wäre alles einfacher. Ich könnte verschwinden, und niemand würde mich finden. Doch ich habe gesehen, was kommt. Und wenn ich nicht bleibe, wird es schlimmer. Uther wird brennen, das Reich wird brennen, und Arthur… Arthur wird sterben, bevor er lebt."

Die Krähe krächzte laut, als hätte sie ihn bestätigt.

Merlin atmete tief durch. „Dann bleibe ich. Aber ich weiß jetzt: Ich gehöre nicht mehr mir. Ich bin das, was zwischen den Welten geht. Und ich werde nie zurückkehren."

Er wandte sich vom Fluss ab, ging zurück ins Lager, Schritt für Schritt, schwer wie Stein. Hinter ihm plätscherte das Wasser leise, als hätte es alles gehört und würde es eines Tages weitererzählen.

Über ihm zog die Krähe ihre Kreise.

Arthurs Geburt

Der Regen kam wie Nägel vom Himmel, hart, schräg, gnadenlos. Er zerschnitt den Hof der Festung, rannte in Rillen die Stufen hinab und nahm den Dreck der Männer mit, die den ganzen Tag so getan hatten, als gäbe es so etwas wie Ordnung. Die Nacht roch nach Pferd, nassem Leder und ehrlicher Gier.

Uther stand unter dem Vordach wie ein Tier, das zu lange an der Kette gewesen war. Seine Hände öffneten und schlossen sich, als wollten sie einen Hals umklammern, den sie noch nicht hatten. „Sie gehört mir," sagte er, und die Stimme war nur knapp tiefer als der Donner.

Merlin schwieg. Er spürte den Regen bis in die Knochen, spürte die Erde unter den Steinen, die Summen machte – nicht zustimmend, nicht ablehnend, nur schwer. Die Krähe saß über

ihnen im Gebälk, der Kopf schief, als schreibe sie alles in ein unsichtbares Buch: *Ort: Festung Tintagel. Stunde: schlecht. Absicht: noch schlechter.*

„Igraine," presste Uther hervor. „Sie ist die Frau eines anderen Mannes, ja. Und?" Er trat näher, Wein und Eisen im Atem. „Du bist der Zauberer. Du machst Türen, wo Mauern sind. Mach mir eine Tür."

Cathan stand im Schatten, eine Hand auf dem Schwert, die andere um den Zorn. „Sie ist die Gemahlin des Gorlois," sagte er leise. „Wenn du sie nimmst, nimmst du nicht nur ein Bett. Du beginnst einen Krieg."

„Kriege beginne ich beim Frühstück," knurrte Uther. „Ich brauche heute Nacht eine Königin."

Das Wort blieb im Regen liegen, schwer wie ein Stein. Merlin hob den Blick. „Du willst nicht eine Königin," sagte er, „du willst *sie*. Und was du verlangst, ist keine Bitte. Es ist ein Diebstahl mit einem anderen Namen."

Uther lächelte schief, die Lippen zu hart, um weich zu werden. „Sag mir, Zauberer: Wird aus ihr ein König geboren?"

Merlin hätte lügen können. Er hätte schweigen können. Aber die Nacht hatte bereits ihre Zähne in ihn geschlagen, und die Bilder kamen, ob er sie wollte oder nicht: Ein Bett, Seide, Kerzenrauch. Eine Frau mit Augen wie Winterwasser. Ein Schrei, nicht Lust, nicht Schmerz – Schicksal. Und später: ein Kind, das die Luft aufschneidet mit seinem ersten Atemzug.

„Ja," sagte er tonlos. „Aus ihr kommt, was du willst. Und etwas, das größer ist als du. Aber es beginnt in Lüge. Was in Lüge beginnt, fordert doppelte Zinsen."

Uther griff nach seinem Arm, nicht zärtlich, sondern wie ein Mann einen Hammer greift. „Dann lüge für mich."

Merlin riss sich los. „Du willst, dass ich dich in einen anderen verwandle."
„In *ihren* Mann," sagte Uther. „So tritt man durch Türen, die andere Männer abschließen."

Cathan fluchte leise. „Das ist Blasphemie."
„Blasphemie ist ein Wort der Schwachen," fauchte Uther. „Zauberer – du kannst es tun. Tu es."

Der Regen prasselte stärker, als ob der Himmel selbst das Gespräch übertönen wollte. Merlin schloss die Augen, und die Stimmen kamen:

Die Erde: *Gewicht bleibt. Auch auf einem Bett.*
Die Schatten: *Leichte Arbeit. Ein Gesicht ist nur Ton, wenn die Nacht weich ist.*
Die Sterne – kalt, fern: *Zeuge. Nicht Richter.*

Er öffnete die Augen. „Wenn ich es tue, gibt es Bedingungen."
Uther lachte. „Du stellst mir Bedingungen?"
„Ich stelle sie dem, der die Welt für sich hält," sagte Merlin. „Erstens: Du gehst allein. Kein Mann, keine Wache. Zweitens: Du nimmst sie nicht wie ein Räuber. Du gehst wie einer, der um etwas bittet, das ihm nicht gehört. Drittens: Wenn ein Kind kommt, gehört es nicht dir. Es gehört dem Land."

Uther verengte die Augen. „Dem Land?“
„Dem, was größer ist als dein Hunger,“ sagte Merlin. „Sag ja, oder geh in den Regen und schlag dir den Schädel gegen die Mauer. Beides ist dir ähnlich.“

Ein langer Atemzug, dann noch einer. Uthers Kiefer mahlte, als wollte er einen Stein zu Brot beißen. „Ja. Alle drei.“

„Ich glaube dir nicht,“ sagte Cathan.
„Ich auch nicht,“ sagte Merlin. „Aber die Nacht ist kurz.“

Er führte Uther in den leeren Vorratsraum, wo das Dach niedriger war und der Regen nur noch in Tropfen durch die Ritzen sprach. Er stellte ihn mitten in den nassen Staub. „Steh.“

Uther stand. Er war ganz Körper, ganz Wille, ganz „Ich nehme“. Merlin sah ihn an und spürte die Mühe, die vor ihm lag: nicht ein Gesicht zu formen, sondern ein Schicksal zu biegen, ohne es zu brechen.

Er nahm den Stab, setzte die Spitze in die Lehmziegel. „Gib mir seine Maße,“ flüsterte er der Erde zu. „Gib mir seinen Rauch,“ flüsterte er dem Feuer in der Grube zu. „Gib mir sein Echo,“ sagte er den Schatten, die unter der Tür leckten.

Die Luft wurde schwerer, als würde sie Brot werden. Der Regen draußen klang plötzlich weit weg, wie Erinnerung. Merlin sog den Atem ein, spürte die Runen in den Zähnen, die keiner sah, aber alle annagten. Er hob die linke Hand – offen – und zeichnete in den feuchten Staub vier Linien: Nord, Süd, Ost, West. Dann die fünfte: *Zwischen*.

„Sprich seinen Namen,“ sagte er.
Uther spuckte. „Gorlois.“

Der Name rollte wie ein Stein. Merlin legte die Rechte auf Uthers Stirn. Kalt. Hart. Eine Stirn, die zu oft durch Wände gegangen war.

„Das, was du willst,“ murmelte Merlin, „soll dich heute tragen. Nicht als Recht, nicht als Segen – als Maske. Und Masken sind schwer.“

Der Rauch im Raum wurde dichter. Er kroch in Uthers Haare, in seinen Bart, in seine Augen. Die Schatten dehnten sich und setzten sich auf seine Schultern. Die Erde unter den Füßen gab einen flachen Laut, wie ein Tier, das man mit einem Stock stößt.

Uthers Gesicht zog. Nicht wie Wachs, nicht wie Wasser – wie Haut, die sich erinnert, was sie einmal hätte sein können. Die Nase wurde schmaler, der Mund härter, die Augen bekamen jenes Glasern, das zu Männern gehört, die zu oft „Mein“ gesagt haben. Ein anderer Mann stand da. Nicht ganz, nicht vollkommen – aber genug, dass eine Kerze falsch leuchten würde, genug, dass eine Frau in einer falschen Nacht glauben könnte.

„Es hält bis Morgengrauen,“ sagte Merlin. Schweiß lief ihm die Wirbelsäule hinab. „Danach fällt es von dir ab wie feuchte Asche. Und wenn du versuchst, die Maske zu behalten, frisst sie dein Gesicht.“

Uther betastete die Wangen, die Stirn, das Kinn. Seine Finger zitterten nicht. „Ich nehme, was ich brauche, bevor der Morgen kommt.“

Cathan trat vor, die Hand am Heft. „Hör auf den einen Teil deiner Zusage, den du vielleicht retten kannst: Geh wie ein Bittender.“

Uther sah ihn an – durch das fremde Gesicht. „Ich gehe wie ein Mann. Mehr nicht, weniger nicht.“

Merlin trat zwischen sie. „Noch eins: Du darfst ihren Namen sagen. Nicht meinen. Nicht den Drachen. Ihren.“

Für einen Atemzug, einen einzigen, war in Uthers Augen etwas, das fast wie Zögern aussah. „Igraine,“ sagte er leise. Und in dem Wort lag der Sturm der Nacht, das Pochen unter seiner Haut, der Hunger, der ihn groß gemacht hatte und klein zugleich.

Merlin nickte. „Dann geh.“

Uther wandte sich zur Tür. Der Regen nahm ihn entgegen wie Beifall, kalt, gleichgültig.

Als er weg war, sackte Merlin an der Wand entlang in die Hocke. Die Luft im Raum schmeckte nach Metall und Erde. Die Krähe sprang vom Balken, landete auf dem Fass, legte den Kopf schief.

„Sag es,“ murmelte Cathan. „Sag mir, dass das ein Fehler war.“

Merlin lachte ohne Zähne. „Fehler sind das Einzige, was sicher ist.“ Er fuhr sich über die Augen. „Aber das Kind kommt so oder so. Heute Nacht war nur der Schlüssel.“

„Ein Schlüssel, der in Blut getaucht wurde,“ knurrte Cathan.

Draußen riss der Donner den Himmel auf. Für einen blinkenden Augenblick stand die Festung wie aus Knochen geschnitzt gegen das Licht. Merlin spürte, wie die Sterne sich bewegten – nicht viel, aber genug, dass einem Seher schlecht wurde.

Er stellte den Stab auf, stand, wankte, stand doch. „Komm,“ sagte er. „Wir halten Wache. Nicht vor der Tür der Frau – vor der Tür des Schicksals. Wenn sie aufgeht, will ich der Erste sein, der sieht, was hereinkommt.“

Sie traten hinaus in den Regen. Der Hof war leer bis auf den Wind. Von irgendwoher klang eine Wache, die halb sang, halb fror.

Merlin blieb stehen, legte die Hand an den Stein der Mauer. Warm, trotz der Kälte. „Hörst du?“ fragte er.

Cathan lauschte. „Nur Wasser.“
„Mehr als Wasser,“ sagte Merlin. „Es ist der Takt, in dem ein Herz schlägt, das noch nicht geboren ist.“

Die Krähe stieß einen kurzen Laut aus, als würde sie zählen. Eins. Zwei. Drei.

„Bis Morgengrauen,“ flüsterte Merlin. „Dann fällt alles von den Gesichtern. Auch die Nacht.“

Der Regen antwortete nicht. Aber die Erde summte, sehr leise, als ob sie sich erinnerte, wie man Wiegenlieder brummt, wenn niemand würdig ist, sie zu singen.

Die Nacht zog sich wie eine Schlinge enger um die Mauern von Tintagel. Regen und Sturm schlugen gegen die Zinnen, als wollte der Himmel selbst die Lüge zerreißen, die gerade durch das Tor trat. Uther, jetzt mit dem Gesicht des Gorlois, bewegte sich wie ein Mann, der wusste, dass alles gegen ihn sprach – außer der Magie, die ihn trug.

Im Saal drinnen brannten noch Kerzen, die Diener rannten, unsicher, weil sie den Tod des Hausherrn nicht sahen, aber die Leere fühlten, die er hinterlassen hatte. Manche warfen Blicke, wenn Uther an ihnen vorbeischritt. Sie sahen Gorlois – und doch auch nicht. Etwas im Schritt, im Blick, im Geruch war falsch. Aber die Nacht und der Wein hatten ihre Sinne betäubt, und keiner wagte, die Unruhe in Worte zu fassen.

Igraine saß in ihren Gemächern, die Hände um den Bauch geschlungen, das Feuer klein, die Kerzen fast erloschen. Sie spürte, dass die Welt sich veränderte, auch wenn sie nicht wusste wie. Ihre Augen waren müde, voller Fragen, die niemand beantwortete. Sie hörte Schritte im Gang, schwer, entschlossen, und ihr Herz zog sich zusammen.

Die Tür ging auf. Und dort stand er. Gorlois. Oder das, was sie glaubte, er sei.

„Du?“ flüsterte sie, und die Stimme schwankte zwischen Erleichterung und Unglauben.
Uther – Gorlois – trat näher, die Hand nach ihr ausgestreckt. „Ich,“ sagte er nur. Kein weiteres Wort.

Etwas in seinem Blick war anders, härter, gieriger, aber sie suchte nicht nach Zweifeln. Sie suchte nach Halt in einer Nacht, die alles genommen hatte. Und sie ließ ihn gewähren.

Draußen, im Hof, stand Merlin mit Cathan unter dem Regen. Er sah die Kerzen flackern, spürte den Strom der Schatten, die sich bewegten wie Hunde, die Fleisch wittern. Seine Hände zitterten, nicht vom Wetter, sondern vom Wissen.

„Es geschieht,“ murmelte er.
Cathan spie in den Schlamm. „Und du lässt es zu.“
„Ich halte die Waage,“ erwiderte Merlin. „Das Kind muss kommen. Aber der Preis… der Preis wird uns alle finden.“

Cathan schnaubte. „Das ist keine Waage. Das ist ein Handel. Und jeder Handel mit Lügen endet in Blut.“

Merlin schwieg. Er konnte den Schrei hören, noch nicht in der Luft, aber schon in der Zeit – den ersten Schrei eines Kindes, das noch nicht gezeugt, aber schon bestimmt war.

Drinnen war es kein Liebesakt. Es war Hunger, Besitz, Schicksal in Fleisch geformt. Uther nahm, Igraine gab, ohne zu wissen, dass sie getäuscht war. Und die Nacht selbst schien sich um sie zu schließen, schwer, dicht, als wäre sie Zeugin und Richter zugleich.

Merlin wandte das Gesicht ab, als hätte er selbst zugeschaut. „In Lüge geboren,“ flüsterte er. „In Lüge gezeugt. Und doch… er kommt.“

Die Krähe flatterte auf, setzte sich auf den Zinnen, krächzte hart, dreimal. Das Geräusch hallte wie ein Urteil durch die Festung.

Als die Kerzen in Igraines Gemächern erloschen, wusste Merlin: Die Saat war gelegt. Nicht im Frieden, nicht in Reinheit – sondern in Täuschung. Und alles, was darauf wachsen würde, würde diese Wurzel in sich tragen.

Er sah Cathan an, dessen Gesicht grau war wie der Himmel. „Halte dich fest," sagte er. „Denn in neun Monden wird ein Schrei kommen, der dieses Reich zerreißt und neu zusammensetzt."

Cathan schüttelte den Kopf. „Oder ein Schrei, der alles endgültig zerbricht."

Die Nacht verging, der Sturm legte sich nur langsam. Uther kehrte im Morgengrauen zurück, das Gesicht noch das des Gorlois – bis die Sonne über die Zinnen kroch. Dann fiel die Maske ab wie schmutziges Tuch. Sein eigenes Gesicht kam zurück, hart, siegreich, ohne Reue.

Merlin sah ihn und wusste: Das Reich war nicht durch Ehre, sondern durch Täuschung gezeugt worden. Und ein Kind, geboren aus dieser Nacht, würde ewig den Schatten in sich tragen.

Die Monde gingen und kamen. Die Stürme legten sich, dann kehrten sie zurück, und mit jedem Wechsel wuchs Igraines Bauch. Was wie ein Geheimnis begonnen hatte, wurde bald zu einem sichtbaren Gewicht, das keiner übersehen konnte.

In Tintagel flüsterten die Diener, das Gesinde, die Wachen. „Zu schnell," sagten die einen. „Zu seltsam," die anderen. Manche behaupteten, das Kind sei nicht Gorlois' Blut, sondern von Göttern gesandt. Andere schworen, es sei vom Teufel selbst gezeugt. Jeder wusste etwas, und niemand wusste die Wahrheit.

Igraine schwieg. Ihre Augen waren leerer geworden, seit jener Nacht, leerer und zugleich voller Glanz. Sie sprach nicht darüber, fragte nicht, woher dieses Kind kam. Doch sie spürte, dass es mehr war als Fleisch. Wenn sie nachts die Hände auf ihren Bauch legte, bebte etwas unter ihrer Haut, als ob das Kind bereits eine Stimme hätte.

Merlin beobachtete sie von Ferne. Nie trat er in ihre Gemächer, nie sprach er mit ihr. Doch er spürte jede Regung, als wäre ihr Leib ein Teil seines eigenen. Manchmal hörte er in der Nacht den Atem des Kindes, obwohl er weit weg war. Und manchmal sah er in Träumen schon Augen, die ihn ansahen – weit, klar, voller Licht.

Cathan fand ihn oft am Fluss, wo er den Stab in den Boden rammte und ins Wasser starrte.
„Du wirst krank davon," sagte er.
„Ich bin schon krank," murmelte Merlin. „Krank vom Wissen."
„Dann lass es," fauchte Cathan. „Lass das Schicksal Schicksal sein."
Merlin schüttelte den Kopf. „Es gibt kein ‚Lassen' mehr. Ich bin schon darin gefangen."

Die Festung selbst begann Zeichen zu tragen. Krähen sammelten sich auf den Zinnen, mehr als gewöhnlich. Die Frauen, die das Feuer hüteten, schworen, dass die Flammen manchmal grün leuchteten, als ob etwas anderes durch sie hindurchschaute. Die Hunde heulten nachts, ohne Grund, lange, klagend.

Und immer wieder das Wispern: *Dieses Kind wird nicht gewöhnlich sein.*

Einmal stand Igraine auf dem Balkon, den Bauch schwer, und über ihr zerriss ein Stern den Himmel. Ein Lichtstrich, schnell, aber so grell, dass das ganze Gesinde aufschrie. Einer der alten Diener fiel auf die Knie, murmelte Gebete. Igraine aber legte die Hand auf ihren Leib und flüsterte: „Ich weiß."

Uther kam und ging, ein Mann, der sich mehr für Kriege interessierte als für Kinder. Er brüstete sich, sprach laut von einem Erben, einem König, der sein Blut weitertragen würde. Doch in seinen Augen lag kein Staunen, kein Zweifel. Nur Besitz.

Merlin beobachtete ihn. Er wusste, dass Uther glaubte, der kommende Sohn würde sein Reich festigen. Aber Merlin hatte anderes gesehen. Er hatte ein Schwert gesehen, das nicht Uther gehörte. Ein Name, der größer war als Pendragon.

Mit jedem Monat wurde Merlin schweigsamer. Er hörte die Erde summen, tiefer, langsamer, schwerer. Die Schatten lachten öfter, zischend, gierig. Die Sterne aber schwiegen. Dieses Schweigen war das schlimmste – als hielten sie den Atem an und warteten auf den Schrei, der kommen musste.

Cathan fragte ihn einmal: „Und wenn das Kind stirbt bei der Geburt? Wenn es nie den ersten Atemzug macht?"
Merlin blickte ihn an, die Augen müde. „Dann stirbt das Reich gleich mit. Weil es schon begonnen hat, sich um ihn zu drehen."

Im neunten Monat spannte sich die Luft über Tintagel wie ein gespanntes Seil. Jeder Schritt hallte lauter, jeder Blick dauerte zu lang. Selbst die Diener flüsterten nicht mehr. Es war, als wartete alles – Stein, Wasser, Tier, Mensch – auf denselben Laut.

Und in einer Nacht, als der Mond halb verborgen war, begannen die Schreie.

Die Nacht begann mit einem Schrei, der selbst die Hunde zum Schweigen brachte. Kein Schrei des Schreckens, sondern jener rohe, tiefe Laut, den nur eine Frau ausstößt, wenn neues Leben durch ihren Körper drängt. Igraine krümmte sich in den Laken, Schweiß und Tränen auf der Stirn, das Haar nass, die Hände fest in die Bettpfosten gekrallt.

Die Hebammen stürzten durcheinander, Laken, Schüsseln, heißes Wasser, Gebete, die sie mehr für sich selbst murmelten als für die Gebärende. Manche weinten schon, bevor das Kind geboren war, aus Angst vor dem, was man über dieses Kind sagte.

„Drückt!" rief die Älteste. „Atmet, Herrin, atmet!"
Igraine schrie wieder, ihre Stimme hallte durch die steinernen Flure der Festung. Diener hielten inne, Wachen sahen sich an, manche bekreuzigten sich. Ein Kind, geboren in einer Nacht voller Flüstern, konnte kein gewöhnliches sein.

Merlin stand draußen im Hof. Er hörte den Schrei nicht nur mit den Ohren, sondern mit der Erde selbst. Der Boden vibrierte, als hätte das Schloss ein Herz bekommen. Er stützte sich schwer auf den Stab, Schweiß auf der Stirn, die Augen geschlossen.

„Es beginnt," murmelte er.

Cathan neben ihm starrte zum Turm hinauf, die Kiefer verkrampft. „Hör dir das an. Klingt wie Krieg.“
„Jede Geburt ist Krieg,“ antwortete Merlin. „Krieg zwischen Fleisch und Schicksal.“

Im Geburtsgemach tropfte Kerzenwachs auf die Steine, das Feuer brannte unruhig. Eine Hebamme stieß ein „Herr im Himmel!“ aus, als das Wasser floss – rötlich, schwer, als ob das Blut selbst entschieden hätte, mitzuspielen.

„Mehr Tücher!“ schrie eine andere. „Das Kind kommt!“

Igraine presste die Zähne zusammen, ihr Gesicht ein einziger Schrei ohne Laut. Dann, mit einem Ruck, brach die Stille auf – das Schreien des Kindes, hell, scharf, durchdringend, als hätte es die Lungen eines Königs schon im ersten Atemzug.

Die Frauen hielten inne, das Kind in Tücher gewickelt, die Hände zitterten. Manche fielen auf die Knie, andere wandten das Gesicht ab.

Draußen heulte der Wind auf. Über den Zinnen kreisten die Krähen, ihre Schreie mischten sich mit dem Wind, bis es klang wie ein Chor. Am Himmel zerriss ein Stern, zog eine Linie aus Feuer quer über die Nacht.

Merlin öffnete die Augen, das Gesicht bleich. „Er ist da.“

Cathan sah den Stern, sah die Krähen. „Und das soll ein Segen sein?“
Merlin schüttelte den Kopf. „Segen, Fluch – beides ist dasselbe, wenn es zu groß ist für Menschen.“

Uther kam in den Hof, das Gesicht von Wein und Triumph glänzend. Er hörte das Schreien und streckte die Arme in die Luft. „Mein Sohn!“ brüllte er. „Mein Erbe!“

Merlin drehte sich langsam zu ihm, die Augen dunkel. „Nicht *dein* Sohn,“ sagte er leise, „sondern der Sohn des Landes.“
Uther lachte ihn aus, laut, roh. „Das Land gehört mir! Also gehört mir auch der Junge!“

Merlin schwieg. Er wusste, dass Uther das Kind schon jetzt verloren hatte, weil er es besitzen wollte.

Oben im Turm wiegte die Hebamme das Neugeborene, blutig, schreiend, aber lebendig. Sie hielt es Igraine hin, die schwach lächelte, die Hände zitternd ausstreckte.

Das Kind beruhigte sich, als sie es berührte. Seine Augen öffneten sich zum ersten Mal – groß, leuchtend, seltsam klar. Für einen Moment schien es, als blickte er nicht seine Mutter an, sondern weit, weit durch die Wände, durch den Regen, direkt hinaus in die Nacht – und als die Augen Merlin fanden, der unten im Hof stand, durchfuhr es ihn wie ein Dolch.

Er fiel fast in die Knie, der Stab zitterte in seiner Hand. „Arthur,“ flüsterte er. „Du bist da.“

Der Schrei des Kindes war noch nicht verklungen, da stapfte Uther schon die Treppen hinauf, Wein im Atem, Blutlust im Blick, als hätte er selbst die Wehen durchlitten. Die Wachen, die ihm im Weg standen, wichen zurück wie Hunde, die ihren Herrn kennen – oder fürchten.

Er stieß die Tür zu Igraines Gemach auf, und der Geruch von Blut, Schweiß und heißem Eisen schlug ihm entgegen. Die Hebammen erstarrten, eine ließ beinahe das Kind fallen. Igraine lag erschöpft im Bett, bleich, aber mit einem schwachen Lächeln, während sie den kleinen Körper gegen ihre Brust drückte.

„Mein Sohn!“ donnerte Uther. Er griff nach dem Kind, grob, fordernd, als sei es Beute. Igraine klammerte sich einen Moment, ihre Finger schwach, aber voller Instinkt. „Er gehört mir,“ keuchte sie, „ich habe ihn geboren.“

Uther riss das Kind an sich, hoch über den Kopf, als wollte er es dem Himmel zeigen. „Seht! Arthur Pendragon, Erbe des Drachen!“

Merlin war ihm gefolgt, leise, stützte sich schwer auf den Stab. Als Uther das Kind so hielt, sah Merlin für einen Moment nicht einen Säugling, sondern ein Schwert – blutig, hell, ungebrochen. Und dahinter das Bild: Schlacht, Schrei, Fluss. Arthur sterbend, wie er ihn schon gesehen hatte.

Sein Magen zog sich zusammen. Er flüsterte kaum hörbar: „Du nennst ihn Pendragon… aber der Name wird ihn brechen.“

Cathan neben ihm presste die Lippen zusammen. „Alles, was Uther anfasst, verdirbt.“

Das Kind begann zu schreien, laut, gellend, als ob es spürte, dass es in den Händen des falschen Mannes lag. Uther lachte, brüllte über das Schreien hinweg: „Hört ihr das? Ein König, der schon im ersten Atemzug Befehle gibt!“

Er drückte den Säugling der Hebamme wieder in den Arm, fast achtlos, als wäre es eine Trophäe, die man aufbewahrt. „Er wird wachsen, er wird herrschen, er wird mein Reich sichern. Und keiner, hört ihr? Keiner wird ihn mir nehmen!“

Merlins Blick verdunkelte sich. „Keiner kann einen Menschen besitzen, Uther. Schon gar nicht einen, der größer ist als du.“

Uther fuhr herum, das Gesicht rot. „Du wagst es?“
„Nein,“ erwiderte Merlin ruhig. „Ich sage es. Ob du hörst oder nicht, ist gleich.“

Igraine schloss die Augen, zog das Kind wieder an sich, als die Hebamme es zurückgab. Tränen liefen über ihre Wangen, sie wusste nicht, ob es Freude oder Trauer war. „Arthur,“ flüsterte sie, und in ihrer Stimme lag eine Wahrheit, die kein König, kein Zauberer ändern konnte.

Merlin hörte dieses Flüstern, und es schnitt tiefer als Uthers Geschrei. *Arthur.* Nicht Pendragon, nicht Erbe, nicht Besitz. Nur ein Name, rein, unverdorben.

Die Krähen draußen schrien lauter, als ob sie den Namen aufgriffen. Ein Windstoß fuhr durch das Gemach, ließ die Kerzen flackern. Für einen Augenblick war das Licht so, dass Uthers Schatten an der Wand wie ein Drache aussah – mit offenem Maul, das Kind verschlingend.

Merlin schauderte. „Der Drache wird ihn fressen, wenn wir ihn nicht schützen.“

Cathan legte ihm eine Hand auf die Schulter. „Dann schützen wir ihn."
Merlin nickte, die Augen auf Arthur. *Wenn ich kann,* dachte er, *wenn ich stark genug bin.*

Die Festung war still geworden. Nur das leise Jammern des Neugeborenen drang durch die Gänge, ein dünnes, zitterndes Geräusch, das mehr Gewicht trug als die Trommeln von tausend Schlachten. Männer schnarchten in den Sälen, erschöpft von Wein und Aufregung. Igraine schlief endlich, das Kind an die Brust gedrückt, Tränen getrocknet auf den Wangen.

Merlin saß unten im Hof, den Rücken an den kalten Stein gelehnt. Die Nacht war klar, der Sturm verschwunden, der Himmel voller Sterne, als hätte der Himmel selbst eine Krönung abgehalten. Die Krähe saß auf dem Brunnenrand, den Kopf tief in die Federn gesteckt, doch wach – immer wach.

Merlin atmete schwer. Sein Körper fühlte sich leerer an als je zuvor, als hätte die Geburt selbst auch ihn entleert. Doch in dieser Leere wuchs etwas anderes: eine Vision, die sich wie ein Keil zwischen seine Schläfen drückte.

Er sah Arthur, älter, stark, die Hände fest um ein Schwert, das heller leuchtete als Feuer. Männer um ihn herum, Frauen, Kinder – alle sahen auf ihn, als sei er der Morgen selbst. Die Hoffnung eines ganzen Reiches lag in seinen Schultern, und er trug sie, nicht mit Leichtigkeit, sondern mit einer Schwere, die ihn beugte.

Dann sah er Camelot. Türme, hell, glänzend im Licht, Stimmen von Freude, Musik, Feste. Ein Reich, das für einen Moment so vollkommen wirkte, dass Merlin kaum atmen konnte. Er spürte Wärme, Licht, Einheit – ein Traum aus Stein und Fleisch.

Aber Träume halten nicht.

Das Bild kippte. Der Himmel verdunkelte sich, die Mauern von Camelot bröckelten, Rauch und Feuer stiegen auf. Stimmen schrien, Schwerter krachten. Die Tafelrunde zerbrach, die Männer, die einst Brüder waren, hoben Klingen gegeneinander. Blut lief über den runden Tisch, so rot, dass es aussah wie ein Kreis aus Flammen.

Arthur stand in der Mitte, älter, müder, die Krone schief, die Augen voll Verzweiflung. In seinen Händen Excalibur – nicht erhoben, sondern schwer, als wolle er es fallen lassen.

Und dann: die letzte Schlacht. Am Fluss Camlann. Blut im Wasser, Körper im Schlamm. Arthur am Boden, das Schwert durch die Seite, der Atem röchelnd. Merlin kniete neben ihm, älter, zerrissener, die Hände nutzlos.

Merlin riss die Augen auf. Schweiß stand auf seiner Stirn, sein Herz raste. Der Hof war noch immer still, der Himmel klar, die Krähe regungslos. Aber in ihm hallten die Bilder nach, als hätten sie in seine Knochen gebrannt.

„Er bringt Hoffnung," flüsterte er. „Und er bringt Untergang. Beides. Immer beides."

Cathan trat aus dem Schatten, das Gesicht müde, aber wachsam. „Du hast wieder gesehen."
Merlin nickte langsam. „Ich habe das Reich gesehen. Schön. Stark. Hell. Und ich habe gesehen, wie es fällt."

Cathan setzte sich neben ihn, zog den Mantel enger. „Dann sag mir, Zauberer – warum ihn überhaupt schützen, wenn er doch alles nur verliert?“

Merlin schloss die Augen, hörte das ferne Schreien des Kindes, dünn, klar, wie ein Messer. „Weil er zuerst alles geben wird. Und manchmal reicht ein Traum, auch wenn er stirbt. Vielleicht ist das alles, was Menschen haben – einen Traum, bevor er zerbricht.“

Die Krähe hob den Kopf, sah ihn an, die Augen glänzten im Sternenlicht. Ein Laut, rau, tief, hallte über den Hof.

Merlin nickte langsam. „Ja. Ich habe es verstanden. Er ist nicht nur Heil oder Fluch. Er ist beides. Und beides wird kommen, ob wir wollen oder nicht.“

Der Himmel begann schon zu blassen, ein graues Leuchten hinter den Mauern kündigte den Morgen an. Die Nacht war lang gewesen, voller Schreie, Blut und Omen – und Merlin wusste, dass er an ihrem Ende nicht mehr derselbe war.

Er stand langsam auf, den Stab schwer in der Hand, die Knochen steif wie nach einer Schlacht. Vor ihm lag Tintagel, nass vom Regen, still vom Schlaf. Nur das leise Wimmern des Neugeborenen drang noch aus den Gemächern. Dieser Laut schnitt durch Stein und Dunkel, als wäre er stärker als alles, was Männer erbauen konnten.

Merlin schloss die Augen, ließ den Atem tief durch ihn gehen. Bilder rauschten wieder auf: Camelot, hell wie ein Traum; Camelot, brennend wie eine Hölle. Arthur, strahlend wie die Sonne; Arthur, sterbend im Schlamm. Alles lag übereinander wie Scherben in seinem Kopf.

Cathan trat neben ihn, wortlos, das Gesicht hart, aber die Augen fragend. „Und?“

„Er wird groß werden,“ murmelte Merlin. „Er wird das Reich erheben wie keiner zuvor. Aber er wird es auch zu Boden reißen – oder es wird ihn reißen. Beides ist dasselbe.“

„Dann lass ihn sterben, solange er noch ein Kind ist,“ sagte Cathan leise, bitter, müde. „Beende das Schicksal, bevor es beginnt.“

Merlin wandte den Kopf, und seine Augen waren dunkel wie die Erde selbst. „Nein. Er ist mehr als Uthers Lüge, mehr als meine Magie. Er ist das Band, das die Insel zusammenhält, auch wenn es sie zerreißt. Ich werde ihn schützen. Bis zum Ende. Selbst wenn es mich zerbricht.“

Die Krähe flatterte von den Zinnen, kreiste über den Hof, als hätte sie jedes Wort gehört. Ihr Krächzen hallte wie ein Siegel.

Merlin stützte sich auf den Stab, sah in den Himmel. „Ich schwöre es,“ flüsterte er. „Ich werde ihn führen, ich werde ihn bewahren. Und wenn der Tag kommt, an dem er fällt – dann werde ich es sein, der das Gewicht trägt. Ich, nicht er.“

Der Wind wehte über den Hof, kühl, schneidend. Es fühlte sich an wie eine Antwort.

Als die Sonne schließlich die Mauern von Tintagel küsste, lag Arthur schlafend in Igraines Armen, winzig, warm, ahnungslos. Er sog Milch, nicht Schicksal. Er war nur ein Kind – und doch schon mehr als alle Männer um ihn herum.

Merlin sah ihn, ein letztes Mal, bevor er den Raum verließ. „Arthur," murmelte er, „du bist Hoffnung. Und du bist Untergang. Und ich bin dein Zeuge, bis der letzte Stein fällt."

Dann wandte er sich ab, ging hinaus, den Stab in der Hand, die Schultern schwer.

Die Nacht der Geburt war vorbei. Aber der Weg des Königs hatte begonnen.

Das Schwert im Stein

Der Tod des Drachenkönigs war kein Ende, sondern ein Aufbruch in den Abgrund. Kaum hatte Uther Pendragon seinen letzten Atem ausgestoßen, stürzten sich die Lords wie Hunde auf ein Aas. Jeder brüllte, er sei der wahre Erbe. Jeder zog sein Banner hoch, als könne ein Stück Stoff die Leere füllen, die der tote König hinterlassen hatte.

Die Straßen waren voller Blut. Dörfer wechselten dreimal in einer Woche den Herrn. Männer starben, nicht für ein Reich, sondern für den Hunger eines jeden kleinen Fürsten, der „König" werden wollte. Frauen verbrannten Häuser nieder, nur damit kein Feind darin schlafen konnte. Kinder verhungerten, weil die Speicher leergeräumt waren, ehe sie auch nur eine Schale bekamen.

Ein Königreich ohne König war kein Reich. Es war ein Schlachthaus.

Merlin wanderte durch dieses Chaos, sein Mantel schwer von Regen und Dreck. Er sah Männer mit Speeren in den Händen, die mehr Hunger als Mut hatten. Er hörte Priester predigen, dass Gott den Thron frei gelassen habe, um die Seelen zu prüfen. Und er sah Lords, die sich in Burgen verschanzten, während draußen die Erde selbst weinte.

Cathan ging an seiner Seite, wortkarg, die Hand am Schwert, als ob er wusste, dass jeder Schatten ein Räuber sein konnte. „Das ist das Ende," sagte er eines Abends am Feuer. „Uther hat ein Loch gerissen, und es wird nie gefüllt."

Merlin schüttelte den Kopf. „Jedes Loch wird gefüllt. Die Frage ist nur, womit. Mit Blut – oder mit einem Zeichen."

„Ein Zeichen?" Cathan lachte bitter. „Worte retten kein Reich."
„Nein," murmelte Merlin, „aber sie binden es. Worte und Symbole sind Ketten, stärker als Stahl."

Er begann zu lauschen – nicht auf die Männer, sondern auf die Kräfte, die tiefer waren. Die Erde brummte unruhig, unzufrieden. Die Schatten flüsterten lauter, gierig, sie rochen das Blut und wollten mehr. Und die Sterne… sie standen still, kalt, als hielten sie den Atem an.

Merlin wusste: Ein neuer König musste kommen. Aber keiner der Lords war würdig. Nicht der Stärkste, nicht der Reichste, nicht der Lauteste. Würde man sie frei gewähren lassen, zerfetzten sie die Insel in Stücke, bis nur Asche blieb.

Also musste er eingreifen. Nicht als Kämpfer, nicht als Herrscher. Sondern als Zauberer.

In einer Nacht, als der Mond kaum mehr war als eine Scherbe am Himmel, ritt Merlin allein in den alten Wald. Cathan wollte ihn begleiten, doch Merlin schüttelte nur den Kopf. „Dies ist kein Ort für zwei."

Der Wald nahm ihn auf wie ein Bauch, dunkel, feucht, voller Atem. Er ritt bis zu einer Lichtung, wo ein alter Stein stand, halb im Boden versunken, moosbedeckt, aber älter als jede Burg, älter vielleicht als jede Erinnerung.

Merlin stieg ab, legte die Hand auf den Stein. Kalt. Schwer. Voller Geschichte. „Du wirst mein Altar sein," flüsterte er. „Nicht für Götter. Für das Reich."

Er nahm sein Schwert, ein schlichtes Ding, nicht prächtig, nicht königlich. Doch er wusste, dass es nicht um das Metall ging. Es ging um das, was er hineinlegte.

Er kniete vor dem Stein, ritzte Runen in die Erde – Linien für die vier Winde, einen Kreis für die Sonne, ein Kreuz für das Gewicht der Erde. Dann sprach er die Worte, die ihm die Schatten beigebracht hatten, die Sterne gezwungen hatten zu flüstern.

Die Erde bebte leise, als ob sie den Atem anhielt. Die Schatten zogen sich zurück, misstrauisch. Und ein Stern, weit oben, zuckte kurz – als Zeichen, dass auch sie zusahen.

Merlin nahm das Schwert, hob es hoch, und rammte es mit aller Kraft in den Stein. Ein Knirschen, ein Krachen, ein Laut wie gebrochene Knochen. Das Metall verschwand, tief, bis nur noch der Griff sichtbar war.

Er stützte sich schwer auf den Stab, der Schweiß rann ihm über die Stirn. „Keiner wird es ziehen," murmelte er. „Keiner – außer dem, für den es gedacht ist."

Er blieb lange auf der Lichtung, bis der Morgen graute. Dann ritt er zurück, schweigend, müde, leer. Doch in seinen Augen lag etwas Neues: die Gewissheit, dass das Reich nun einen Prüfstein hatte. Kein Lord konnte sich König nennen, solange er das Schwert nicht zog.

Es war ein Spiel mit der Zeit. Ein Spiel mit dem Schicksal. Und Merlin wusste: Der Junge – Arthur – war noch nicht bereit. Aber die Welt würde warten.

Die Kunde vom Schwert verbreitete sich schneller als Feuer in trockenem Stroh. Erst ein Flüstern von Holzfällern, die die Lichtung fanden. Dann ein Raunen in den Tavernen, das Bier stärker machte. Schließlich ein Ruf in den Hallen der Lords: *Ein Schwert, das niemand aus dem Stein ziehen kann!*

Die Männer rochen nach Macht wie Hunde nach Blut. Jeder sah in dem Schwert seinen eigenen Thron.

Also kamen sie. Einer nach dem anderen, Banner flatternd, Schwerter an den Hüften, Gesichter voller Stolz. Die Lichtung wurde zum Jahrmarkt der Eitelkeiten. Lagerfeuer brannten, Pferde wieherten, Diener polierten Rüstungen, als würde der Glanz das Schicksal beeindrucken.

Merlin stand abseits, den Stab in den Boden gestoßen, die Kapuze tief im Gesicht. Cathan neben ihm knurrte nur. „Sie kommen wie Fliegen auf ein Stück Fleisch."

„So ist es gedacht," erwiderte Merlin. „Lass sie versuchen. Lass sie scheitern. Jeder Schlag, der den Stein nicht rührt, macht das Zeichen größer."

Der erste war Lord Argan, ein Bär von einem Mann. Er lachte, rieb sich die Hände, griff nach dem Schwert. Mit einem Grunzen zog er, die Sehnen schwollen, der Schweiß tropfte. Das Schwert bewegte sich keinen Hauch. Nach einer Weile keuchte er, trat zurück, wütend, die Finger wund.

Die Menge lachte, erst leise, dann laut. Argan verfluchte den Stein, spuckte aus und stapfte davon.

Der nächste war Lord Mabon, mager, mit Augen wie ein Fuchs. Er versuchte es mit List: drehte, wackelte, zerrte schräg. Doch das Schwert blieb kalt, unbewegt. Sein Lächeln erstarb, und er zog die Hand zurück, als hätte er sich verbrannt.

„Es ist verzaubert!" rief er.
„Natürlich," murmelte Cathan. „Und du bist ein Narr, der dachte, List könne Zauber brechen."

Einige Ritter kamen, voller Glanz, mit Wappen und Trompeten. Sie knieten dramatisch, sprachen Gebete, küssten das Heft, und zogen – bis ihre Arme zitterten, ihre Gesichter rot wurden. Nichts. Einer brach sich fast die Schulter, als er zu heftig riss.

Das Volk, das sich mittlerweile versammelt hatte, lachte lauter. „Der Stärkste kann es nicht! Der Listigste auch nicht!" Sie begannen, Wetten abzuschließen, wer wohl der Nächste sei.

Merlin sah zu, unbewegt. Doch in seinem Inneren summte die Erde zufrieden. Jeder vergebliche Versuch war ein weiterer Nagel in das Grab der falschen Könige.

Dann kam ein Priester, hochmütig, die Brust voller Kreuze. „Wenn es Gottes Wille ist," rief er, „dann gibt er es mir!" Er packte das Schwert, betete laut, zog mit bebender Stimme. Nichts.

Als er aufgab, rief einer aus der Menge: „Vielleicht will Gott jemand anderen!" Das Gelächter war schneidend. Der Priester ging bleich davon.

Die Tage vergingen. Immer neue Männer versuchten es: Fürsten, Krieger, Räuber, Priester. Jeder scheiterte. Und je mehr scheiterten, desto mehr wuchs der Mythos. Das Schwert im Stein wurde zum Brennpunkt.

Merlin stand dabei, sah, wie der Hunger in den Augen der Männer nicht kleiner, sondern größer wurde. „Sie begreifen nicht," murmelte er. „Sie denken, es geht um Kraft. Aber das Schwert fragt nicht nach Muskeln. Es fragt nach Wahrheit."

Cathan schnaubte. „Dann wird es lange warten."

Und so wartete das Schwert.
Und Merlin wusste: Der Richtige war noch nicht hier. Aber er würde kommen.

Die Lichtung hatte sich verwandelt. Was einst ein stiller Ort gewesen war, umgeben von Bäumen und alten Steinen, war nun ein Markt, ein Fest, ein groteskes Schauspiel. Händler

stellten Stände auf, verkauften Wein und Fleisch, Amulette und billige Heiligenbilder. Gaukler spielten, Bettler bettelten, Kinder liefen zwischen den Füßen der Ritter umher.

Das Schwert im Stein stand in der Mitte, wie ein Altar, um den sich ein Volk versammelte, das nicht betete, sondern gaffte. Jeder, der kam, wollte seine Hand am Griff gehabt haben, wollte sagen: „Ich habe es versucht." Der Ruhm des Scheiterns war besser als gar kein Ruhm.

Manche versuchten es lachend, mit rotem Gesicht und Wein im Bauch. Andere beteten ernst, bevor sie die Finger legten. Alle scheiterten. Das Schwert blieb, wie es war: unbewegt, kalt, unnachgiebig.

Merlin stand am Rand, die Kapuze tief ins Gesicht gezogen. Cathan neben ihm, mit verschränkten Armen, spuckte auf den Boden. „Ein Jahrmarkt. Sie machen aus deinem Zeichen ein Trinkspiel."
„Sollen sie," sagte Merlin. „Jeder Versuch macht das Wunder größer."
„Wunder?" Cathan knurrte. „Ich sehe nur Narren und Händler."
Merlin lächelte dünn. „Und bald sehen wir einen König."

Die Lords stritten, prügelten sich fast darum, wer wann an die Reihe kam. Manchmal zogen sie sogar Lose, als ginge es um eine Wette, nicht um ein Reich. Einmal riss einer so heftig am Schwert, dass er rückwärts stürzte, sich den Kopf anschlug und bewusstlos liegen blieb. Das Volk lachte schallend, als wäre es ein Spiel.

Doch zwischen dem Gelächter mischte sich auch etwas anderes: ein Flüstern, das leise wuchs. *Vielleicht ist das Schwert nicht für sie gedacht. Vielleicht wartet es auf jemand anderen.*

An einem Morgen, als der Nebel tief hing und die Händler ihre Waren gerade aufbauten, kam ein Junge. Nicht edel gekleidet, nicht in Rüstung. Ein einfacher Junge, kaum mehr als ein Knabe, dünn, mit wachen Augen. Er trug ein Bündel Holz auf dem Rücken, stapfte barfuß über den nassen Boden.

Niemand achtete auf ihn. Er war zu unscheinbar. Doch Merlin sah ihn sofort. Seine Augen brannten, als er den Schritt hörte, den Atem fühlte.

„Da," flüsterte er.
Cathan runzelte die Stirn. „Nur ein Junge."
„Genau," sagte Merlin. „Nur ein Junge."

Arthur – denn so hieß er längst, auch wenn die meisten nur „der Junge" sagten – trat nahe an den Stein. Er blieb stehen, den Kopf schief, als betrachtete er nicht ein Wunder, sondern ein Werkzeug, das jemand vergessen hatte.

Er legte das Holzbündel ab, trat vorsichtig näher. Die Leute lachten, stießen einander an. „Jetzt will der Bengel's versuchen!", rief einer. „Hol schon mal die Hebel, wir ziehen ihn gleich mit raus!"

Arthur hörte es kaum. Seine Augen waren auf das Schwert gerichtet, und etwas in seinem Gesicht war so ernst, dass selbst das Gelächter nachließ.

Merlin hielt den Atem an. Die Erde summte, die Schatten flüsterten, und die Sterne – die Sterne funkelten heller.

„Es beginnt," sagte er.

Arthur stand vor dem Stein, das Gelächter im Rücken, den Nebel im Gesicht. Für ihn war das kein Heiligtum, keine Prüfung, kein göttliches Rätsel. Es war einfach nur ein Schwert. Und er brauchte eins, weil seines stumpf geworden war, ein altes Eisen, das kaum noch einen Ast teilen konnte.

Er legte die Hand auf den Griff. Nicht ehrfürchtig, nicht mit einem Gebet – einfach so, wie ein Junge die Hand auf ein Werkzeug legt, das er benutzen will. Die Leute johlen: „Na los, zieh's raus, kleiner Held!" Einer pfiff schrill, ein anderer brüllte: „Wenn du's schaffst, kriegst du mein Pferd!" Das Lachen wogte über die Lichtung.

Arthur zog.

Und das Schwert glitt heraus. Kein Rucken, kein Ringen, kein Blut in den Adern. Es war, als würde man einen Zweig aus Wasser heben. Der Stahl glänzte, hell, klar, frei.

Stille.

Das Lachen brach ab, als hätte jemand die Zungen herausgerissen. Männer mit breiten Schultern, Priester mit fetten Bäuchen, Lords mit goldenen Ketten – alle starrten. Nur der Nebel bewegte sich noch, schwebte zwischen ihnen wie ein Atem.

Arthur hielt das Schwert in der Hand, drehte es, als wollte er prüfen, ob es echt war. Sein Gesicht war erstaunt, aber nicht stolz. Es war der Blick eines Jungen, der etwas gefunden hatte, das ihm passte, ohne dass er es gesucht hatte.

„Ich…" begann er, doch die Worte blieben hängen.

Merlin stand am Rand, die Hand fester um den Stab gekrallt. In ihm summten Erde, Schatten, Sterne – lauter, heller, tiefer als je zuvor. Alles sang, alles wies auf diesen Moment.

„Ja," murmelte er. „Du bist es."

Cathan starrte, als könne er es nicht fassen. „Ein Junge. Ein verdammter Junge."
„Ein König," sagte Merlin. „Ob er will oder nicht."

Dann brach das Toben los. Einige schrien „Wunder!", andere „Täuschung!" Ein Lord stürmte nach vorn, brüllte: „Er hat's locker gemacht! Es war ein Trick!" Ein Priester schrie: „Zauberei! Hexerei!"

Doch Arthur stand einfach da, das Schwert in der Hand, verwirrt, unsicher, nicht wissend, warum alle ihn ansahen.

„Ich wollte nur ein Schwert," sagte er leise.

Der Satz ging unter im Chaos. Männer rangen miteinander, schrien, fuchtelten. Manche wollten Arthur feiern, andere wollten ihn erschlagen. Das Volk schwankte zwischen Staunen und Angst.

Und Merlin wusste: Hier begann es. Nicht mit einem Krönungsmantel, nicht mit einer Schlacht, nicht mit einer Krone. Sondern mit einem Jungen, der ein Schwert zog, weil er eins brauchte.

Es begann mit Schreien. „König! König!“ riefen die einen, das Gesicht rot vor Rausch, weil sie ein Wunder sahen und sofort auf den Zug springen wollten. „Betrug! Hexerei!“ schrien die anderen, Lords mit aufgedunsenen Wangen, die sich das Reich schon in den Taschen ausgerechnet hatten.

Der Platz kippte in Sekunden. Fäuste flogen, Schwerter wurden gezogen, das Volk drängte, trampelte, stieß. Händler ließen ihre Waren stehen, Ziegen rannten durch die Menge, ein Wagen kippte, Fässer rollten. Es war keine Krönung, es war ein Tumult, roh und scharf, wie ein Schwarm Krähen, der sich plötzlich zerfleischt.

Arthur stand noch immer am Stein, das Schwert in der Hand, starr, blass. Er verstand nicht, warum sie ihn anschrieen, warum Männer aufeinander einschlugen wegen ihm. Er hielt die Klinge, aber sein Blick war der eines Kindes, das ein Spielzeug gefunden hatte.

Ein Lord, groß, schwer, mit Adern wie Seile am Hals, stürzte nach vorn. „Gebt das Schwert her!“ brüllte er. „Das gehört mir!“ Er riss nach Arthur, die Faust schon zum Schlag erhoben.

Da war Merlin da. Der Stab schlug auf den Boden, ein Laut wie Donner hallte durch die Lichtung. Die Erde vibrierte, der Mann stolperte, stürzte in den Dreck.

„Keiner rührt ihn an!“ Merlins Stimme war kein Schrei, sondern ein Schnitt, der die Luft spaltete. „Keiner!“

Die Menge stockte, ein Atemzug lang. Die, die „König!“ riefen, sahen zu ihm, die, die „Hexerei!“ brüllten, verstummten. Alle wussten, dass der Bastard-Zauberer nicht sprach, um zu bitten.

Arthur wandte sich langsam um, das Schwert noch in der Hand. Seine Lippen bebten, die Stimme war kaum mehr als ein Flüstern: „Ich wollte das nicht.“

Merlin sah ihn an, und in diesem Blick lag Schmerz, Stolz, Furcht zugleich. „Keiner will das. Aber du bist es.“

Cathan drängte sich durch die Menge, das Schwert blank, die Augen hart. Er stellte sich neben Arthur, das Kinn gehoben. „Wer gegen ihn die Hand erhebt, hebt sie auch gegen mich.“

Einige Ritter hielten inne, als hätten sie plötzlich begriffen, dass hier nicht nur ein Junge stand, sondern ein Keil, der das Land spalten würde. Manche knieten sogar, zögerlich, beschämt, als wüssten sie selbst nicht, warum. Andere fauchten, spuckten, schworen, es sei nur ein Trick des Zauberers.

Merlin hob den Stab, ließ den Blick über die Lichtung wandern. „Hört mich! Ihr habt alle gesehen, dass keiner das Schwert rühren konnte. Ihr habt alle gesehen, dass er es zog, als wäre es sein eigenes Fleisch. Das ist das Zeichen. Nicht von mir, nicht von euch, nicht von Göttern. Vom Land selbst.“

Ein Raunen ging durch die Menge. Manche nickten, andere schüttelten die Köpfe. Doch keiner konnte den Moment leugnen.

Arthur sah ihn an, die Finger weiß um den Griff. „Was bedeutet das?“
Merlin atmete tief, die Augen dunkel. „Es bedeutet, dass dein Leben nicht mehr dir gehört. Sondern allen.“

Das Chaos ebbte nicht ab, es brannte nur leiser, tiefer, wie Glut unter Asche. Aber Merlin wusste: Der Funke war gesetzt. Ob sie es wollten oder nicht – sie hatten den König gesehen.

Und die Insel würde ihn fordern.

Die Nacht fiel über die Lichtung wie ein schwarzer Mantel. Die Händler waren verschwunden, die Menge zerstreut – manche mit Funken im Blick, andere mit Gift auf der Zunge. Nur das Lagerfeuer flackerte, das Cathan entzündet hatte. Arthur saß nahe am Feuer, das Schwert neben ihm im Gras, die Hände fest um die Knie geschlungen. Er sah aus wie ein Junge, der sich in einer Geschichte verirrt hatte, die nicht für ihn gedacht war.

Merlin stand ein Stück abseits, die Kapuze tief im Gesicht, den Stab in der Hand. Er beobachtete, wie der Junge auf die Klinge starrte, als wäre sie ein Tier, das ihn gleich beißen könnte.

Schließlich hob Arthur den Kopf. „Es war ein Fehler.“ Seine Stimme war dünn, rau vor Müdigkeit. „Ich hätte es nie anfassen sollen.“

Merlin schwieg.

„Ich geb’s zurück,“ fuhr Arthur fort, plötzlicher Trotz in der Stimme. Er griff nach dem Schwert, erhob sich, ging zum Stein. „Es war nicht für mich. Es… es war für jemand anderen. Für einen Mann. Einen König. Nicht für mich.“

Er hob die Klinge, setzte sie an, wollte sie in den Schlitz zurückstoßen, wo sie herkam.

„Halt.“ Merlins Stimme war nicht laut, doch sie schnitt wie Stahl. Arthur erstarrte.

„Du kannst es nicht zurückgeben,“ sagte der Zauberer. „Der Stein nimmt nichts wieder auf, das er einmal freigegeben hat.“

Arthur wandte sich um, die Augen glänzten im Feuerschein. „Aber ich will das nicht!“ Er schüttelte das Schwert, fast wütend. „Ich bin kein König. Ich bin nicht mal ein Ritter. Ich wollte nur ein Schwert, verstehst du? Nur ein Schwert!“

Merlin trat näher, langsam, als würde er einen Verwundeten umkreisen. „Und das ist genau, warum es zu dir kam. Weil du es nicht wolltest. Weil du nicht wie die anderen bist, die sich den Thron ins Maul stopfen wollen wie ein Stück Fleisch.“

Arthur schnaubte, Tränen standen in den Augen. „Dann ist es ein grausamer Scherz. Ein schlechter Zauber. Ich will zurück in mein Leben. In die Wälder. Zu Pferden, zu Bogen, zu irgendwas – nur nicht das.“

Merlin blieb vor ihm stehen, legte die Hand auf den Schwertgriff, über Arthurs Finger. „Hör zu, Junge. Dieses Schwert ist kein Geschenk. Es ist eine Last. Es wird dich höher heben, als du dir träumen kannst, und es wird dich tiefer stürzen, als du je geglaubt hast. Aber es ist deins. Nicht, weil du es gewählt hast. Sondern weil das Land dich gewählt hat."

Arthur schluchzte leise, schüttelte den Kopf. „Warum ich?"

Merlin sah ihn lange an, und für einen Moment blitzte in seinen Augen so etwas wie Schmerz auf. „Weil du der Einzige bist, der nicht ‚Warum ich?' fragt, um mehr zu bekommen – sondern um weniger zu tragen."

Arthur sackte auf die Knie, das Schwert im Schoß. „Ich hab Angst."

Merlin kniete neben ihn, legte eine Hand auf seine Schulter. „Gut. Wer keine Angst hat, wenn er ein Reich tragen soll, ist ein Narr. Angst ist ehrlich. Halt sie fest."

Arthur nickte schwach, die Schultern zitternd. Das Feuer knackte, die Nacht rauschte in den Bäumen.

Cathan sah von der anderen Seite des Feuers herüber, sein Blick hart, aber nicht ohne Mitgefühl. „Dann beginnt es," murmelte er. „Der Junge, der ein Schwert zog."

Merlin hörte ihn, nickte, aber sein Blick blieb auf Arthur. „Ja. Es beginnt. Und es endet hier auch. Alles."

Der Morgen kam grau und kühl, der Nebel lag schwer über der Lichtung. Händler bauten ihre Stände wieder auf, müde Gesichter, rote Augen vom Wein. Die Lords sammelten sich in Gruppen, misstrauisch, mit geflüsterten Plänen. Doch inmitten all der Stimmen stand das Schwert – nein, nicht mehr im Stein, sondern in der Hand eines Jungen.

Arthur trat aus dem Schatten des Waldes, das Schwert fest umklammert. Er hatte kaum geschlafen, die Augen noch dunkel von der Nacht. Aber etwas hatte sich verändert. Er hielt die Klinge nicht wie ein Spielzeug, nicht wie eine Beute – sondern wie etwas, das ihn hielt, mehr als er es selbst hielt.

Die Menge verstummte. Einer nach dem anderen wandten sich die Köpfe. Das Gelächter von gestern kam nicht wieder. Nur ein Raunen, tief, zögerlich, als hätte jeder Angst, zu laut zu atmen.

Arthur blieb am Rand des Steins stehen, wo er es gestern gezogen hatte. Er hob die Klinge leicht an, so dass das matte Morgenlicht sie streifte. Keine Pose, kein Stolz – nur die schlichte Geste eines Jungen, der verstanden hatte, dass es keinen Weg zurück gab.

Merlin beobachtete ihn, die Hände auf den Stab gestützt. Sein Herz war schwer, doch in seinen Augen lag ein Funkeln. *Ja,* dachte er, *so beginnt ein König: nicht mit Jubel, sondern mit Stille.*

Cathan trat näher, stellte sich neben Arthur, die Hand auf der Schulter des Jungen. „Seht ihn," rief er rau. „Nicht groß. Nicht reich. Nicht stark. Aber er zog, was keiner heben konnte. Das ist der König, den das Land will."

Einige Lords protestierten, schrien „Zauberei!“, „Trick!“. Doch ihre Stimmen wirkten schwach in der Stille. Andere, beschämt oder vielleicht bewegt, senkten den Blick, manche knieten sogar. Ein Priester murmelte ein Gebet, die Finger zitternd.

Arthur selbst schwieg. Er sah nicht die Männer, nicht die Frauen, nicht die Kinder. Er sah nur das Schwert, das in seiner Hand lag, und wusste, dass es schwerer war als Stein.

Die Sonne brach durch den Nebel, ein Strahl fiel genau auf ihn. Für einen Moment wirkte er nicht wie ein Junge, sondern wie ein Schatten eines Königs, der erst geboren werden musste.

Die Menge atmete ein, kollektiv, wie ein einziger Körper.

Und Merlin flüsterte, kaum hörbar: „Arthur. Dein Reich beginnt.“

Der Junge und sein Schicksal

Der Morgen nach dem Wunder roch nach kaltem Rauch und Pferdedung. Die Lichtung, die am Abend zuvor noch voller Stimmen gewesen war, lag im Nebel. Aber die Stille war trügerisch – darunter brodelte es. Lords, Ritter, Priester, Bauern, Händler: alle hatten die Nacht nicht geschlafen, sondern geflüstert, geplottet, geträumt.

Arthur stand in der Mitte, das Schwert noch immer an seiner Seite, und er sah aus wie ein Knabe, der sich im Hofspiel verirrt hatte. Der Griff war zu schwer für seine Hände, die Klinge zu groß für seine Schultern. Und doch hatte keiner den Mut, ihn direkt anzugreifen – nicht nach dem, was alle gesehen hatten.

Die Lords sammelten sich in Grüppchen, wie Krähen auf einem Acker. Sie flüsterten mit schnellen Stimmen, mal wütend, mal spöttisch, mal ängstlich.

„Ein Junge! Ein Bastard!“
„Nur ein Trick des Zauberers.“
„Aber… ich sah es selbst…“
„Dann hast du dich täuschen lassen.“

Keiner sprach laut genug, dass Arthur es hören konnte, doch er fühlte ihre Blicke wie Nadeln.

Merlin stand neben ihm, den Stab in der Erde, die Kapuze tief im Gesicht. Cathan hielt den Rücken frei, die Hand am Schwertgriff, der Blick hart wie Stein.

„Sie warten,“ murmelte Cathan.
„Worauf?“ fragte Arthur leise.
„Darauf, dass du stolperst,“ antwortete Merlin. „Sie wollen nicht glauben, dass du König bist. Sie wollen dich sehen, wie du fällst – damit sie ihre alten Spiele weiterspielen können.“

Arthur schluckte, die Finger am Schwertgriff feucht. „Aber ich bin kein König.“
Merlin sah ihn an, die Augen dunkel. „Nein. Noch nicht. Aber du bist der, den das Land erwählt hat. Und das ist mehr, als sie jemals waren.“

Ein Lord, hochgewachsen, mit goldener Kette, trat vor. Seine Stimme war laut, sein Lächeln glatt. „Junge," rief er, „du hältst das Schwert, das keiner von uns ziehen konnte. Aber ein Schwert macht noch keinen König."

Ein Murmeln ging durch die Menge, zustimmend.

„Beweise dich," fuhr er fort. „Zeig uns, dass du mehr bist als ein Zufall. Zeig uns, dass du kämpfen kannst, führen kannst. Oder gib das Schwert zurück, bevor wir dich zwingen, es abzugeben."

Arthur errötete, seine Hände zitterten. Er wusste nicht, was er sagen sollte. Die Menge wartete, gierig nach einem Zeichen, nach einem Fehler.

Merlin trat vor, den Stab hart auf den Boden geschlagen. Ein dumpfer Laut ging durch die Lichtung, der Nebel vibrierte. „Er schuldet euch nichts," sagte er kalt. „Nicht euch, nicht euren Titeln, nicht euren Taschen. Er schuldet nur dem Land. Und das Land hat bereits gesprochen."

Der Lord fauchte. „Du wagst es, Zauberer, uns zu belehren?"
„Ich tue mehr als das," sagte Merlin. „Ich halte euch davon ab, den einzigen zu zerreißen, der dieses Reich noch retten kann."

Ein anderer Lord brüllte: „Er ist ein Kind!"
„Ja," rief Merlin zurück. „Und genau deshalb ist er unverdorben. Er ist nicht wie ihr – voller Gier und Lügen. Er ist jung. Rein. Und das Land wählte ihn, nicht euch."

Die Menge schwankte. Einige nickten, andere fluchten. Aber keiner wagte, das Schwert zu fordern. Sie hatten alle gesehen, wie es aus dem Stein glitt – und keiner wollte es riskieren, das Schicksal noch einmal herauszufordern.

Arthur stand daneben, das Gesicht blass, die Augen groß. Er fühlte sich wie ein Stein, um den sich die Wellen brachen.

Als die Lords sich zurückzogen, murmelnd, die Priester Zeichen schlugen, legte Merlin ihm eine Hand auf die Schulter. „Das war dein erster Tag als König, Arthur. Kein Jubel, kein Thron. Nur Gift in den Augen der Männer. Und so wird es weitergehen."

Arthur nickte stumm. Er wusste nicht, ob er weinen oder schreien sollte. Stattdessen senkte er den Kopf und ging neben Merlin fort von der Lichtung, das Schwert schwer in der Hand.

Merlin führte Arthur weg von der Lichtung, weit hinaus, bis die Stimmen der Lords nur noch wie ein fernes Surren im Wind lagen. Sie ritten schweigend, Arthur auf einem kleinen, nervösen Pferd, das kaum mehr Haltung hatte als er selbst, Merlin auf seinem alten Rappen, der den Weg kannte, auch wenn der Zauberer ihn nicht wies.

Erst als sie in einer Senke im Wald ankamen, hielt Merlin an. Dort stand eine verlassene Hütte, halb verfallen, das Dach von Moos überwuchert, die Wände krumm wie ein alter Rücken. Cathan hatte sie schon früher gefunden, ein Ort, der niemandem auffiel, weil er längst vergessen war.

„Hier," sagte Merlin, als er abstieg. „Hier wirst du bleiben, bis die Wut der Herren abklingt. Oder bis sie dich vergessen."

Arthur starrte die Hütte an. „Und wenn sie mich nicht vergessen?"
Merlin sah ihn an, trocken. „Dann wirst du lernen, nicht vergessen zu werden – sondern stärker."

Die Tage in der Hütte waren hart, roh. Kein goldener Hof, keine Diener. Nur Feuerholz hacken, Wasser aus dem Bach tragen, Brot kauen, das so trocken war, dass es die Zähne schmerzte.

Merlin begann, Arthur zu lehren. Nicht mit Büchern, nicht mit Schriften, sondern mit Worten, die im Kopf stecken blieben wie Splitter.

„Schau die Vögel," sagte er eines Morgens, als Arthur müde Holz sammelte. „Die Krähe frisst den Aasbrocken, den der Adler liegen lässt. Wer herrscht hier?"
Arthur runzelte die Stirn. „Der Adler."
Merlin schüttelte den Kopf. „Nein. Der, der lebt, wenn beide satt sind."

Oder nachts, wenn die Sterne über ihnen flimmerten: „Sieh nicht auf die hellsten. Sieh auf die dunklen dazwischen. Da liegt das Muster. Könige, die nur das Offensichtliche sehen, sterben jung."

Arthur hörte, schwieg oft, fragte manchmal. „Aber warum ich? Warum nicht einer von denen mit Burgen und Männern?"

Merlin antwortete nicht sofort. Dann: „Weil Burgen fallen. Männer sterben. Doch manchmal wählt das Land keinen mit Macht, sondern einen mit Herz."

Arthur senkte den Blick, die Hände um den Schwertgriff. „Aber mein Herz hat Angst."
„Dann ist es noch besser," sagte Merlin. „Ein Herz ohne Angst ist blind."

Während Arthur lernte, lauschten die Lords. Spione kamen in den Wald, Bauern erzählten von einem Jungen mit einem Schwert, der in einer Hütte lebte. In den Hallen der Herren wurden Pläne geschmiedet: „Wir nehmen ihn, ehe er groß wird. Wir brechen ihn, ehe er Wurzeln schlägt."

Merlin wusste davon. Er sah es in den Schatten, die näher krochen. Er hörte es in den Krähenrufen, die sich verdichteten. Er sah es in Arthurs Träumen, die unruhiger wurden, voller Blut und Stimmen.

Eines Abends legte er dem Jungen die Hand auf die Schulter. „Sie kommen bald. Du musst bereit sein."
Arthur schluckte. „Bereit wofür?"
Merlin sah ihn lange an. „Bereit, dein Schicksal anzunehmen – ob du es willst oder nicht."

Es dauerte nicht lange, bis die Lords ihre Finger nach Arthur ausstreckten. Nicht offen – nein, dafür war er zu sehr von Gerüchten umwoben. Aber sie wollten prüfen, ob der Junge wirklich mehr war als ein Zufall.

Eines Morgens schickten sie Boten. Bauern, unscheinbar, mit gebeugtem Rücken. „Herr," sagten sie zu Arthur, „ein Dorf wird von Räubern geplagt. Kommt, helft uns, zeigt uns, dass Ihr unser König seid."

Arthur war jung, dumm genug zu glauben. Seine Augen leuchteten, als er zu Merlin kam. „Sie brauchen mich. Ich kann helfen."
Merlin sah ihn lange an, der Stab in der Hand, die Krähe auf der Schulter. „Und wenn es eine Falle ist?"
Arthur schüttelte den Kopf. „Dann kämpfe ich. Oder ich sterbe. Aber ich bleibe kein Junge, der sich in einer Hütte versteckt."

Merlin schwieg. Dann nickte er langsam. „Gut. Geh. Aber vergiss nicht: Ein König ist nicht der, der das Schwert schwingt. Ein König ist der, der entscheidet, *wann* er es schwingt."

Sie ritten hinaus, Arthur vorne, Cathan neben ihm, Merlin im Schatten. Der Weg führte durch Wälder, die zu still waren, durch Wiesen, die zu leer wirkten. Die Bauern wiesen ihnen den Pfad, doch ihre Blicke waren unstet, ihre Schritte zu hastig.

Cathan flüsterte: „Es stinkt nach Verrat."
Merlin nickte kaum sichtbar. „Lass ihn lernen. Manchmal muss man das Messer spüren, bevor man weiß, wie tief es schneiden kann."

Am Rand eines Hains geschah es. Männer sprangen aus dem Gebüsch – keine Räuber, sondern Ritter in schäbigen Wappen, Gesichter von Lords, die sich im Dunkeln verkaufen. Sie hielten Schwerter, Schilde, Speere.

„Da ist er!" rief einer. „Der Bastard mit dem Schwert!"

Arthur riss die Klinge, zitterte, doch er stellte sich. Seine Hände waren feucht, sein Herz hämmerte. „Geht mir aus dem Weg," rief er, die Stimme brüchig. „Ich will nicht kämpfen."

Das Gelächter war roh, hart. „Nicht kämpfen?" Einer stürmte nach vorn, das Schwert erhoben.

Arthur hob die Klinge – und im nächsten Moment hallte ein Klang über die Lichtung, so hell, dass selbst die Krähen aufflogen. Metall traf Metall, und der Ritter taumelte zurück, die Augen weit, als hätte er gegen Stein geschlagen.

Arthur starrte seine eigene Hand an, als wüsste er nicht, wie er das getan hatte. Cathan brüllte, schlug den nächsten nieder, das Blut spritzte.

Die Männer zögerten. Einer flüsterte: „Das Schwert… es schützt ihn." Ein anderer knurrte: „Nein, es ist Zauberei!" Doch keiner wagte mehr, den Jungen direkt anzugreifen.

Dann trat Merlin vor, den Stab in der Hand, die Stimme leise, aber wie Donner. „Das war eure Prüfung. Ihr habt sie nicht bestanden."

Die Erde bebte unter ihren Füßen, der Nebel verdichtete sich, Schatten krochen zwischen den Bäumen. Die Männer flohen, stolpernd, kreischend, wie Kinder vor einem Traum, den sie nicht halten konnten.

Arthur stand da, zitternd, das Schwert in der Hand. „Ich wollte sie nicht töten," murmelte er. Merlin legte ihm die Hand auf die Schulter. „Und doch hast du überlebt. Das ist der Unterschied."

Cathan wischte das Blut von seiner Klinge. „Sie kommen wieder. Und stärker."
„Sollen sie," sagte Merlin leise. „Jede Prüfung macht ihn mehr zum König."

Arthur schloss die Augen, atmete schwer. Zum ersten Mal verstand er, dass das Schwert nicht nur glänzte – es blutete auch.

Die Nacht nach dem Hinterhalt war lang und voller Unruhe. Arthur lag in der Hütte auf dem harten Boden, das Schwert neben sich. Er drehte sich hin und her, hörte das Blut noch in seinen Ohren rauschen. Jedes Mal, wenn er die Augen schloss, sah er das Gesicht des Ritters vor sich – überrascht, erschrocken, fast kindlich in dem Moment, als Excalibur ihn zurückwarf.

Er wachte schweißgebadet auf, setzte sich aufrecht und presste das Gesicht in die Hände. „Ich wollte das nicht," murmelte er. „Ich wollte nicht, dass jemand wegen mir stirbt."

Merlin, der am Feuer saß, bewegte sich kaum. Nur seine Augen glühten im Schein. „Dann gewöhn dich dran," sagte er rau. „Ein König kann nicht leben, ohne dass andere für ihn sterben. Ob er will oder nicht."

Arthur schüttelte den Kopf, Tränen in den Augen. „Dann will ich kein König sein."

Merlin stand auf, nahm den Stab, trat hinaus in die Nacht. „Komm."

Sie gingen tief in den Wald, bis die Bäume so dicht standen, dass kaum noch Licht durchkam. Die Luft war schwer, der Boden feucht. Merlin blieb stehen, setzte den Stab auf den Boden. „Hier," sagte er. „Hier lernst du, was Königsein bedeutet."

Arthur sah sich um, unsicher. „Hier ist nichts."
„Genau," erwiderte Merlin. „Und doch ist alles hier."

Er wies auf die Bäume. „Siehst du sie? Jeder für sich stark, hoch, gewachsen. Aber wenn einer fällt, reißt er andere mit. Das ist ein Reich. Keiner steht allein."

Dann bückte er sich, hob Erde auf, ließ sie durch die Finger rinnen. „Siehst du das? Die Erde hält sie alle. Aber sie nimmt auch alles zurück. Fleisch, Blut, Knochen. Ein König ist nicht stärker als die Erde. Er ist nur der, der zuerst in ihr verschwindet."

Arthur schwieg, verstand nicht ganz, aber seine Augen folgten jedem Wort, jedem Fingerzeig.

Merlin ging weiter, bis sie zu einem alten Baumstumpf kamen. Darauf saß eine Krähe, das Gefieder glänzend schwarz. Sie sah Arthur an, unbewegt.

„Das ist dein Schatten," sagte Merlin. „Immer bei dir, immer hungrig. Ein König hat mehr Schatten als Freunde. Vergiss das nie."

Arthur trat näher, die Krähe krächzte, laut, scharf. Er zuckte zurück. „Sie hasst mich."
Merlin schüttelte den Kopf. „Nein. Sie erkennt dich."

Dann führte er ihn zu einem Bach, der im Dunkeln leise plätscherte. „Siehst du das Wasser?“
Arthur nickte.
„Es fließt. Immer. Es fragt nicht, wohin. Es nimmt alles mit – Blut, Schmutz, Tränen. Ein König muss lernen, wie Wasser zu sein. Er trägt alles, auch das, was er nicht will.“

Arthur starrte ins Wasser, sah sein Gesicht darin, jung, erschöpft, fremd. „Und wenn ich untergehe?“
„Dann wird ein anderer fließen,“ sagte Merlin. „Aber bis dahin bist du das Wasser. Du.“

Sie kehrten zurück, schweigend. Arthur fühlte sich schwerer, aber auch wacher. In seinem Kopf hallten Merlins Worte wie Hämmer.

Bevor sie die Hütte erreichten, blieb Merlin stehen. „Verstehst du nun?“
Arthur nickte zögernd. „Ein König… steht nicht allein. Aber er trägt die Last zuerst.“
Merlin lächelte schwach. „Gut. Es reicht, dass du das verstanden hast. Alles andere kommt später.“

In dieser Nacht schlief Arthur tiefer. Doch in seinen Träumen sah er eine Tafel – rund, aus Holz, Männer und Frauen im Kreis, Stimmen laut, Schwerter auf dem Tisch. Und im Schatten hinter ihnen etwas, das lauerte: Verrat.

Er wachte mit einem Schrei auf. Merlin sah ihn nur an, als hätte er es gewusst.

Am nächsten Morgen führte Cathan Arthur ins nächste Dorf, ein kleiner Flecken aus schiefen Hütten, Rauch, der aus strohgedeckten Dächern stieg, und Gesichtern, die mehr Hunger als Fleisch hatten. Es war kein Platz für Könige, sondern für Leute, die sich mit wenig abfanden – und die gerade deswegen mehr Gewicht hatten als alle Lords zusammen.

Arthur ritt langsam, das Schwert an der Seite, den Blick unsicher. Er hatte Angst, dass die Leute ihn auslachen würden, so wie die Ritter ihn verspottet hatten. Aber sie lachten nicht. Sie hielten an, legten die Hände an die Stirn, manche senkten sogar die Knie.

„Herr,“ flüsterte eine alte Frau, „seid Ihr der, der das Schwert zog?“
Arthur schluckte, seine Stimme klein. „Ja.“

Da griff sie nach seiner Hand, schmutzig, rau, voller Risse. „Dann seid Ihr auch der, der uns retten wird.“

Das Wort breitete sich wie ein Funke aus. „Er ist’s!“ rief ein Junge, kaum älter als Arthur selbst. „Der König!“ Andere stimmten ein, nicht laut, nicht wie ein Jubel, sondern leise, brüchig, wie ein Gebet, das man noch nicht wagt auszusprechen.

Arthur sah die Gesichter. Abgezehrt, von Jahren der Plünderungen gezeichnet, aber jetzt voller Hoffnung. Sie sahen nicht den Jungen. Sie sahen den König, den sie brauchten.

Sein Herz pochte. Er wollte sagen: *Ich bin keiner. Ich bin nur ein Junge.* Aber die Worte blieben ihm im Hals stecken. Er konnte ihnen die Hoffnung nicht nehmen.

Merlin stand im Schatten einer Hütte, die Arme verschränkt. Cathan neben ihm murmelte: „Sie sehen, was sie sehen wollen.“

Merlin nickte langsam. „Genau. Das Volk will keinen Helden aus Gold. Sie wollen jemanden, der ihre Last trägt. Und jetzt sehen sie ihn."

„Aber er ist ein Kind," fauchte Cathan.
„Ja," sagte Merlin. „Und Kinder wachsen. Mit der richtigen Last schneller, als man denkt."

Arthur stieg ab, kniete neben einem Mädchen, dessen Bein in Lumpen gewickelt war. Sie sah ihn an, ängstlich, aber auch neugierig. „Wirst du unser König?" fragte sie leise.

Arthur öffnete den Mund, schloss ihn wieder. Dann sagte er: „Ich werde tun, was ich kann."

Das Mädchen lächelte, klein, zerbrechlich – aber es war das erste Lächeln, das Arthur je für seine Worte bekommen hatte.

Als sie das Dorf wieder verließen, war Arthur still, die Hände fest am Zügel. Nach einer Weile sagte er leise: „Sie glauben an mich."
Merlin nickte. „Und das ist schwerer zu tragen als jedes Schwert."
Arthur sah ihn an, die Stirn gerunzelt. „Aber vielleicht… vielleicht kann ich das."

Merlin legte ihm eine Hand auf die Schulter, kurz, schwer. „Dann bist du schon näher an einem König, als es dein Vater je war."

Während Arthur im Dorf seine ersten Schritte als „König" machte, versammelten sich die Lords in einer Halle, die mehr nach Rauch und Schweiß roch als nach Herrschaft. Der Wein floss, die Stimmen waren laut, und doch war die Luft schwer wie ein Grab. Jeder wusste, dass der Junge mit dem Schwert eine Bedrohung war – und jeder wusste, dass das Volk schon begann, an ihn zu glauben.

Lord Argan, der Bär, schlug mit der Faust auf den Tisch, dass die Becher sprangen. „Er ist ein Kind! Wir können nicht zulassen, dass ein Bengel das Reich führt!"
Lord Mabon, mager, die Augen kalt wie ein Messer, lächelte dünn. „Wir können es aber auch nicht mehr leugnen. Jeder Bauer, jede Magd spricht seinen Namen. Je mehr wir ihn bestreiten, desto stärker wächst sein Bild."

„Dann töten wir ihn," knurrte Argan.
„Und was dann?" warf ein dritter ein. „Dann sagt das Volk, wir hätten den Erwählten ermordet. Sie werden uns jagen, jeder von ihnen. Wir würden das Reich nicht einen Tag halten."

Ein Priester, bleich und schwitzend, hob die Hände. „Gott allein bestimmt Könige. Vielleicht ist er wirklich der Auserwählte…"
Argan lachte grob. „Gott? Nein, das ist der Zauberer. Merlin spielt mit uns allen!"

Während sie stritten, lauschten Spione in den Schatten. Merlin wusste längst, dass sie beraten. Er saß mit Cathan am Feuer, die Krähe über ihnen, und sprach leise.

„Sie planen," sagte er.
Cathan schnaubte. „Natürlich planen sie. Es ist alles, was sie können."
„Nein," murmelte Merlin, „diesmal planen sie größer. Sie werden eine Versammlung rufen. Einen Rat aller Lords, Priester, Ritter. Dort wollen sie ihn prüfen – oder stürzen."

Arthur, der am Rand saß und Holz ins Feuer legte, blickte auf. „Und wenn ich falle?“
Merlin sah ihn lange an. „Dann fällt das Reich mit dir.“

Arthur schluckte, die Hände schwarz von Ruß. „Dann darf ich nicht fallen.“
„Nein,“ sagte Merlin, „aber du darfst auch nicht glauben, dass du allein stehst.“

In der Halle der Lords stießen sie schließlich die Becher an, mit Wein, der mehr wie Blut schmeckte. „Wir rufen ihn,“ sagte Mabon. „Vor uns allen. Soll er sich zeigen. Soll er beweisen, ob er ein König ist – oder nur ein Kind.“

Ein Raunen, ein zustimmendes Nicken. Manche gierig, manche ängstlich. Aber keiner widersprach.

Der Beschluss war gefallen: Eine große Versammlung sollte Arthur prüfen – und vielleicht zerbrechen.

Merlin spürte in derselben Nacht, wie die Erde schwerer wurde, wie die Schatten sich bewegten. Die Sterne, kalt und fern, schienen einen Moment zu zittern. Er hob den Kopf und flüsterte: „Die Prüfung kommt.“

Arthur hörte ihn und fühlte das Gewicht dieser Worte tiefer als das Schwert an seiner Seite.

Die Nacht war schwer. Kein Wind, kein Laut, nur das Knacken des Feuers in der Hütte. Arthur lag wach auf dem Strohlager, die Decke um die Schultern gezogen, das Schwert neben ihm wie ein zweiter Körper, den er nicht loswurde.

Seine Augen waren offen, starrten ins Dunkel, das sich wie ein Gewicht auf ihn legte. Er hörte das Atmen von Cathan, tief, rau, den Schlaf eines Mannes, der gelernt hatte, jederzeit zu erwachen. Er hörte das leise Scharren einer Maus im Stroh. Aber lauter als all das waren die Stimmen in ihm.

Ein Junge.
Ein König.
Ein Bastard.
Der Erwählte.

Die Worte schwirrten, stachen, fraßen an ihm. Er zog die Decke enger, flüsterte in die Stille: „Ich wollte doch nur leben. Jagen, reiten, lachen. Warum nehmt ihr mir das?“

Merlin saß draußen vor der Hütte, die Krähe auf der Schulter, den Blick auf die Sterne gerichtet. Er hörte die Worte, auch wenn sie leise waren. Vielleicht, weil die Nacht selbst sie zu ihm trug.

Er trat ein, langsam, den Stab in der Hand, setzte sich neben Arthur. Eine Weile schwieg er, bis nur noch das Knacken des Feuers zwischen ihnen lag.

„Du glaubst, du kannst zurück,“ sagte Merlin schließlich, leise. „Zurück ins alte Leben. Zurück zu Bogen und Pferd, zu Nächten ohne Gewicht. Aber das geht nicht mehr.“

Arthur drehte den Kopf, die Augen glitzerten feucht. „Warum?“

Merlin seufzte. „Weil das Schwert dich gewählt hat. Nicht ich, nicht die Lords, nicht einmal du. Das Land hat dich genommen. Und wenn das Land einmal zupackt, lässt es nicht los."

Arthur presste die Lippen zusammen. „Dann hasse ich das Land."
Merlin nickte langsam. „Gut. Hass ist ehrlicher als Lügen. Aber selbst Hass bindet dich. Du wirst sehen."

Arthur schloss die Augen, flüsterte: „Ich habe Angst."
Merlin legte die Hand auf seine Schulter. „Dann geh mit Angst. Angst hält dich wach, hält dich aufrecht. Es ist die Hoffnung, die einen blind macht."

Sie saßen noch lange so, schweigend. Schließlich schlief Arthur doch ein, unruhig, das Schwert fest umklammert.

Merlin blieb wach. Er starrte ins Feuer, die Schatten tanzten über sein Gesicht. In seinem Inneren rauschten die Stimmen – Erde, Schatten, Sterne. Und sie alle sagten dasselbe: *Bald. Die Prüfung kommt.*

Er legte Arthur eine Decke zurecht, sah ihn noch einen Moment an. „Du bist ein Kind," murmelte er. „Aber bald wirst du ihr König sein. Und ich werde dich führen – bis es mich zerbricht."

Draußen rief die Krähe, ein Laut, hart, einsam, wie ein Siegel auf der Nacht.

Excalibur, die Klinge des Königs

Der Morgen roch nach feuchter Asche und nassem Moos. Die Hütte atmete still, als hätte sie die Nacht angehalten, um niemanden zu wecken, der zu früh mit seinem Schicksal anfangen musste. Arthur saß auf der Schwelle, den Mantel um die Schultern, das Schwert aus dem Stein – das Volk nannte es längst so – quer über den Knien. Er betrachtete die Klinge, als säße darin ein Rätsel, das sich über Nacht in sein Fleisch gefressen hatte.

„Es ist schön," sagte er schließlich, und die Worte klangen, als würde er sie fast entschuldigen. „Schön und… irgendwie leicht. Als wäre es froh, bei mir zu sein."

„Schönheit ist ein Trick des Eisens," knurrte Cathan, der gerade Wasser vom Bach brachte. „Es glitzert, damit du vergisst, dass es dich aufschlitzen will."

Merlin stand hinter ihnen, in der Tür, still, als lausche er auf etwas, das nicht in dieser Welt war. Seine Augen lagen dunkel im Schatten der Kapuze. „Es ist leicht, weil es nie dazu gedacht war, Gewicht zu tragen."

Arthur sah auf. „Wie meinst du das?"

Merlin trat hinaus, setzte den Stab auf den feuchten Grund. Der Wald roch nach Pilz und kalter Rinde; irgendwo weit weg hämmerte ein Specht, als würde er eine Botschaft in den Stamm treiben. „Dieses Schwert," sagte Merlin leise, „ist ein Schlüssel. Nicht mehr, nicht

weniger. Es hat eine Tür geöffnet, Arthur — die Tür, hinter der dein Name auf dich wartete. Aber es ist nicht die Klinge, mit der du das Reich halten wirst."

Arthur blinzelte, als hätte man ihm ein Stück des Himmels herausgebrochen. „Aber… die Leute sahen mich damit. Sie nannten mich König."

„Die Leute sehen gerne das, was leuchtet," entgegnete Merlin. „Und sie nennen schnell König, was ihre Angst ordnet. Doch Zeichen sind keine Werkzeuge. Mit einem Schlüssel pflügst du kein Feld, mit einem Banner schneidest du kein Brot. Dieses Schwert hat getan, wofür ich es gebeten habe."

„Du hast es… gebeten?" Cathan stemmte den Krug ab. „Du sprichst von Eisen, als wär's ein Hund."

„Eisen ist gehorsamer als Hunde," sagte Merlin und legte zwei Finger auf den Rücken der Klinge. „Aber nur, wenn die Erde es hören lässt."

Arthur fuhr mit dem Daumen die Schneide entlang, vorsichtig. „Wenn das nicht mein Schwert ist… welches dann?"

Merlin hob den Blick in die feuchten Baumkronen. Der Morgen war dünn, milchig, und irgendwo zwischen den Zweigen hing das Licht wie verlorener Atem. „Es wartet."

„Wo?"

Merlin deutete nicht; er sah nur in eine Ferne, die weder Richtung noch Weg kannte. „Dort, wo die Zeit langsamer geht. Dort, wo die Welt sich spiegelt und dabei etwas anderes zeigt. In einem Wasser, das so still ist, dass selbst die Sterne darauf zu gehen wagen."

Cathan verzog das Gesicht. „Klingt nach Ärger."

„Ist es auch," sagte Merlin. „Die richtige Klinge ist nie ein Geschenk. Sie ist ein Handel."

Arthur schwieg eine Weile, als müsste er in sich selbst eine Tür suchen, durch die die nächsten Worte passten. „Du meinst… Excalibur."

Der Name schob Kälte unter ihre Haut. Die Krähe, die auf dem Dachfirst saß, krächzte einmal, kurz, wie ein Siegel.

„Woher kennst du den Namen?" fragte Cathan.

Arthur zuckte mit den Schultern. „Ich weiß es nicht. Vielleicht… habe ich ihn geträumt."

Merlin nickte langsam. „So verrät sich die andere Seite. Nicht mit Trommeln, sondern mit einem Wort, das plötzlich schon immer da war."

Er setzte sich neben Arthur auf die Schwelle, so dass ihre Schultern fast einander berührten. Aus der Nähe sah Arthur, wie alt seine Augen waren, und wie jung sein Mund manchmal wirkte, wenn er schwieg. „Hör mir zu," sagte Merlin. „Das Schwert im Stein war ein Schwur des Landes. Excalibur ist ein Schwur der Tiefe. Das eine hat dich gezeigt. Das andere wird dich halten — und zerreiben, wenn du es falsch führst."

Arthur blickte wieder auf die Klinge über seinen Knien. „Und wenn ich nein sage?“

„Dann sagt das Reich nein zu sich selbst,“ erwiderte Merlin ohne Zorn. „Ein König kann Dinge verweigern: Schlaf, Wein, Liebe, Frieden. Nicht aber das, wovon die Insel beschlossen hat, zu leben.“

„Die Insel,“ murmelte Arthur, wie prüfe er das Wort mit der Zunge. „Als wäre sie eine Person.“

„Sie ist eine Person,“ sagte Merlin. „Nur größer, langsamer, älter. Sie hat Wünsche. Sie hat Ängste. Und heute hat sie dich.“

Cathan ließ sich auf den Brettern nieder, der Krug zwischen den Stiefeln. „Und dieser See? Wo liegt er? Ich mag’s, Feinde zu sehen, bevor sie mich fressen.“

„Du wirst ihn nicht sehen, bevor er dich sieht,“ sagte Merlin sanft, was keine Entwarnung war. „Aber du wirst merken, dass du schon auf seinem Grund stehst, wenn du den ersten Schritt machst.“

Arthur lachte leise, ohne Freude. „Wunderbar. Ein See, der einen sieht, bevor man nass wird.“

„So in etwa,“ sagte Merlin. „Denk an Wasser nicht als Ding. Denk an es als Gedächtnis. Es erinnert sich an jeden Fuß, der es je berührte. Und es erinnert sich an jeden König, den es je getragen hat.“

„Hat es viele getragen?“

Merlin schwieg. Das Schweigen war die Art von Antwort, die schwerer ist als jedes Wort.

„Also,“ fasste Cathan zusammen, „wir gehen zu einem Wasser, das uns schon kennt, zu einer Frau, die keine ist, und holen ein Schwert, das uns hassen wird, wenn wir’s lieben — und umgekehrt.“

„Endlich verstehst du mich,“ sagte Merlin trocken.

Arthur strich die Klinge in seinem Schoß. „Warum die Lady? Warum nicht die Erde, wie beim Stein?“

Merlin drehte den Stab in der Hand, als wolle er in den Maserungen einen Faden finden. „Die Erde bindet. Das Wasser gibt weiter. Ein König, den die Erde allein erwählt, bleibt am Boden kleben. Einer, den das Wasser annimmt, lernt, zu fließen. Und Fluss ist das Einzige, was Reiche am Leben hält.“

„Und die Sterne?“ fragte Arthur. Er fragte es, als hätte er Angst, die Antwort zu mögen.

„Die Sterne… bezeugen,“ sagte Merlin leise. „Sie richten nicht. Aber sie vergessen nie.“

Arthur stand auf. Er tat es langsam, als stünde ihm jemand auf dem Rücken. „Also gehen wir.“

„Wir gehen,“ bestätigte Merlin. „Aber hör mich an, bevor du die Hütte hinter dir lässt.“

Arthur blieb stehen.

„Excalibur wird dir nicht gehören," sagte Merlin. „Nicht wirklich. Nichts Großes gehört je irgendwem. Es leiht sich dich — solange du stark genug bist, es zu tragen, ohne es zu benutzen, und klug genug, es zu benutzen, ohne dich an ihm festzuhalten. Es ist eine Klinge und ein Urteil. Es schneidet im Feind — und in dir."

Arthur senkte den Blick. „Ich habe schon genug Schnitte in mir."

„Dann weißt du, worauf du dich einlässt," sagte Merlin. „Das ist mehr, als die meisten Könige je sagen können."

Cathan stand auf, warf den Krug aus, als wollte er die letzten Reste eines alten Lebens in den Boden schütten. „Wann brechen wir auf?"

„Sobald der Nebel steigt," sagte Merlin. „Nicht bevor er kommt — *mit* ihm. Der See mag Männer, die nicht gegen ihn gehen."

Die Krähe flatterte vom First, zog einen Kreis über dem Dach und ließ eine schwarze Feder fallen. Sie landete Arthur vor den Füßen. Er hob sie auf; sie fühlte sich wärmer an, als eine Feder sich jemals anfühlen sollte.

„Ein gutes Zeichen?" fragte er.

Merlin nickte nicht. „Ein Zeichen. Gut und schlecht sind Wörter für Märkte und Betten. Für Seen sind sie zu klein."

Arthur band die Feder an den Riemen des Schwertgriffs. Eine leise Geste, fast kindlich, und doch sah Merlin darin etwas, das ihn kurz schmerzte: die Art von Hoffnung, die man bewahren möchte, wenn man weiß, dass sie einmal brechen wird.

„Noch etwas," sagte Merlin, als Arthur die Hüttentür hinter sich zuzog. „Wenn sie kommt — die Frau im Wasser — dann sieh in ihre Augen und keinesfalls in ihren Mund."

„Warum?"

„Weil Worte dich kaufen," sagte Merlin. „Augen nur anschauen."

Cathan schnaubte. „Ich seh auf ihre Hände. Wer eine Klinge gibt, hat selten leere."

Merlin lächelte kurz, schief. „Dann sind wir vollständig: einer für Augen, einer für Hände, einer für das, was zwischen beiden liegt."

Sie traten auf den Pfad. Der Nebel hob sich aus den Mulden, als hätte jemand die Welt von unten angeblasen. Der Wald schwieg ihnen nicht nach; er hörte zu.

Arthur legte die Hand auf den Griff des Steinschwertes, und zum ersten Mal spürte er deutlich, wie leicht es wirklich war — wie eine Erinnerung, die man behält, obwohl man sie nicht mehr braucht.

„Ich werde es mitnehmen," sagte er.

„Ja," erwiderte Merlin. „Schlüssel wirft man nicht weg, solange die Tür hinter einem noch knarrt."

Der Nebel kam ihnen entgegen. Er schmeckte nach Metall und Regen, nach alten Namen, die keiner mehr laut sagte.

„Vorwärts," murmelte Merlin, mehr zur Erde als zu den Männern. „Zwischen den Welten, wie immer."

Und sie gingen, bis das Licht zu Wasser wurde.

Der Wald, den sie betraten, war nicht derselbe, den sie verließen. Er war dichter, schwerer, voller Atem. Jeder Schritt klang dumpf, als würde der Boden nicht nachgeben, sondern lauschen.

Arthur spürte, wie seine Haut prickelte, als sei die Luft selbst zu nah. Die Geräusche wurden anders: das Knacken eines Astes hallte zu lange nach, das Rauschen der Blätter klang mehr wie Stimmen als wie Wind. Einmal schwor er, jemanden seinen Namen flüstern zu hören – leise, scharf, genau hinter seinem Ohr.

„Merlin," flüsterte er, „wer ruft?"
„Alles," erwiderte der Zauberer, „was hier je war und nie verschwand."

Cathan knurrte, die Hand am Schwert. „Mir gefällt nicht, wenn Wälder sprechen."
„Dann hör nur auf die Stille," sagte Merlin. „Sie ist schlimmer."

Sie gingen weiter. Die Zeit schien zu rutschen. Manchmal war es, als wären Stunden vergangen, manchmal nur Atemzüge. Der Nebel hing schwer, legte sich über ihre Schultern, so dass sie aussahen wie Gespenster.

Ein Hirsch trat aus dem Unterholz, groß, silbern im Schimmer. Er stand mitten auf dem Weg, reglos, die Augen schwarz, tief. Arthur wollte schon die Hand heben, doch Merlin flüsterte: „Nicht berühren. Er ist älter als du und kennt dich besser, als du dich kennst."

Der Hirsch neigte den Kopf, drehte sich und verschwand. Zurück blieb eine Stille, die fast wie eine Prüfung war.

Nach einer Weile, die keine war, hörten sie Wasser. Kein gewöhnliches Plätschern, sondern ein tiefes, ruhiges Atmen. Der Wald öffnete sich, und da lag er: der See.

Er war nicht groß, nicht klein. Aber er wirkte endlos, weil sein Wasser so glatt war, dass es den Himmel verschluckte. Keine Welle, kein Schatten, nur ein Spiegel, der die Sterne trug, obwohl noch Tag war.

Arthur blieb am Ufer stehen, der Atem stockte. „Er… schaut mich an."

Und tatsächlich – die Oberfläche bewegte sich nicht, doch es war, als hätte sie ein Auge, das ihn fixierte. Kein Blick, den man erwidern konnte, sondern einer, in dem man sich verlor.

Merlin trat neben ihn, den Stab tief in den Boden gedrückt. „Das ist er. Der Ort, an dem dein Schwert liegt."

Arthur flüsterte: „Es sieht mich.“
„Ja,“ sagte Merlin. „Und es urteilt schon.“

Cathan schnaubte, spuckte ins Wasser. Der Tropfen verschwand ohne Kreis, als wäre er nie da gewesen. „Ich mag keine Augen, die größer sind als meins.“

„Dann blinzle nicht,“ sagte Merlin. „Sie könnten es für Schwäche halten.“

Die Luft war schwer, süß, fast faulig, wie von Blumen, die schon zu lange blühten. Ein Wind ging über die Wasserfläche, aber er bewegte nichts.

Arthur kniete nieder, beugte sich vor. Im Spiegel sah er nicht nur sein Gesicht, sondern auch andere: Männer mit Kronen, Frauen mit Blut im Mund, Kinder, die weinten, Krieger, die lachten. Bilder kamen und gingen, als sei der See ein Gedächtnis, das sich nicht entscheiden konnte, welches Bild bleiben sollte.

„Merlin,“ flüsterte Arthur, „sieh.“
„Ich sehe,“ sagte Merlin. „Aber schau weiter. Sie zeigen dir nur, was sie wollen, bis die richtige kommt.“

Und dann geschah es. Die Oberfläche spannte sich, zog sich zusammen wie eine Haut. Ein Laut, dumpf und tief, vibrierte durch den Boden, durch ihre Körper.

Ein Arm stieg aus dem Wasser. Weiß, schimmernd, mit Tropfen, die nicht fielen, sondern hingen wie kleine Monde. Die Hand hielt nichts, sie streckte sich nur.

Arthur wich zurück, die Augen weit. „Was ist das?“

Merlin neigte den Kopf, ernst. „Die Einladung.“

Der Arm blieb einen Moment allein, weiß wie polierter Stein, schwebend über dem Wasser. Dann stieg mehr hervor: Schultern, ein Hals, ein Gesicht, das so glatt war, dass es fast keine Züge trug. Augen, die wie tiefes Glas wirkten, in dem etwas anderes lauerte, zu groß, zu alt, um benannt zu werden.

Arthur starrte, die Finger um den Griff seines Schwertes gekrampft. „Sie ist schön,“ flüsterte er. „Und sie ist furchtbar.“

„Beides ist dasselbe,“ murmelte Merlin. „Schau in ihre Augen, nicht in ihren Mund.“

Die Gestalt erhob sich weiter, stand nun bis zur Hüfte aus dem See, doch das Wasser floss nicht von ihr. Es blieb an ihr haften, als sei es Teil ihres Körpers. Ihre Lippen bewegten sich, aber die Stimme, die Arthur hörte, kam nicht von dort. Sie war überall, im Wasser, im Wind, im Blut in seinen Adern.

„Du bist gekommen,“ sagte sie.

Arthur wollte antworten, doch seine Kehle war trocken. Merlin trat neben ihn, legte ihm die Hand auf die Schulter. „Antworte.“

„Ich… ich bin hier,“ brachte Arthur hervor.

Die Lady neigte den Kopf, langsam, wie ein Tier, das Beute prüft. „Du trägst ein Schwert, das dich nicht trägt."

Arthur blickte hinab, auf das Schwert aus dem Stein. „Es hat mir die Tür geöffnet."
„Ja," hauchte die Stimme. „Aber es wird dir kein Dach bauen."

Sie streckte die Hand aus, ihre Finger schwebten knapp über der Wasseroberfläche. Das Licht auf ihrer Haut flackerte, als würden Flammen unter dem Wasser tanzen. „Was du suchst, liegt tiefer. Aber alles, was tiefer liegt, verlangt einen Preis."

Arthur hob das Kinn, seine Augen voller Unsicherheit. „Welchen Preis?"

Die Lady lächelte. Es war kein menschliches Lächeln, eher ein Auseinanderfallen der Züge. „Den, den du erst kennst, wenn er genommen ist."

Cathan fluchte leise. „Das klingt nicht nach einem Handel, das klingt nach einem Diebstahl."

Die Lady wandte den Blick kurz zu ihm, und er verstummte, als hätte sie ihm die Stimme genommen.

Arthur trat einen Schritt näher ans Ufer, der Boden unter seinen Stiefeln nass, nachgebend. „Wenn ich es nehme… werde ich König?"

„Du bist es schon," sagte die Lady. „Das Schwert ist nur der Spiegel, in dem du dich erkennst. Aber Vorsicht: Spiegel zeigen auch das, was zerbricht."

Merlin hob den Stab, stützte sich schwer. „Zeig es ihm," sagte er mit einer Stimme, die nicht bat, sondern forderte.

Die Lady lächelte wieder, diesmal dunkler. Dann hob sie beide Arme. Das Wasser zitterte, begann zu wirbeln, als würde es von unsichtbaren Händen gerührt. Ein Licht stieg aus der Tiefe auf, erst schwach, dann grell, ein Strahl, der die Nebel durchbrach.

Und dort, langsam, majestätisch, erhob sich eine Klinge.

Excalibur.

Sie war länger als jedes Schwert, das Arthur je gesehen hatte, die Schneide schimmerte nicht wie Eisen, sondern wie Wasser selbst, klar und tödlich. Runen flossen über die Klinge, wie Atem, der kam und ging. Der Griff war dunkel, geädert, mit einer Schlichtheit, die größer war als jeder Schmuck.

Arthur stolperte zurück. „Das… das ist kein Schwert. Das ist…" Er fand das Wort nicht.

„Das ist dein Ende," flüsterte Merlin.

Die Lady hielt die Klinge, als wäre sie schwerer als sie selbst. Doch ihre Augen blieben unbewegt. „Nimm sie, Kind. Aber wisse: Wer Excalibur trägt, trägt das Land. Wer sie verliert, verliert alles."

Arthur streckte die Hand aus, zögernd, die Finger zitterten. Er wusste, dass dieser Griff kälter sein würde als Stein, schärfer als Angst.

Merlin beugte sich zu ihm, die Stimme nur für ihn: „Wenn du sie nimmst, bist du nie wieder nur du. Bist du bereit?“

Arthur sah auf das Schwert, das in der Luft hing, glänzend wie ein Stück Ewigkeit. Er dachte an das Dorf, an das Mädchen mit dem bandagierten Bein, an die alten Hände, die seine gehalten hatten.

„Ich bin bereit,“ flüsterte er – ohne zu wissen, ob es wahr war.

Und er griff nach Excalibur.

Arthurs Finger berührten den Griff – und sofort fuhr die Kälte in ihn hinein, nicht wie Winter, nicht wie Eis, sondern wie das Erstarren des eigenen Blutes. Es war, als hätte er eine Schlange gepackt, die sich nicht wand, sondern in seine Haut kroch.

Er sog scharf die Luft ein, wollte zurückzucken, doch die Klinge hielt ihn fest. Nicht er griff nach Excalibur, Excalibur griff nach ihm.

Sein Herz raste. Bilder schlugen auf ihn ein, schneller, als er blinzeln konnte:

- Männer in Rüstungen, die ihm zujubelten.
- Frauen, die ihn anflehten, sie nicht im Stich zu lassen.
- Schlachten, bei denen Blut wie Regen fiel.
- Ein Tisch, rund, voller Gesichter, Brüder, die lachten, Brüder, die starben.
- Morgana, ihre Augen wie Spiegel, in denen er ertrank.
- Nimue, ihre Lippen wie Gift und Rettung zugleich.
- Ein Fluss, rot vom Blut, ein Schrei, der sein eigener war.

Arthur keuchte, stolperte, wollte loslassen – doch seine Hand war wie festgenagelt.

Die Lady sprach, ihre Stimme wie Wasser, das an Felsen schlägt: „Dies ist die Klinge des Königs. Sie nimmt dich, wie du sie nimmst. Sie gibt dir Ruhm und stiehlt dir Frieden. Sie macht dich zum Hüter und zum Gefangenen.“

Arthur stöhnte, seine Augen weit, als sähe er mehr als nur die Welt vor ihm. „Ich… ich kann nicht…“

Merlin packte ihn von hinten an den Schultern, hielt ihn fest. „Halte durch! Lass sie sehen, dass du nicht nur ein Kind bist!“

„Sie frisst mich!“ rief Arthur, Tränen liefen über sein Gesicht.

„Dann friss zurück!“ knurrte Cathan. „Kein Schwert gehört dir, wenn du’s nicht beißt!“

Arthur presste die Zähne zusammen, brüllte, und in diesem Laut war mehr Wut als Angst. Die Klinge vibrierte, als würde sie prüfen, ob er bricht. Dann, plötzlich, beruhigte sie sich. Die Runen glühten sanft, der Griff wurde warm – und Excalibur lag in seiner Hand, als sei sie schon immer dort gewesen.

Die Lady lächelte, ein Lächeln, das nichts von Mensch hatte. „So sei es. Aber höre meinen Schwur: Wer Excalibur führt, führt das Reich. Wer sie verliert, verliert das Reich. Und wenn dein Blut in sie fällt, wird das Reich mit dir sterben."

Arthur stand da, zitternd, das Schwert in der Hand, das Herz ein Schlachtfeld. Er nickte, auch wenn er nicht wusste, wem er eigentlich zustimmte – der Lady, Merlin, der Insel, oder dem Schwert selbst.

Die Lady sank zurück ins Wasser, langsam, als hätte sie nie existiert. Nur ihr Blick blieb, lange, tief, bis die Oberfläche sie verschluckte.

Das Wasser glättete sich, still, spiegelnd. Es war wieder nur ein See.

Arthur sah auf die Klinge. „Sie fühlt sich schwer an. Schwerer als alles, was ich je getragen habe."

Merlin nickte. „So soll es sein."

Cathan sah das Schwert, seine Augen hart. „Und jetzt? Was macht man mit einer Klinge, die einen frisst?"

Merlin sah ihn an, ernst. „Man hält sie so lange, bis sie satt ist."

Arthur stand noch lange schweigend am Ufer, die Finger um Excaliburs Griff, das Schwert schwer wie eine Kette. Der See hatte sich wieder geglättet, als wäre nie etwas gewesen. Nur der Nebel trieb noch tiefer, dichter, als wollte er ihn bewahren – oder verstecken.

„Heb es," sagte Merlin schließlich, die Stimme ruhig, aber fest. „Lass es dich spüren."

Arthur hob die Klinge langsam, zögernd. Zuerst glaubte er, sie sei zu schwer, doch dann führte sie seine Arme, als hätte sie eigene Muskeln. Er schwang sie ein Stück, und der Laut, den sie schnitt, war kein gewöhnliches Sausen. Es war ein Ton, klar, hoch, als hätte die Luft selbst aufgeschrien.

Die Vögel in den Bäumen verstummten. Der Wald hielt den Atem an.

Arthur keuchte, das Herz hämmerte. „Sie… sie bewegt sich mit mir. Nein – sie bewegt *mich*. Ich weiß nicht, ob ich sie halte oder ob sie mich hält."

Merlin nickte, ernst. „Genau das ist die Gefahr. Excalibur ist nicht Werkzeug. Sie ist Wille. Sie kennt dich, und sie wird dich treiben. Ein schwacher König wird ihr Diener. Ein starker König wird ihr Gefangener."

Cathan trat näher, seine Augen fixiert auf die Klinge. „Schön ist sie. Aber sie riecht nach Blut. Als wäre sie schon tausendmal durch Fleisch gegangen."

„Mehr als das," sagte Merlin. „Excalibur schneidet nicht nur Körper. Sie schneidet Geschichten. Jeder, der gegen sie kämpft, wird vergessen. Jeder, den sie trifft, verschwindet aus den Liedern."

Arthur schluckte. „Das heißt… wer von mir erschlagen wird, lebt nicht einmal in Erinnerung?“

„So ist es,“ sagte Merlin. „Und das ist schlimmer als jeder Tod. Sie löscht nicht nur Leben, sondern Bedeutung. Mit jedem Schwung brennst du einen Namen aus der Welt. Sei sicher, bevor du sie erhebst.“

Arthur sah entsetzt auf die Klinge, die im Nebel glühte wie ein Stern. „Dann ist sie kein Geschenk. Sie ist ein Fluch.“

„Jede Krone ist ein Fluch,“ erwiderte Merlin trocken. „Excalibur ist nur ehrlicher darin.“

Arthur hob die Klinge erneut, diesmal fester. Er machte einen Schritt, schwang sie gegen einen Baumstamm. Holz splitterte, doch nicht wie sonst: Der Stamm spaltete sich glatt, als wäre er aus Wasser geschnitten. Kein Widerstand, kein Laut, nur das leise Zischen von etwas, das zu schnell ging, um verstanden zu werden.

Arthur taumelte zurück, starrte auf das Werk. „Es fühlt… falsch. Als hätte ich nichts getan.“

Merlin trat an seine Seite, sah auf den gespaltenen Stamm. „So wirst du dich oft fühlen. Du wirst sie heben – und die Welt wird sich beugen, nicht du. Aber jedes Mal, wenn du denkst, es war nichts, wird in Wahrheit ein Stück von dir verschwunden sein.“

Arthur senkte das Schwert, atmete schwer. „Wie soll ich das ertragen?“

„Indem du nicht vergisst,“ sagte Merlin. „Indem du jeden Schnitt spürst, auch wenn er leicht fällt. Wer mit Excalibur schlägt, ohne Schmerz zu fühlen, verliert sich.“

Die Krähe flatterte auf einen Ast über ihnen, krächzte laut. Es klang wie ein Hohnlachen, aber auch wie eine Warnung.

Arthur sah hinauf, dann auf die Klinge. „Dann muss ich lernen, sie zu führen – bevor sie mich führt.“

„Ja,“ sagte Merlin. „Aber vergiss nie: Selbst wenn du sie führst, wird sie dich immer fressen. Langsam, Stück für Stück. Bis nichts mehr bleibt als der König.“

Arthur schloss die Augen, spürte das Gewicht in seiner Hand. Er wusste, dass Merlin recht hatte. Und doch fühlte er in diesem Moment auch etwas anderes – einen Strom, der durch ihn ging, als hätte das Land selbst ihn an die Brust gedrückt.

Er öffnete die Augen. „Dann sei’s so. Ich halte sie, solange ich kann.“

Die Luft um den See war noch immer schwer, doch jetzt hatte sie etwas Neues: eine Spannung, als hätte das Wasser selbst den Atem angehalten. Arthur hielt Excalibur noch in der Hand, den Blick auf die Klinge gerichtet, die im Nebel schimmerte wie ein eigenes Licht.

Da kam Bewegung über die Oberfläche. Erst klein, kaum mehr als ein Zittern. Dann größer. Blasen stiegen auf, dick und schwarz, platzten mit einem Laut, der nicht von Wasser kam, sondern von etwas Tieferem.

Arthur wich zurück. „Merlin?“
Der Zauberer stellte sich neben ihn, den Stab in den Boden gedrückt. „Natürlich. Kein Schwert kommt ohne Prüfung.“

Cathan zog sein Schwert, die Augen eng. „Was jetzt noch hochkommt, wird nicht zum Händeschütteln da sein.“

Das Wasser brach auf. Ein Arm – nein, nicht wie der der Lady. Schwarz, knochig, mit Haut wie Algen, die faulten. Dann ein zweiter, dann ein Kopf. Ein Ding, halb Mensch, halb Fisch, mit Zähnen, die zu lang waren, mit Augen, die leer glänzten. Es kroch aus dem See, schmatzend, gurgelnd, als würde es die Luft selbst fressen.

Weitere folgten. Drei, vier, fünf. Wesen, geboren aus Tiefe und Hass, Tropfen wie Öl auf der Haut. Sie rochen nach Moder und Blut, nach Dingen, die nie das Licht sehen sollten.

Arthur hob instinktiv Excalibur. Die Klinge sang – ein Laut, hell, klar, so scharf, dass selbst die Nebel zurückwichen. Die Kreaturen zögerten, als hätte sie das Licht geblendet.

„Das ist der Test,“ sagte Merlin. „Nicht von mir. Vom See. Er will wissen, ob du würdig bist, zu tragen, was er dir gab.“

Arthur schluckte, der Griff fest in der Hand. „Und wenn ich falle?“
„Dann verschlingt er dich,“ sagte Merlin schlicht.

Das erste Wesen stürzte nach vorn, schneller, als es aussehen sollte. Krallen wie Dolche, der Mund weit, als wollte er Arthur mit einem Biss verschlingen.

Arthur schrie und schwang Excalibur.

Die Klinge traf – und schnitt nicht nur Fleisch. Sie schnitt den Körper entzwei, so glatt, dass das Ding auseinanderfiel, ohne Blut, ohne Laut. Es war, als hätte es nie existiert. Nur ein Spritzer schwarzer Tropfen blieb auf dem Boden, die sofort verdampften.

Arthur keuchte, starrte auf die Stelle. „Es… es ist weg.“

Merlin nickte. „So löscht Excalibur. Nicht nur den Körper, sondern die Spur. Nichts bleibt. Kein Lied, keine Erinnerung. Als hätte es nie gelebt.“

Doch die anderen Kreaturen zögerten nicht lange. Sie kamen in Wellen, gurgelnd, kreischend. Cathan stürzte sich in sie, sein Schwert blitzte, er brüllte, schnitt, blockte. Aber immer wieder war es Excalibur, das den Unterschied machte. Jede Kreatur, die Arthurs Klinge traf, verschwand wie Rauch, ausgelöscht, als wäre sie nie geboren.

Arthur fühlte, wie das Schwert ihn führte, schneller, härter. Jeder Schwung war zu leicht, jeder Treffer zu endgültig. Er fühlte keine Reibung, keinen Widerstand – nur das Verschwinden. Und in ihm wuchs die Angst, dass mit jedem Schlag auch etwas in ihm selbst verschwand.

Als die letzte Kreatur zerfiel, sank Arthur keuchend auf die Knie. Excalibur in seiner Hand vibrierte noch, als verlange es nach mehr.

„Genug," murmelte Merlin und legte die Hand auf die Klinge. Sie beruhigte sich, das Licht erlosch.

Arthur hob den Kopf, die Augen weit, leer. „Ich hab sie getötet… aber es war, als wären sie nie da gewesen. Ist das… richtig?"

Merlin sah ernst auf ihn herab. „Es ist, was Excalibur tut. Es löscht. Und wenn du nicht aufpasst, löscht es dich auch. Jedes Mal ein Stück mehr."

Arthur schloss die Augen, der Atem zittrig. „Dann ist sie mächtiger, als ich je wollte."
„Und grausamer," sagte Merlin. „Aber sie ist jetzt deine. Vergiss das nie."

Der See lag wieder still, als wäre nichts geschehen. Nur der Nebel trug noch die Spur der Schreie, die längst nicht mehr zu hören waren. Arthur stand am Ufer, Excalibur in der Hand, die Finger weiß vor Anstrengung. Sein Atem ging flach, als hätte das Schwert nicht die Kreaturen, sondern ihn selbst zerbrochen.

Er sah auf die Klinge. Sie glänzte makellos, ohne Blut, ohne Scharten, als wäre sie unberührt von dem, was gerade geschehen war. Doch Arthur wusste: sie hatte getrunken, und er hatte den Geschmack gespürt.

Langsam senkte er das Schwert, sah Merlin an. „Wenn ich das weiterführe… werde ich nicht mehr ich sein."

Merlin nickte, die Augen dunkel. „Du bist schon nicht mehr du, Arthur. Seit dem Moment, als du das erste Schwert zogst, gehörst du nicht dir. Excalibur wird dich formen – oder fressen. Es liegt an dir, wie lange du standhältst."

Cathan trat näher, das Gesicht hart, aber seine Stimme leiser als sonst. „Du hast sie ausgelöscht. Kein Grab, kein Lied, nichts. Es ist, als wären sie nie hier gewesen. So eine Waffe… die macht mehr Angst als hundert Armeen."

Arthur blickte auf das Wasser, das ihn spiegelte. Er sah nicht mehr den Jungen. Er sah ein Gesicht, das älter wirkte, gezeichneter, und hinter ihm die Klinge, die ihn schon im Spiegel überragte.

Er kniete nieder, drückte die Spitze Excaliburs in den Boden. „Ich schwöre," flüsterte er, „ich werde dich nur führen, wenn es sein muss. Nie für Stolz. Nie für Gier. Nur, wenn das Reich es verlangt."

Die Krähe krächzte laut, ein Laut, der wie ein Spott klang. Merlin schloss die Augen, hörte den Schwur, und in seinem Inneren brannte der bittere Gedanke: *Und doch, Junge, wirst du brechen. Denn keiner trägt so etwas, ohne einmal zu fallen.*

Er legte Arthur die Hand auf die Schulter. „Der Schwur ist gut. Halte ihn, so lange du kannst. Aber vergiss nicht: Das Reich wird dich zwingen, ihn zu verraten."

Arthur hob den Kopf, seine Augen entschlossen, obwohl sie glänzten. „Dann soll das Reich mich zuerst verraten."

Sie verließen den See. Der Wald öffnete sich wieder, die Geräusche kehrten zurück, als wäre nichts geschehen. Nur Arthur wusste, dass in seiner Hand etwas war, das schwerer wog als der Himmel.

Excalibur. Die Klinge des Königs. Und sein Untergang.

Die Tafelrunde entsteht

Sie kamen zurück wie Männer, die aus einem Traum stolpern: mit Schlamm an den Stiefeln, kaltem Nebel in den Mänteln und etwas Unsichtbarem an den Schultern, das schwerer war als die Sättel. Excalibur hing an Arthurs Seite, unscheinbar wie eine gerade geputzte Klinge – und doch sah jeder, der ihn sah, dass etwas an ihm lauerte, ein leiser Glanz im Blick, den man nicht abwischen konnte.

Die Kunde war ihnen vorausgerannt. Als sie die Lichtung erreichten, wo einst das Schwert im Stein gestanden hatte, waren schon Händler, Bauern, Spielleute und ein paar Lords mit Gesichtern wie frisch geschliffene Messer versammelt. Es roch nach Pferd, Falafel aus verirrtem Mittelalter, Wein, der niemals wie Trauben geschmeckt hatte, und nach Angst.

„Er ist's," flüsterte eine Alte. „Der Junge mit der Klinge, die singt."
„Ein Zaubererspiel," fauchte ein Lord, und sein Lächeln war so höflich wie ein Galgen. „Mal sehen, wie lange das Lied hält."

Arthur stieg ab. Die Hand lag locker auf dem Griff; locker, aber nie weit. Er war bleich von der Reise, doch in seinen Augen flackerte ein stilles Feuer – nicht Triumph, eher Entschlossenheit, die sich noch wunderte, dass sie da war.

Merlin stellte den Stab in den Boden. Kein Donner, kein Zaubertrick. Nur ein Blick, der durch die Menge schnitt, bis das Getuschel zu einem Summen wurde. Cathan blieb neben dem Jungen stehen, wie ein bockiger Turm.

„Leute," begann Arthur, und seine Stimme war zuerst zu klein für die Lichtung. „Ich bin zurück." Ein paar Lacher, ein paar Pfiffe. Er holte Luft, sah über Köpfe, Helme, Hüte hinweg, suchte Gesichter, die nicht nach Gold rochen. „Ich bin zurück – mit einem Schwert, das mehr löscht als es schneidet. Und ich weiß, dass das euch nicht satt macht, nicht warm, nicht sicher." Er senkte den Blick, dann hob er ihn wieder. „Aber ich verspreche euch: Ich bin nicht allein, und ich will es nicht sein. Ein König, der allein steht, fällt. Also werde ich nicht allein stehen."

Ein Herr mit Pelz und Augen wie zwei schlecht vergrabene Münzen hob die Stimme. „Weise Worte, Junge. Dann gib dein Schwert einem Mann, der weiß, wie man Männer führt."
Cathan lachte einmal, heiser wie eine Säge. Merlin lächelte dünn, als wäre ihm gerade etwas Unangenehmes bestätigt worden.

„Männer führen?" sagte Arthur ruhig. „Wie man Rinder zur Tränke prügelt? Oder wie man sie mit Brot lockt, das man ihnen vorher gestohlen hat?" Einige Bauern kicherten. Der Lord errötete, als hätte ihm jemand die Rüstung ausgezogen.

Merlin trat einen halben Schritt vor. „Hört ihn. Er ist jung, ja – aber jung heißt: noch nicht voll von Lügen. Und falls ihr einen Beweis braucht, dass er führen *will* – er wird’s nicht mit Ketten tun. Er wird’s mit einem Kreis tun.“

„Mit einem was?“ rief jemand.
„Mit einem Kreis,“ wiederholte Merlin, und die Krähe oben auf dem Ast stieß ein Laut aus, der wie ein Punkt klang. „Nicht mit einer Linie. Linien haben Anfang und Ende. Kreise haben nur Platz. Eine Tafel ohne Kopf, ohne Spitze. Wer dort sitzt, ist nicht besser, nur näher.“

„Eine runde Tafel?“ Ein Ritter lachte, und sein Bauch lachte mit. „Dann weiß keiner, wo er sitzen soll, und alle zanken.“
„Genau,“ sagte Merlin. „Zanken ist gut, wenn jeder sprechen darf. Tod kommt, wo nur einer brüllt.“

Der Wind griff in die Mäntel. Jemand rief: „Schöne Worte! Aber wer sitzt an dieser… Tafel?“

Arthur sah in die Menge, als suche er nicht Namen, sondern Wunden. „Keine Hunde, die an jedem Herrenrock lecken,“ sagte er. „Keine Pfaffen, die den Himmel verkaufen wie Brot. Keine Messer, die nachts nach hinten stechen. Ich will Menschen, die schwören, zuerst zu fallen, bevor ein Bauer fällt. Die ihr Schwert niederlegen können, bevor sie es heben. Und die sich schämen, wenn sie satt sind und der Nachbar hungert.“

Es wurde still, so still, dass man das Knacken eines Astes hörte, der nicht brechen wollte. Dann löste sich eine Gestalt aus der Menge, ein Mann mit Narben wie Landkarten, die keiner mehr lesen konnte. Er kniete. „Name ist Gaheris,“ sagte er rau. „Ich kann trinken, kämpfen und die Schnauze halten, wenn’s sein muss. Ich fall zuerst.“

„Ich merk mir das,“ brummte Cathan.

Eine zweite trat vor: eine Frau, die den Helm unterm Arm hielt, die Haare kurz, die Augen wie Messer, die lieber schneiden als hängen. „Brangaine,“ sagte sie. „Ich reit schneller, als ihr denkt, und lüge langsamer, als ihr hofft. Wenn euer Kreis Platz für eine macht, die keine Angst hat, unbequem zu sitzen, setz ich mich.“ Ein Raunen, ein paar spöttische Pfiffe, die in ihren Kehlen starben, als sie zurücksah.

Ein dritter Mann, mager, wachsam, mit Händen, die aussahen, als hätten sie mehr Bögen als Frauen gehalten. „Bedivere,“ sagte er schlicht. „Ich rede wenig. Ich seh viel. Und ich steh, wenn’s kippt.“

Arthur nickte jedem zu, nicht königlich, eher brüderlich, doch mit einem Ernst, der ansteckte. „Wenn ihr kommt, kommt nicht für mich. Kommt fürs Land. Und wenn ihr geht, geht nicht heimlich.“

Ein Lord mit schwerem Gold um den Hals trat vor, das Lächeln scharf. „Schöne Sammlung aus Stall und Straße. Doch ein Reich hält man nicht mit Sprüchen und runden Möbeln. Man hält es mit Klingen und Tributen. Sag uns, Junge – wo sitzt *du* an deiner schönen runden Tafel? In der Mitte, wie’s sich gehört?“

Arthur sah ihn an, und etwas Ungewöhnliches geschah: Er lachte leise. „In der Mitte sitzt die Schüssel, Herr. Wer Hunger hat, greift zuerst. Wer satt ist, reicht weiter. Ich sitze, wo ein Platz frei ist.“

Das Gelächter der Bauern war diesmal wärmer. Der Lord presste die Lippen zusammen.
„Frech wie immer."
„Lebendig wie nötig," sagte Merlin.

Cathan trat vor, die Hand am Knauf. „Gesindel oder nicht – ich will Namen hören, die bleiben. Wer setzt sich an den Kreis und steht dafür gerade, wenn's dreckig wird?"

Da tat das Volk, was Völker selten tun: Es schwieg nicht. Einer rief den Namen eines Bogenschützen, der die Räuber an der Furt zurücktrieb. Eine Mutter rief den ihres Sohnes, der kein Held war, aber nie stahl, als die Vorräte leer waren. Ein alter Schmied trat vor und hob die rußigen Hände: „Ich mach euch die Nägel, die euch nicht in die Stiefel schneiden. Mehr kann ich nicht, weniger mach ich nicht."

Arthur hörte zu, und mit jedem Namen wurde sein Rücken gerader. Nicht stolz, eher so, als würde ihm endlich jemand die Last richtig auflegen, statt sie ihm an den Hals zu werfen.

„Gut," sagte er schließlich. „Dann bauen wir sie. Nicht morgen, nicht ‚einst' – jetzt. Eine Tafel, rund, aus Holz, das alt genug ist, um Menschen zu tragen. Wir schwören nicht bei Göttern, die wir nicht sehen. Wir schwören bei Brot, Salz, Wasser – und bei Blut, wenn's sein muss."

„Und wer zimmert das gute Stück?" rief einer, halb spöttisch, halb neugierig.
„Der, der's kann," sagte Merlin. „Und der, der's will. Und der, der begreift, dass ein Kreis nicht fällt, wenn einer kippt."

Er zeigte auf die alten Eichen am Rand der Lichtung. „Dort steht, was alt ist. Alt reicht den Jungen die Hand. Holt Bretter. Holt Hände. Holt Mut."

Es setzte sich Bewegung in die Menge. Zögerlich erst, dann rascher. Männer holten Äxte, Frauen Seile, Kinder trugen Stöcke, als wären es Speere. Der Schmied schnaubte, rieb sich die Finger. „Ich brauch Kohlen und Ruhe – von beiden hab ich zu wenig. Also her damit."

Die Lords blickten einander an, wie Füchse, denen man den Bau umgebaut hat, während sie schliefen. Einer schnaubte, ging. Ein anderer blieb, die Stirnrunzeln wie neue Falten eines Landes, das etwas probierte, das es nie probiert hatte.

Merlin trat zu Arthur. „Du hast verstanden."
„Was?"
„Dass ein König ein Loch ist," sagte Merlin. „Eins, das die Welt füllt, wenn er nicht tut, als wäre er ein Stein."

Arthur grinste müde. „Ich fühl mich eher wie ein Eimer ohne Boden."
„Auch gut," erwiderte Merlin. „Solange du lernst, was in dir durchläuft, gehört dir nicht. Du gibst's weiter. So regiert man."

Cathan stieß ihn sachte mit dem Ellenbogen. „Und was, wenn die Runde nur ein neues Wort für Chaos ist?"
„Dann ist es wenigstens *unser* Chaos," sagte Arthur. „Und nicht die Ordnung von Männern, die nie satt werden."

Die Sonne kroch über den Rand der Wolken, so sachte, als wolle sie niemandem wehtun. Der erste Eichenstamm fiel, mit Respekt, nicht mit Hast. Späne flogen. Jemand sang schief, jemand lachte zu laut, jemand stritt darüber, ob zwölf Sitze reichen oder ob man Platz lassen müsse für die, die erst noch Mut finden.

Arthur stand mitten darin, Excalibur an der Seite, die Hände leer – endlich. Er half, wo man ihn rief, trug Holz, hielt Bretter, schwieg, wenn zu viele redeten, sprach, wenn der Lärm sich verlief. Kein Thron, kein Mantel. Nur ein Kreis, der noch nicht da war und doch schon wuchs.

In einem Windstoß, der nach Regen roch, flüsterte etwas über die Lichtung – nicht Erde, nicht Schatten, eher das, was zwischen beidem atmet: *Ein Anfang.*

Merlin hörte es, und die Krähe nickte, als hätte sie eine unsichtbare Kante geprüft. „Ein Anfang," sagte er leise. „Und jeder Anfang ist ein Messerschnitt."

Arthur blickte auf die wachsende Fläche, rau, uneben, schön. „Lasst uns essen, wenn sie steht," rief er. „Und schwören, bevor wir satt sind."

„Warum vorher?" fragte der Schmied, ohne aufzublicken.
„Weil Schwüre auf leerem Magen wahrer sind," antwortete Arthur. „Und weil ein voller Bauch gern lügt."

Ein Lachen ging herum, diesmal warm. Die Bretter legten sich im Kreis, ein Stuhl, dann zwei, dann keiner, der höher stand als die anderen. Und unter allen Stimmen summte etwas Altes, Rundes, das keine Sprache brauchte.

Der Junge mit der Klinge stand inmitten seines ersten Bauwerks. Kein Palast. Eine Tafel. Und für einen Atemzug fühlte sich das Reich an, als könnte es sich hinsetzen, ehe es wieder aufstehen musste, um zu bluten.

Die Arbeit am Kreis dauerte Tage. Keine königlichen Zimmerleute, keine geschnitzten Embleme, keine vergoldeten Nägel – nur Bauernhände, Schmiedehämmer, stumpfe Äxte. Das Holz der alten Eichen knarrte, als wolle es protestieren, doch am Ende gaben sie nach. Die Bretter waren uneben, die Kanten grob, aber der Kreis wuchs, größer, fester, sichtbarer.

Arthur trug selbst. Er schleppte Stämme, schabte Rinde ab, schwitzte mit den anderen. Manche hielten das für seltsam, einen König, der sich die Finger voller Splitter zog. Andere sagten, genau deshalb könnte er ein König sein.

„Du machst dir die Hände kaputt," murrte Cathan, als Arthur versuchte, einen Balken allein zu stemmen. „Ein Herr braucht keine Schwielen."
Arthur keuchte, die Stirn glänzend. „Dann bin ich lieber kein Herr."
Cathan schnaubte, nahm ihm das Holz ab. „Du bist sturer, als gut für dich ist."
„Dann passt das Schwert ja zu mir," gab Arthur zurück.

Abends, wenn die Arbeit ruhte, saßen sie um das Feuer. Da waren Gaheris, der Narbenmann, Brangaine mit den scharfen Augen, Bedivere, der schweigsame Bogenschütze, und ein paar andere, die noch keinen Platz, aber schon eine Stimme hatten. Sie redeten roh, lachten laut, stritten noch lauter.

Einer prahlte von zehn Männern, die er allein erschlagen habe, bis Brangaine trocken fragte, ob er die Leichen nummeriert hätte. Gaheris kippte den Krug, sang ein Lied ohne Melodie, das trotzdem alle mitsummten. Bedivere saß da, sah ins Feuer, und sprach nur, um am Ende ein Wort zu sagen, das schwerer wog als alle Lieder.

Arthur hörte mehr, als er sprach. Er fühlte, wie sich aus dem Chaos ein Band spannte, dünn, unsichtbar, aber echt.

Eines Abends, als der Kreis fast fertig war, brachte ein alter Schmied die eisernen Ringe, die die Bretter zusammenhalten sollten. Er legte sie nieder, schwer, rußig. „Das hält länger als ihr," murmelte er.

Merlin stand im Schatten, beobachtete alles. „Eine Tafel ist nur Holz," sagte er leise. „Aber ein Schwur macht sie zu Stein."

Arthur nickte. „Dann schwören wir, wenn sie steht."
„Und worauf?" fragte Brangaine, während sie den Schmutz von den Händen wischte.
Arthur sah in die Runde, über Gesichter, müde, rau, verletzt. „Nicht auf Götter, die uns nicht zuhören. Nicht auf Lords, die uns belügen. Wir schwören auf uns selbst. Und auf das Land."

Die Worte hingen in der Luft. Einfache Worte. Aber in den Augen der Männer und Frauen glomm etwas auf – die Ahnung, dass aus Brettern und Atem Geschichte werden konnte.

Als die Tafel endlich stand, groß, rund, grob, aber aufrecht, versammelten sie sich darum. Keine Stühle aus Gold, nur einfache Sitze, alle gleich hoch, alle gleich weit vom Zentrum entfernt.

Arthur legte Excalibur auf das rohe Holz, und die Klinge glühte im Feuerschein. „Dies ist der Platz, an dem wir einander sehen. Keiner höher, keiner niedriger. Hier sitzen wir, bis das Reich steht – oder wir fallen."

Die anderen legten ihre Hände auf den Tisch. Schwere Hände, raue Hände, eine schmale Hand mit Narben, eine zarte, die doch mehr Blut gesehen hatte, als sie sollte.

Merlin nickte, die Augen im Schatten. „So beginnt ein Kreis. Nicht vollendet, aber geschlossen."

Arthur atmete tief, legte die rechte Hand auf das Holz. „Ich schwöre," sagte er, „nicht für mich, sondern für uns. Für das Land. Für die, die an uns glauben."

Einer nach dem anderen sprachen die anderen. Keine feierlichen Reden, nur kurze, raue Worte, doch jedes klang, als schneide es eine Kerbe in die Nacht.

Am Ende war die Runde nicht nur Holz. Sie war ein Schwur.

Der erste Abend an der Tafel war kein Fest, sondern ein Chaos mit Fleisch. Ein Schwein wurde gebraten, das Brot war hart wie Stein, und der Wein schmeckte nach Trauben, die längst vergessen hatten, was Sonne ist. Aber die Runde war voll, jeder Platz besetzt: Gaheris, Brangaine, Bedivere, ein paar Bauern, ein Schmied, zwei junge Männer, die mehr Mut als Verstand hatten. Arthur saß dazwischen, nicht höher, nicht tiefer, und das war für viele schon ein Affront.

„Also," begann Gaheris, den Krug hochhaltend, „auf den Jungen, der König ist, ob er's will oder nicht." Er trank, wischte sich den Mund und stellte den Krug mit einem Knall auf die Tafel.

„Und auf das Schwein," rief einer der Bauern, „weil's besser schmeckt als unser Schicksal." Gelächter brandete auf, rau, ehrlich, ein bisschen betrunken.

Brangaine nagte an einem Stück Fleisch, spuckte ein Stück Knorpel ins Feuer und knurrte: „Und auf den, der den Mut hat, uns Frauen nicht vor die Tür zu setzen. Sonst würd ich ihm die Tür einrennen."

Arthur lachte verlegen, hob den Becher. „Dann trinken wir auf alles, was uns hier hält."

Doch je länger das Mahl dauerte, desto klarer zeigten sich die Risse.

Ein Ritter, den einer der Lords geschickt hatte, stieß seinen Becher auf den Tisch. „Wie sollen wir gleich sein, wenn du das Schwert des Königs an deiner Seite trägst? Dein Platz ist nicht wie unserer. Du bist mehr."

Stille. Ein paar sahen auf Arthur, andere auf Excalibur, das auf dem Tisch lag, im Licht glühend wie eine Glut.

Arthur legte langsam die Hand auf den Griff, nicht wie ein Besitzer, eher wie einer, der einen Hund beruhigt. „Ich bin nicht mehr. Ich habe nur mehr Last. Und ihr alle werdet sie tragen, wenn ich falle."

„Schöne Worte," knurrte der Ritter. „Aber Worte machen keine Männer gleich."

Da lachte Brangaine kalt. „Dann steh auf, Herr Ritter. Und iss dein Schwein allein. Mal sehen, wie gleich du bist, wenn dir keiner die Kehle deckt."

Gelächter, diesmal schärfer. Der Ritter senkte den Blick, die Hand um den Becher fester, aber er sprach nicht weiter.

Später, als das Feuer kleiner wurde und der Wein tiefer, brach der nächste Streit los. Zwei junge Männer, Brüder, stritten, wer neben Arthur sitzen dürfe. „Er sieht mich mehr," rief der eine. „Nein, mich!" brüllte der andere. Fäuste flogen, Blut spritzte auf das Holz.

Arthur stand auf, das Herz hämmernd. „Hört auf!" rief er. Doch sie rangen weiter, taumelten gegen die Tafel, bis Becher kippten.

Da schlug Arthur Excalibur auf das Holz. Kein Schnitt, kein Blut, nur ein Laut – hell, klar, wie ein Donnerschlag aus Licht. Alle verstummten.

„Das ist nicht mein Platz," sagte Arthur, die Stimme fest. „Das ist unser Platz. Wenn ihr um einen Platz streitet, dann vergesst ihr, warum es ihn gibt. Nicht für Nähe. Für Gleichheit."

Die Brüder starrten ihn an, die Nasen blutend, und setzten sich wieder, schweigend.

Merlin, der bisher im Schatten gestanden hatte, nickte kaum sichtbar. „Er lernt."

Cathan, neben ihm, brummte: „Oder er spielt König, ohne’s zu merken.“
„Das ist dasselbe,“ erwiderte Merlin.

Als das Mahl endete, war die Tafel verschmiert mit Fett, Wein, Blut. Aber sie stand noch. Und die, die daran gesessen hatten, standen anders auf, als sie sich gesetzt hatten – schwerer, aber gebunden.

Arthur blieb allein zurück, die Hand auf Excalibur, den Kopf gesenkt. „Sie streiten schon,“ murmelte er.
Merlin trat zu ihm. „Das tun alle, die atmen. Wichtig ist, dass sie es im Kreis tun – und nicht draußen mit Dolchen.“

Arthur nickte langsam. „Dann ist das hier nur der Anfang.“
„Ja,“ sagte Merlin. „Und Anfänge sind immer hässlich. Aber ohne sie gibt es kein Ende.“

Am nächsten Morgen lag die Tafel noch immer da, roh und voller Spuren: Blut, Fett, Wein, verbrannte Krümel. Ein ehrlicher Anblick, fand Arthur – nicht schön, aber wahr. Doch Merlin bestand darauf: „Heute wird geschworen. Ohne Schwur ist es nur Holz. Mit Schwur ist es ein Kreis.“

Sie versammelten sich erneut, diesmal nüchterner, ernster. Niemand brachte Fleisch, niemand Wein. Nur ein Laib Brot, grob gebacken, und eine Schale Wasser, klar und kalt.

Arthur stand, Excalibur vor sich auf dem Tisch, die Hände fest um den Griff. „Wir schwören nicht, weil wir Götter fürchten,“ begann er. „Wir schwören, weil wir einander brauchen. Das Land braucht uns. Das Volk braucht uns. Ich brauche euch. Und ihr braucht mich, auch wenn ihr’s nicht zugeben wollt.“

Ein Raunen, zustimmend und widerwillig zugleich.

Brangaine brach das Brot, legte die Stücke in die Mitte. „Dann schwören wir beim Hunger,“ sagte sie. „Dass wir teilen, bevor einer allein satt wird.“

Gaheris füllte die Schale mit Wasser, reichte sie herum. „Dann schwören wir beim Durst. Dass keiner allein trinkt, wenn der andere dürstet.“

Bedivere nahm sein Messer, schnitt sich in die Hand und ließ ein paar Tropfen auf das Holz fallen. „Dann schwören wir beim Blut. Dass wir fallen, bevor wir einander verraten.“

Die Tropfen sanken in die Maserung der Tafel, als wären sie aufgesogen. Arthur sah das und legte seine Hand über die Spuren. „Ich schwöre,“ sagte er, „dass ich mit euch falle, wenn ich nicht mit euch stehe.“

Einer nach dem anderen wiederholte jeder eine eigene Variante – rau, ungeschliffen, aber jedes Wort schnitt tiefer als das Messer.

Als der letzte schwieg, schlug Merlin den Stab auf den Boden. „So ist es gesprochen. So ist es gebunden. Nicht an Himmel, nicht an Hölle. An euch. Und das ist schwerer.“

Die Krähe krächzte laut, als hätte sie das Siegel gesetzt.

Cathan trat vor, die Stirn gerunzelt. „Ihr redet viel von Schwüren. Aber Schwüre sind nur Worte. Sehen wir, wie sie klingen, wenn die Messer kommen."

Arthur nickte. „Sie werden kommen. Und dann sehen wir, ob wir Kreis sind – oder nur Bretter."

Einen Moment herrschte Stille. Dann legten alle ihre Hände auf die Tafel, über Brot, Wasser, Blut. Kein Lächeln, kein Jubel – nur ein stiller Knoten, der sich zog.

Merlin sah es, und in seinen Augen lag kein Triumph. Nur Sorge. Denn er spürte schon, dass in diesem Kreis nicht nur Treue saß, sondern auch Eitelkeit, Begierde, Verrat. Der Schwur war stark – aber er hatte auch den ersten Riss gezeichnet.

Die Tage nach dem Schwur waren von einer seltsamen Stille durchzogen. Das Land schien zu horchen, ob der Kreis hielt. Doch die Ruhe war nur das Warten vor dem ersten Schritt. Denn ein Kreis, der nur schwört, aber nicht handelt, bleibt ein Spiel.

Es war Brangaine, die als Erste sprach: „Ein Schwur ist schön. Aber die Leute dort draußen verhungern an Räubern und Herren, die mehr nehmen, als sie geben. Wollen wir nur an dieser Tafel sitzen, bis sie fault?"

Arthur sah sie lange an. Dann nickte er. „Wir gehen. Nicht als Heer, nicht als Eroberer. Als das, was wir geschworen haben: gemeinsam."

Cathan brummte: „Und wenn die Lords uns erwarten?"
„Dann sehen sie uns kommen," sagte Arthur schlicht.

So ritten sie aus: ein seltsamer Trupp, noch kein Heer, eher eine Ansammlung aus Narben, Stolz und Neugier. Gaheris vorne, wie ein Rammbock auf Beinen. Brangaine mit kurzem Schwert und noch kürzerer Geduld. Bedivere mit Bogen, dessen Sehne wie eine gespannte Ader vibrierte. Ein Schmied, zwei Bauern, und Arthur selbst, Excalibur an der Seite.

Sie zogen durch Dörfer, in denen die Leute starrten, als hätten sie Gespenster gesehen. Manche lachten, manche weinten, manche fielen auf die Knie. „Könige kommen mit Pracht," murmelte eine Alte. „Und dieser kommt mit Staub."

Arthur hörte es und schwieg. Doch in ihm wuchs etwas, das nicht nur Stolz war, sondern auch Angst: die Angst, dass sie zu wenig waren, zu klein für die Last.

Die erste Probe kam schnell. Ein Dorf am Fluss, geplündert von Söldnern, die im Auftrag eines Lords standen. Hütten verbrannt, Kinder schmutzig, Männer gefesselt. Die Räuber saßen trinkend an einem Feuer, sicher in dem Glauben, dass niemand sie stören würde.

Arthur und seine Runde ritten in den Rauch.

„Wir reden erst," sagte Arthur. „Wenn sie hören, gut. Wenn nicht – dann hört das Schwert."

Gaheris grinste. „Reden ist für die, die noch Zähne haben. Aber gut – dein Befehl, König."

Arthur ritt vor, die Hand erhoben. „Lasst sie frei," rief er den Männern zu. „Lasst das Dorf in Ruhe, und niemand wird bluten."

Gelächter, grob, dreckig. „Wer bist du, Junge? Spielst du Herrchen?“ Einer stand auf, groß, mit einer Kette aus Münzen um den Hals. „Geh heim, bevor wir dich an den Baum hängen.“

Arthur legte die Hand auf Excalibur. „Ich gehe nicht. Und ihr geht auch nicht. Nicht lebend, wenn ihr nicht hört.“

Das Lachen starb, langsam, als hätten sie plötzlich gemerkt, dass der Junge nicht bluffte. Doch einer spuckte ins Feuer. „Dann komm, Königchen.“

Die Schlacht war roh, ohne Strategie. Eisen auf Eisen, Schreie, Staub. Gaheris stürzte sich in die Menge, brüllend, Brangaine schnitt präzise, kalt, wie eine Klinge selbst. Bedivere deckte aus der Ferne, seine Pfeile trafen mit tödlicher Ruhe.

Arthur hob Excalibur. Und sofort spürte er wieder dieses Ziehen, diesen Willen, der ihn führte. Jeder Schlag war zu leicht, jeder Feind, den er traf, löschte sich aus der Welt, als hätte er nie existiert. Kein Blut, kein Schrei – nur Verschwinden.

Die Dorfbewohner starrten, verstört, aber auch ehrfürchtig. Manche bekreuzigten sich, andere riefen seinen Namen.

Als die letzten Räuber flohen, blieb das Dorf still zurück. Kinder krochen aus dem Rauch, Frauen lösten die Fesseln der Männer.

Eine Alte trat zu Arthur, griff seine Hand, die noch Excalibur hielt. „Ihr seid König,“ flüsterte sie. „Nicht, weil ihr das Schwert habt. Sondern weil ihr uns nicht vergesst.“

Arthur schluckte, legte Excalibur weg. „Ich vergesse nicht,“ sagte er leise. „Aber vergesst ihr auch nicht: Wir sind nur stark, solange wir ein Kreis sind.“

Merlin, der am Rand stand, die Krähe über sich, sah schweigend zu. *Ja,* dachte er, *ein Kreis. Aber selbst Kreise brechen. Und jeder Schwur trägt schon den Keim seines Verrats.*

Das Dorf am Fluss feierte, weil es nichts anderes konnte. Sie hatten nur noch Asche und Angst, und genau daraus bauten sie das Fest. Brot wurde gebacken aus dem letzten Mehl, Bierfässer aufgebrochen, die eigentlich für den Markt bestimmt waren. Ein Feuer loderte in der Mitte, hoch genug, um die Nacht zu übertönen.

Arthur saß an der Seite, den Becher in der Hand, Excalibur an seiner Hüfte. Er trank kaum, sein Blick glitt über die Gesichter: lachend, weinend, taumelnd. Menschen, die zum ersten Mal seit Monaten keine Fesseln spürten. Er sollte sich freuen. Stattdessen fühlte er das Gewicht des Schwertes stärker denn je.

Gaheris aber trank, als müsse er die ganze Schlacht aus sich herausspülen. Er stand bald, schwankend, die Stimme dröhnend: „Seht her! Wir sind die Tafelrunde! Wir schlagen, wir retten, wir trinken!“ Er hob den Krug und goss ihn halb über seinen Bart, halb über die Erde.

Brangaine verdrehte die Augen. „Du bist ein Narr. Heute feiern sie, morgen fürchten sie dich, wenn du so gröhlst wie die, die sie geplündert haben.“

Gaheris’ Gesicht verzog sich. „Und du? Immer kalt, immer spitz wie eine Klinge. Wir brauchen Herzen, nicht Messer!“

„Wir brauchen Köpfe, nicht Bäuche," fauchte Brangaine zurück.

Bedivere saß still, den Becher kaum angerührt. Doch als Gaheris und Brangaine sich anschrieen, schlug er plötzlich die Faust auf den Tisch. „Genug. Wir schworen, ein Kreis zu sein. Ihr benehmt euch wie die Lords, die wir verachten."

Stille, kurz und scharf. Dann lachte Gaheris, brüllend, und schlug Bedivere auf die Schulter. „Du redest wenig, aber wenn du's tust, stichst du tiefer als mein Messer."

Die Stimmung entspannte sich, halb. Aber der Riss war sichtbar geworden: Stolz gegen Stolz, Laut gegen Leise.

Arthur erhob sich, der Becher in der Hand. „Hört mir zu." Seine Stimme war nicht laut, aber sie schnitt durch die Nacht wie ein klarer Ton. „Ihr seid stark, jeder auf seine Weise. Aber stark sind wir nur, wenn keiner von uns glaubt, er sei wichtiger als der Kreis. Wir kämpfen nicht für Ruhm, nicht für Wein, nicht für Macht. Wir kämpfen, weil das Land uns braucht."

Er hob den Becher, nicht hoch, nur ein Stück. „Und wenn wir schon trinken – dann trinken wir auf das, was uns gebunden hat: Brot, Wasser, Blut."

Die Dorfbewohner wiederholten es, zaghaft, dann lauter. „Brot. Wasser. Blut."

Ein Echo ging über die Felder, rau, aber wie ein Schwur, der sich festsetzte.

Merlin stand im Schatten des Feuers, die Krähe über ihm. Er beobachtete, wie das Dorf jubelte, wie Arthurs Worte eine Stunde lang die Risse zudeckten. Aber er sah tiefer. Er sah die Eitelkeit in Gaheris' Brust, die Kälte in Brangaines Blick, die Schwere, die Bedivere irgendwann zerbrechen würde.

Er sah, dass Kreise nicht nur Gleichheit schaffen – sie verstärken auch alles, was in ihnen sitzt. Und in diesem Kreis saßen nicht nur Helden, sondern Menschen.

Die Krähe krächzte. Merlin flüsterte: „Ja. Noch feiern sie. Aber schon nähen sie die Wunde, die sie eines Tages aufreißen wird."

Die Nacht am Fluss verging, und mit ihr der Rausch. Am Morgen war das Dorf stiller, aber nicht gebrochen. Kinder liefen wieder durch den Schutt, Frauen fegten Asche beiseite, Männer reparierten Dächer, die eigentlich längst verloren waren. Es war kein Sieg, der alles heilte, doch einer, der den Menschen die Hände zurückgab.

Arthur stand im ersten Licht, Excalibur an seiner Seite, und die Dorfbewohner um ihn. Sie sahen ihn nicht wie einen Fremden, sondern wie jemanden, der etwas zurückgebracht hatte, das sie fast vergessen hatten: Hoffnung.

Eine Alte trat vor, die Hände vom Ruß schwarz, die Augen voller Tränen. „Ihr seid nicht wie die Herren," sagte sie. „Ihr seid einer von uns."
Arthur schüttelte den Kopf. „Nein. Ich bin nicht wie ihr. Aber ich will euer Diener sein, nicht euer Herr."

Die Worte hingen schwer in der Luft – und doch nahmen die Menschen sie auf, als hätten sie auf genau diesen Unterschied gewartet.

Die Runde zog weiter, durch Felder und Wälder, und überall, wo sie hinkamen, sprach man von ihnen: vom Jungen mit dem Schwert, das Dinge aus der Welt löschte; von der Frau, die so scharf war wie ihre Klinge; von dem Mann, der sang, wenn er betrunken war und brüllte, wenn er kämpfte; von dem Bogenschützen, der sah, was andere nicht sahen.

Sie waren noch kein Mythos, noch kein Lied. Aber sie waren Geschichten – und Geschichten sind schneller als Schwerter.

In den Hallen der Lords jedoch klang dieselbe Geschichte anders.

„Er sammelt Männer," sagte einer, die Stimme gepresst. „Er sitzt an einer Tafel, als wären sie gleich."
„Gleich?" spottete ein anderer. „Gleich mit wem? Mit uns?"

Sie lachten, doch das Lachen war hart. Denn sie verstanden: Ein Kreis, der sich nicht beugt, ist schwerer zu brechen als eine Krone, die nur auf einem Kopf sitzt.

„Dann brechen wir den Kreis," murmelte Lord Mabon, die Augen kalt. „Nicht mit Schwertern allein. Mit Spott, mit Gier, mit Verrat. Kein Kreis bleibt ewig geschlossen."

Merlin wusste es längst. Er spürte es in der Luft, die nach Regen und Blut roch. Er sah es im Blick der Krähe, die nicht jubelte, als Arthur im Dorf gefeiert wurde.

Und er schwieg, als Arthur lächelte, die Runde um sich, und glaubte, dass etwas Neues begonnen hatte.

Denn Merlin wusste: Jedes Neue ist schon der Anfang des Endes.

Rituale im Schatten von Stonehenge

Die Nachricht kam nicht wie ein Bote, sondern wie ein Druck in der Luft. Drei Krähen flogen am Morgen über die Tafelrunde hinweg, kreisten dreimal, krächzten heiser, ließen Federn fallen, die im Staub nicht liegen blieben, sondern im Wind weiterrollten wie schwarze Messer.

Arthur sah ihnen nach und wusste: Es war kein Zufall.

Am selben Abend erschien ein Druide am Feuer. Er war alt, aber nicht gebrechlich – eher wie ein Baum, dessen Rinde tiefer wurde, während die Wurzeln nur fester griffen. Seine Augen waren so grau wie der Himmel vor Sturm. Er sprach nicht sofort. Er setzte sich, nahm Brot, kaute, trank Wasser, und erst als Stille sich um ihn gelegt hatte, sagte er:

„Die Steine rufen. Der Kreis dort ist älter als Könige, älter als Schwert und Thron. Kein Reich steht, ohne dass die Steine es kennen. Kommt nach Stonehenge. Kommt mit euren Männern, kommt mit eurer Tafel. Sonst bleibt euer Schwur nur Rauch."

Arthur sah auf Excalibur, die neben ihm lag, und fragte: „Und wenn wir nicht kommen?"

Der Druide lachte, ein Laut, der eher wie das Knacken von Knochen klang. „Dann herrscht ihr, bis der Nebel euch frisst. Und der Nebel frisst schnell."

Am nächsten Morgen ritten sie los. Nicht in Pracht, sondern in Staub. Die Tafelrunde: Gaheris mit Narben, Brangaine mit Augen wie Dolche, Bedivere, der wenig sprach, Cathan, der immer grummelte, und ein Dutzend andere, die mehr Mut als Schlaf trugen.

Der Weg führte über Hügel, durch Wälder, vorbei an Dörfern, in denen die Leute sie anstarrten, als sähen sie eine Prozession von Lebenden und Toten zugleich. Manche knieten, manche flohen in ihre Hütten, als fürchteten sie, in den Bann gezogen zu werden.

Arthur ritt vorne, Excalibur an seiner Seite. Die Klinge wirkte schwerer, je näher sie Stonehenge kamen. Es war, als spüre sie selbst, dass etwas wartete.

In der Nacht lag Arthur wach. Er träumte nicht – er hörte. Ein Pochen, tief, langsam, wie ein Herzschlag im Boden. Er legte die Hand in die Erde und spürte es dort, regelmäßig, alt.

Merlin saß am Feuer, die Augen offen, als hätte er denselben Schlag gehört. „Es sind die Steine," sagte er. „Sie erinnern sich. An Blut, an Schwüre, an alles, was je gesprochen wurde in ihrem Schatten. Und bald wollen sie sich an dich erinnern."

Arthur schloss die Augen, flüsterte: „Und wenn ich ihnen nicht gefalle?"
„Dann fressen sie dich," sagte Merlin ruhig. „Und das Reich sucht sich einen neuen Namen."

Am dritten Tag erreichten sie die Ebene. Dort standen die Steine.

Stonehenge.

Nicht wie ein Bau, sondern wie ein Maul, das schon immer offen stand. Riesige Blöcke, grau, verwittert, schwerer als Berge. Sie standen im Kreis, als hätten Götter selbst sie gesetzt, um einen Platz zu schaffen, wo Menschen nur noch knien konnten. Der Himmel hing tief, Wolken zogen wie Rauch, und der Wind trug einen Laut, der weder Pfeifen noch Heulen war – eher ein Summen, das von überall kam.

Das Volk hatte sich bereits versammelt. Hunderte, vielleicht mehr. Bauern, Händler, Lords mit ihren Wachen, Priester in weißen Roben, Druiden in Fellen. Feuer brannten, Trommeln schlugen, Rauch stieg auf. Der Geruch von verbranntem Harz und Tierblut hing in der Luft.

Arthur hielt sein Pferd an, starrte auf die Steine. Sie sahen ihn zurück an – nicht wie Augen, sondern wie offene Wunden.

Brangaine flüsterte: „Das ist kein Ort für Schwüre. Das ist ein Ort für Opfer."

Merlin nickte langsam. „Es ist beides. Und genau darum seid ihr hier."

Ein Priester trat vor, das Gesicht mit Asche bemalt, die Stimme laut. „Arthur! Sohn des Landes, Sohn des Schwertes! Du hast die Klinge getragen, du hast den Kreis gebaut. Nun soll das Land dich sehen, wie es die Götter sehen: unter den Steinen, die nie fallen."

Die Menge rauschte, ein Laut wie Wind durch Kornfelder. Manche riefen Arthurs Namen, andere spien aus.

Arthur atmete tief, ritt näher, die Tafelrunde hinter sich. Sein Herz schlug schneller, im selben Rhythmus wie der Boden unter ihm. Er wusste: Dies war keine Feier. Dies war ein Gericht.

Sie ritten bis an den Rand der Steine, und dort stieg Arthur ab. Der Boden war karg, hart, und doch fühlte er sich lebendig, als würden Adern darunter schlagen. Jeder Schritt vibrierte in seinen Knöcheln, jede Bewegung schien von etwas unter der Erde mitgehört zu werden.

Die Druiden führten die Tafelrunde in den Kreis. Fackeln brannten in eisernen Schalen, der Rauch war dick und bitter, er legte sich in die Kehlen, ließ die Stimmen rau werden. In der Mitte des Rings brannte ein Feuer, um das Männer und Frauen in weißen Gewändern sangen, tief und eintönig, wie das Rauschen einer Flut, die nicht enden wollte.

Arthur ging voran, Excalibur an seiner Seite. Die Klinge vibrierte leise, fast unhörbar, aber er spürte es bis in die Hand. Es war, als spreche sie – nicht zu ihm, sondern zu den Steinen. Und die Steine antworteten, still, uralt, in einem Rhythmus, den kein Mensch erfand.

Das Volk drängte sich um den äußeren Ring, Hunderte Augenpaare. Einige voller Glauben, andere voller Hass. Ein Lord rief: „Zeig uns, dass du würdig bist, Junge!“ Ein Bauer rief: „Gib uns ein Zeichen!“ Ein Priester murmelte: „Lasst die Steine richten.“

Merlin stand neben Arthur, die Kapuze tief im Gesicht. „Fühlst du es?“ fragte er leise.
Arthur nickte, schluckte hart. „Sie reden. Aber ich verstehe sie nicht.“
„Verstehen ist nicht nötig,“ sagte Merlin. „Nur aushalten.“

Cathan murrte hinter ihnen. „Ich mag keine Steine, die mehr reden als Männer. Gibt’s hier auch Bier?“

Brangaine sah ihn scharf an. „Halt die Klappe, sonst fressen sie dich zuerst.“

Die Gesänge wurden lauter, Trommeln setzten ein. Drei Druiden führten ein Tier herbei – ein schwarzes Kalb, die Hörner mit rotem Faden umwickelt. Es blökte, als wüsste es, was kam. Ein Druide stieß ein Messer in seine Kehle, das Blut floss in eine Schale aus Stein. Die Menge rauschte, manche knieten, manche wandten sich ab.

Arthur starrte auf das Blut, wie es in die Flammen geworfen wurde. Sie zischten, hoch, grünlich, als ob sie etwas anderes verbrennen als Fleisch.

„Das Reich lebt von Blut,“ sagte der oberste Druide, die Stimme hart wie Eisen. „Kein König ohne Opfer. Kein Schwur ohne Blut.“

Arthur ballte die Faust. „Wenn Blut nötig ist, dann meines.“

Die Menge keuchte, ein Aufschrei, halb Bewunderung, halb Entsetzen.

Merlin legte ihm die Hand auf den Arm. „Sei still,“ flüsterte er. „Sie prüfen dich, nicht dein Mut. Und manchmal ist Schweigen die einzige Antwort, die bleibt.“

Die Druiden streuten Asche über die Steine, malten Kreise, runzelten Stirnen, riefen alte Namen, die keiner im Volk verstand. Aber Arthur spürte, dass Excalibur verstand.

Die Klinge begann leise zu glimmen. Kein Licht wie Feuer, sondern wie Wasser im Mondschein. Die Runen darauf flossen, als wären sie lebendig, und jedes Mal, wenn der Gesang anschwoll, antwortete das Schwert.

Arthur schwitzte, obwohl der Wind kalt war. Sein Herz pochte im Rhythmus der Trommeln, und ein Gedanke nagte in ihm: *Bin ich hier König, oder bin ich hier Opfer?*

Ein Druide hob die Schale mit Blut, trat zu Arthur. „Lege die Klinge hinein. Lass die Steine trinken. Wenn sie dich annehmen, bist du König. Wenn nicht…“ Er lächelte, dünn wie ein Schnitt. „Dann wirst du nicht mehr sein.“

Arthur hob Excalibur. Es vibrierte so stark, dass es seine Arme schüttelte, als wolle das Schwert selbst entscheiden. Er hielt es über die Schale, das Blut dampfte, der Geruch war scharf und süß zugleich.

Die Menge hielt den Atem an. Die Trommeln verstummten. Nur das Pochen der Erde blieb.

Arthur schloss die Augen. Und senkte die Klinge.

Als die Spitze von Excalibur die Oberfläche des Blutes berührte, war es, als hätte jemand einen Blitz in die Schale geworfen. Das Blut zischte, schäumte, kochte, als würde es lebendig. Ein grünes Licht schoss empor, schlug gegen die Steine, und jeder von ihnen begann zu vibrieren, tief, dumpf, ein Klang, der mehr im Körper zu spüren war als im Ohr.

Arthur hielt den Griff fester, doch das Schwert führte ihn. Excalibur tauchte tiefer ein, bis das ganze Blatt in der Schale stand. Das Blut brannte nicht, es verschwand – getrunken, aufgesogen, bis kein Tropfen mehr übrig war. Die Runen auf der Klinge glühten, heller, schneller, als würden sie atmen.

Die Menge brach in ein Raunen aus. Manche schrien, manche fielen auf die Knie, andere flohen ein paar Schritte zurück.

„Die Steine erkennen ihn!“ rief der oberste Druide. „Der Schwur ist angenommen!“

Doch in diesem Moment veränderte sich der Klang. Aus dem Brummen wurde ein Knacken, als würden die Steine selbst protestieren. Ein Schatten kroch über die Oberfläche, zuerst klein, dann größer, länger, bis er den ganzen Kreis verdunkelte.

Merlin hob den Kopf, seine Augen blitzten. „Nein… das ist nicht der Wille der Steine.“

Brangaine zog ihr Schwert. „Was ist das?“

Cathan knurrte, den Rücken gespannt. „Riecht nach Verrat. Nach Mensch, nicht nach Gott.“

Und tatsächlich: Zwischen den Zuschauern erhob sich ein Priester, die Robe schwarz, nicht weiß. Er hob die Arme, murmelte Worte, die sich wie Gift anhörten. Dunkler Rauch quoll aus seiner Kehle, nicht aus seinem Mund, sondern aus ihm selbst.

„Er ist nicht König!“ schrie er. „Er ist Bastard, Dämonensohn! Die Steine lügen!“

Das Volk tobte, spaltete sich: Schreie, Gebete, Flüche. Einige riefen Arthurs Namen, andere warfen Steine.

Die Dunkelheit kroch über den Boden, kroch an den Beinen der Menschen empor. Gestalten formten sich darin – verzerrte Gesichter, Krallen, Münder, die nie geboren wurden.

Excalibur vibrierte stärker. Arthur hob es reflexartig aus der Schale, und sofort zuckte ein Lichtstrahl durch den Kreis. Die Schatten wichen, aber sie verschwanden nicht. Sie hoben sich, ballten sich, als wollten sie das Ritual zerreißen.

„Die Prüfung wird gestört!“ rief ein Druide. „Die Steine sind erzürnt!“

Merlin brüllte: „Arthur! Halt den Kreis!“

Arthur spürte, wie das Schwert brannte in seiner Hand, heißer als jedes Feuer. Seine Knie gaben fast nach, doch er stieß Excalibur in die Erde, mitten in den Kreis.

Ein Laut, gleißend und schneidend zugleich, fuhr durch die Steine. Ein Bogen aus Licht sprang von einem Monolithen zum nächsten, bis sie alle verbunden waren – ein Netz, ein Kreis, eine Fessel.

Die Schatten kreischten, schrien, wanden sich. Einige zerplatzten, andere schmolzen in die Erde zurück. Der schwarze Priester stürzte zu Boden, Blut lief aus seinem Mund, aber er lachte noch. „Er wird euch vernichten! Er wird euch alle vernichten!“

Dann brach er zusammen.

Das Licht erlosch langsam. Die Steine verstummten, die Trommeln waren zerbrochen, die Menge lag keuchend am Boden.

Arthur stand in der Mitte, die Hände um Excalibur, den Körper zitternd, die Augen weit. „Ich… ich habe es gehalten.“

Merlin trat neben ihn, legte ihm die Hand auf die Schulter. „Du hast es nicht gehalten, Arthur. Der Kreis hat dich gehalten. Denk daran.“

Arthur sah auf die Tafelrunde, die um ihn stand – Gaheris blutverschmiert, Brangaine mit aufgerissenen Lippen, Bedivere ruhig, doch mit Blicken, die mehr sahen als Worte je sagen könnten.

Und er wusste: Dies war nur die erste Prüfung.

Der Rauch hing noch über den Steinen, schwer, süßlich, wie verbranntes Fleisch. Die Menge kam langsam wieder zu sich – Schreie wandelten sich in Gemurmel, Gemurmel in Rufe. Manche riefen Arthurs Namen, andere tuschelten, als hätten sie gerade den Tod selbst gesehen und wären sich nicht sicher, ob er wirklich gegangen war.

Der oberste Druide trat nach vorn, seine Hände noch rot vom Opferblut. „Das Land hat gesprochen!“ rief er mit heiserer Stimme. „Die Steine haben ihn erkannt! Arthur ist der König, nicht durch Krone, nicht durch Lord, sondern durch das, was älter ist als alle Throne!“

Ein Raunen rollte durch die Menge, diesmal lauter, schwerer. Viele fielen auf die Knie. Andere blieben stehen, starrten finster, die Kiefer hart. Ein paar Lords verließen den Kreis, wortlos, ihre Augen kalt wie Dolche.

Arthur stand in der Mitte, Excalibur noch immer im Boden, die Hände am Griff. Er wollte triumphieren, doch er fühlte keine Freude. Nur Erschöpfung, und ein Flüstern tief in sich, das nicht aufhören wollte: *Du hast etwas geöffnet. Du hast etwas geöffnet.*

Merlin trat neben ihn, beugte sich vor, sodass nur Arthur ihn hörte. „Sie sehen einen Sieg. Aber ich sehe eine Narbe. Die Steine haben dich anerkannt, ja – doch durch die Störung ist etwas erwacht. Etwas, das nicht schläft, bis es Blut findet."

Arthur drehte den Kopf, die Augen müde. „Heißt das, wir haben verloren?"
„Nein," sagte Merlin leise. „Aber wir haben etwas eingeladen."

Die Krähe flatterte von Stein zu Stein, ließ eine Feder fallen, schwarz und glänzend. Sie landete auf der Tafelrunde, direkt vor Brangaine. Sie hob sie auf, musterte sie. „Das war kein Sieg," murmelte sie. „Das war eine Warnung."

Die Druiden erhoben die Hände, sangen lauter, als wollten sie den Schatten aus dem Kreis hinausdrängen. „So ist der König gewählt!" schrien sie. „So sei das Reich gebunden!"

Doch im Hintergrund sah Merlin, wie ein Riss im Rauch blieb, schmal, unscheinbar, aber schwarz wie Nacht. Kein anderer schien ihn zu bemerken. Nur er. Und er wusste: Das, was durch den schwarzen Priester kam, war nicht verschwunden. Es hatte nur gewartet.

Arthur zog Excalibur aus der Erde. Das Schwert war makellos, nicht ein Tropfen Blut, nicht eine Scharte. Es glänzte, als hätte es den Schatten nicht berührt. Aber Arthur spürte in seiner Hand das Gegenteil: das Zittern, das nicht aufhören wollte, als hätte die Klinge etwas aufgenommen, das nicht zu ihr gehörte.

„Was nun?" fragte er Merlin, leise, kaum hörbar.

Merlin schloss die Augen, atmete den Rauch, der nach Asche und Bitterkeit schmeckte. „Nun beginnt das Reich," sagte er. „Und mit ihm das Ende."

Sie verließen den Kreis im Lärm von Jubel und Flüstern zugleich. Einige Dorfbewohner warfen Blumen vor Arthurs Füße, andere hielten ihre Kinder hoch, damit sie den neuen König sehen konnten. Doch zwischen den Gesängen hörte Arthur auch andere Stimmen: misstrauisches Murmeln, geflüsterte Verwünschungen, Spott, der in den Schatten kroch.

Gaheris lachte, schlug einem Bauern auf die Schulter, dass der fast umfiel. „Sieh nur, Junge! Du bist jetzt König nicht nur der Schwerter, sondern auch der Mäuler."
Brangaine schnaubte. „Mäuler sind schlimmer als Schwerter. Sie schneiden länger."
Bedivere schwieg wie immer, doch seine Augen glitten über die Menge, als sähe er mehr Dolche in den Blicken als in den Händen.

Am Rand der Ebene standen Lords in Pelzen, ihre Gesichter starr wie Masken. Einer beugte sich zum anderen, flüsterte etwas, das Arthur nicht hören konnte. Aber er spürte es, wie man einen kalten Wind im Rücken spürt: Pläne wurden hier geschmiedet, nicht nur Schwüre.

Merlin ging neben ihm, den Stab fest im Griff. „Siehst du, Junge? Jeder Jubel ist ein Dolch, der nur noch den richtigen Rücken sucht."
Arthur lächelte matt. „Und wenn ich keinen Rücken habe?"
„Dann stechen sie in dein Herz," sagte Merlin.

Die Tafelrunde sammelte sich. Ihre Gesichter waren gezeichnet – von Rauch, von Blut, von Staub. Sie sahen aus wie Krieger, aber auch wie Pilger, die mehr gesehen hatten, als gut für sie war.

„War das ein Sieg?" fragte einer der Bauern, noch jung, die Hände zitternd.
Arthur blieb stehen, sah ihn an. „Es war ein Schritt."
„Wohin?"
Arthur senkte den Blick auf Excalibur, die noch immer leuchtete wie ein Stern, den niemand löschen konnte. „In eine Richtung, die ich nicht mehr verlassen kann."

Als sie die Ebene hinter sich ließen, sah Arthur zurück. Stonehenge stand im Rauch, die Steine unbewegt, unbeirrbar. Aber er wusste, dass sie ihn beobachteten, auch jetzt noch. Nicht wie Augen – schlimmer. Wie Zeugen.

Die Sonne brach kurz durch die Wolken, ein Lichtstrahl fiel auf die Steine, und Arthur fröstelte. Es war, als hätte das Land selbst ihn markiert.

Merlin blieb neben ihm. „Du bist jetzt König," sagte er. „Nicht, weil sie es rufen, sondern weil die Steine es wissen. Und das ist schlimmer."

Arthur presste die Lippen zusammen. „Warum?"
„Weil du von jetzt an nicht mehr frei bist," antwortete Merlin. „Du bist Gefangener deines eigenen Namens."

Die Tafelrunde ritt schweigend. Hinter ihnen jubelten noch einige, vor ihnen lag ein Weg, den keiner von ihnen kannte.

Arthur fühlte das Gewicht von Excalibur an seiner Seite. Er wusste: es war kein Schwert mehr. Es war ein Schlüssel. Und Schlüssel sperren nicht nur Türen auf. Sie sperren auch den, der sie trägt.

Die Nacht fiel schnell, als hätten die Steine selbst die Sonne hinuntergedrückt. Die Tafelrunde schlug ihr Lager in einem Hain auf, unweit der Ebene, wo die Silhouetten von Stonehenge noch wie dunkle Zähne im Horizont standen. Niemand sprach viel beim Aufbau. Jeder war müde, aber es war keine körperliche Müdigkeit, sondern die, die von innen kam, wenn zu viele Augen einen Tag lang in dich hineingesehen hatten.

Das Feuer knackte. Fleisch brutzelte, doch keiner hatte Hunger. Sie tranken Wasser, Wein, Bier – jeder nach seiner Art –, aber selbst der Rausch stellte sich nicht ein.

Gaheris brach als Erster die Stille. „Ein König bist du jetzt, Arthur. Aber sag mir: bist du's wirklich, oder bist du nur ein Mann mit einem Schwert und einem Haufen Steine, die genickt haben?"

Brangaine sah auf. „Die Steine haben nicht genickt. Sie haben geschrien. Und jemand hat sie fast zum Einsturz gebracht. Was wir gesehen haben, war keine Anerkennung, sondern ein Riss."

Bedivere nickte, seine Stimme leise. „Ein Riss kann größer werden."

Arthur hielt Excalibur über den Knien. Das Schwert war still, kein Glühen, kein Zittern. Aber er fühlte es noch immer, wie einen Atemzug in der Handfläche. „Ob ich König bin?" Er sah ins Feuer. „Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass ich nicht mehr zurück kann."

„So redet einer, der schon verloren hat," knurrte Cathan. „Ein König muss sagen: ich *bin*. Sonst glauben's die anderen nicht."

„Und wenn ich's selbst nicht glaube?" fragte Arthur.
„Dann trink," sagte Cathan und warf ihm den Krug zu. „Der Zweifel verschwindet im Hals. Zumindest für ein paar Stunden."

Arthur lächelte schwach, nahm einen Schluck, und spürte, dass der Zweifel blieb.

Später, als die Runde schweigend im Licht der Glut saß, begann das Murmeln. Leise zuerst, dann deutlicher. Manche sprachen von den Lords, die in Stonehenge abgezogen waren. „Sie werden nicht ruhen," sagte einer. „Sie werden gegen uns arbeiten."

„Es sind nicht nur die Lords," warf Brangaine ein. „Da war ein Verräter unter den Priestern. Einer von ihnen hat den Schatten hereingerufen. Das heißt, der Feind sitzt nicht draußen, sondern im Kreis."

Das Wort *Verrat* hing schwer über ihnen. Niemand sah den anderen direkt an, aber jeder dachte daran.

Arthur schlief irgendwann ein, erschöpft. Und da begannen die Träume.

Er stand wieder zwischen den Steinen, allein. Kein Volk, keine Druiden, keine Gefährten. Nur die Monolithen, schwarz gegen den Himmel. Sie bewegten sich, langsam, wie Schultern, die enger rückten. Der Kreis wurde kleiner.

Excalibur in seiner Hand begann zu flackern, doch diesmal war sie nicht hell, sondern schwarz. Die Runen liefen rückwärts, verschwanden.

„Du bist König," dröhnte eine Stimme, nicht von einem, sondern von allen Steinen zugleich. „Aber König von was? Von Fleisch, das fault? Von Land, das blutet? Von Namen, die vergehen?"

Arthur schrie: „Ich bin König von meinem Volk!"

Die Steine lachten, ein Ton, der wie Bersten klang. „Dein Volk wird dich lieben, bis es hungert. Dann wird es dich hassen. Deine Runde wird dich schwören, bis sie giert. Dann wird sie dich verraten. Dein Schwert wird dich schützen, bis es satt ist. Dann wird es dich fressen."

Arthur fiel auf die Knie, Excalibur brannte in seiner Hand. Die Steine beugten sich über ihn, und er wusste: dies war kein Traum. Dies war Gericht.

Er wachte auf, schweißgebadet, die Hand noch immer um den Griff von Excalibur. Das Feuer war niedergebrannt, die Tafelrunde schlief, unruhig, jeder in seinem eigenen Albtraum. Nur Merlin saß wach, die Augen auf Arthur.

„Du hast gesehen?“ fragte Merlin leise.
Arthur nickte, die Stimme heiser. „Ja. Und sie hatten recht.“

Merlin zog die Kapuze tiefer. „Das tun die Steine immer. Sie sagen nur nicht, wann.“

Am Morgen hing der Nebel tief über der Ebene, als wollten die Steine sie nicht gehen lassen. Das Gras war feucht, schwer, und jedes Geräusch klang dumpfer, als sei die Welt selbst vorsichtiger geworden.

Arthur sattelte sein Pferd schweigend. Er wirkte älter, die Augen tief, als hätte er eine Schlacht gekämpft, die niemand außer ihm gesehen hatte. Die Tafelrunde beobachtete ihn, manche mit Respekt, andere mit Zweifel.

Gaheris brach das Schweigen. „Wir haben gewonnen, oder? Die Druiden haben’s gerufen, das Volk hat’s geschrien.“
Brangaine zog die Zügel straff. „Gewonnen? Wir haben Blut vergossen, Schatten gesehen und kaum den Kreis gehalten. Das ist kein Sieg, das ist ein Riss, der wächst.“
Bedivere nickte nur, sein Blick glitt zu Arthur. Er sagte nichts, aber seine Augen stellten eine Frage, die keiner beantworten konnte: *Wie lange hält dieser König, bis er selbst zerbricht?*

Sie ritten los. Hinter ihnen ragte Stonehenge noch, unbeweglich, doch Arthur fühlte den Blick der Steine auf seinem Rücken, als würden sie ihn begleiten. Jede Hufspur im Boden schien ein Urteil zu sein, das tiefer reichte, als er sehen konnte.

Die Bauern auf den Feldern knieten, als er vorbeiritt. Manche riefen seinen Namen, andere machten abergläubische Zeichen, als müssten sie sich gegen ihn schützen.

Arthur hob die Hand, grüßte, aber sein Herz war schwer. Er spürte: Seit Stonehenge war er kein Mensch mehr, den sie sahen. Er war ein Symbol. Und Symbole leben nicht – sie fressen und werden gefressen.

Merlin ritt neben ihm, den Blick auf die Ebene zurück. „Du hast die Anerkennung der Steine,“ sagte er leise. „Aber du hast auch ihr Misstrauen geweckt.“
Arthur schnaubte bitter. „Dann hätte ich besser nie hingegangen.“
„Falsch,“ erwiderte Merlin. „Du hättest sterben können, ohne es zu wissen. Jetzt weißt du, was dich frisst. Und Wissen ist schlimmer als Tod – aber auch nötiger.“

Die Krähe flog über ihnen, krächzte hart, als würde sie lachen.

Hinter ihnen flüsterten die Ritter, leise, aber nicht leise genug. Manche sprachen von Ruhm, andere von Angst. Einer murmelte, der schwarze Priester habe recht gehabt. Ein anderer schwor, er habe im Rauch eine Frauengestalt gesehen – vielleicht Morgana, vielleicht etwas Älteres.

Das Wort *Verrat* kroch wieder durch die Reihen, diesmal nicht laut, aber deutlicher.

Arthur hörte nichts davon. Er ritt still, das Schwert an seiner Seite, das mehr wog als sein eigener Körper. Seine Gedanken hingen noch in den Träumen der Nacht, an den Stimmen der Steine, die ihn schon zum Ende verurteilt hatten.

Doch er ritt weiter. Denn das war alles, was blieb: Schritt für Schritt, Hufschlag für Hufschlag, den Weg nehmen, den man nicht mehr verlassen konnte.

Merlin sah ihn an, dann den Rest der Runde, und er wusste: Der Feind stand nicht mehr vor ihnen. Er stand längst in ihren Reihen, saß in ihren Schwüren, lauerte in ihrem Blut.

Und er wusste auch: Von jetzt an war es nur eine Frage der Zeit, bis der Kreis sich selbst zerschnitt.

Morgana – Schwester im Zwielicht

Die Kunde kam nicht von einem Boten, nicht von einem Lord, sondern von den Lippen der Bauern. Erst ein Gerücht, dann ein Flüstern, dann ein Name, der mit jeder Meile lauter wurde: *Morgana*.

Sie sprachen von einer Frau im Norden, die Krankheiten heilte, indem sie nur die Stirn berührte. Von derselben Frau, die einen Mann verfluchte, sodass ihm die Zähne einer nach dem anderen im Schlaf herausfielen, bis er nur noch blutend schwieg. Von einer Frau, die durch Spiegel ging wie durch Türen, die nachts lachte, wenn Kinder weinten, und die morgens die Wunden der Mütter heilte.

„Hexe," sagten einige, voller Angst.
„Heilige," sagten andere, voller Hoffnung.
Aber alle sagten den Namen mit einer Mischung aus Lust und Furcht: *Morgana.*

Arthur hörte zum ersten Mal davon, als sie in einem Dorf rasteten. Ein alter Mann, der kaum noch Zähne im Mund hatte, setzte sich neben ihn ans Feuer. „König," sagte er und spuckte zur Seite, „da oben im Norden sitzt eine Frau, die mehr Macht hat als zehn eurer Ritter. Wenn du nicht zu ihr gehst, kommt sie zu dir. Und wenn sie kommt, bringt sie dir entweder den Himmel – oder die Hölle."

Arthur sah ihn an, die Augen müde. „Und was glaubst du?"
Der Alte grinste, die Zahnlücken schwarz. „Dass Himmel und Hölle dasselbe sind. Nur Morgana entscheidet, welchen Namen sie trägt."

Später, als sie weiter ritten, sprach Arthur zu Merlin. „Sie reden von einer Frau. Eine Zauberin. Eine, die heilt und verflucht. Sie nennen sie Morgana."

Merlin ritt schweigend neben ihm, die Augen halb geschlossen. „Ich weiß."

„Du weißt?"
„Ich weiß von ihr, bevor du geboren wurdest. Ich weiß von ihr, weil sie aus demselben Fleisch geschnitten ist wie du. Ihr Blut ist dein Blut."

Arthur zog scharf die Zügel. „Was?“

Merlin nickte langsam. „Morgana ist deine Schwester. Nicht von derselben Mutter, aber vom selben Vater – Uther Pendragon. Er säte viele Samen, und nicht alle wuchsen im Licht. Sie wuchs im Zwielicht.“

Arthur starrte ihn an, unfähig zu sprechen. Schwester. Eine Hexe. Eine Macht, die ihm im Blut lag.

Die Tafelrunde hörte das Wort, und sofort begann das Murmeln.

Gaheris spie aus. „Eine Hexe als Schwester? Dann haben wir den Krieg im eigenen Haus.“
Brangaine schnaubte. „Oder eine Verbündete, die weiß, wie man kämpft, ohne Schwerter zu schwingen.“
Cathan knurrte. „Verflucht sind wir sowieso. Eine Hexe mehr macht den Unterschied nicht.“
Bedivere schwieg, die Augen nur auf Arthur gerichtet.

Arthur fühlte das Gewicht der Blicke, aber er antwortete nicht. Er wusste: Dies war nicht nur Gerücht. Es war ein Schatten, der schon jetzt über ihnen hing.

In der Nacht konnte er nicht schlafen. Er sah in die Glut und dachte an das Wort *Schwester*. Er hatte sich nie nach Familie gesehnt. Aber nun, da er sie hatte, war sie kein Trost, sondern eine Bedrohung.

Excalibur lag neben ihm, und im Schein der Glut flackerte etwas über die Klinge. Für einen Atemzug meinte er, ein Gesicht darin zu sehen: eine Frau, jung, mit Augen, die funkelten wie kaltes Glas. Sie lächelte, nicht freundlich, nicht grausam – nur wissend.

Arthur riss die Augen auf, griff nach dem Schwert. Die Glut flackerte. Das Gesicht war fort.

Merlin saß gegenüber, reglos, und seine Stimme war kaum hörbar. „Sie kommt. Ob du willst oder nicht. Und wenn sie kommt, wird sie dir zeigen, dass Blut kein Band, sondern eine Kette ist.“

Arthur legte sich zurück, aber der Schlaf kam nicht. Er wusste: Morgana war keine Geschichte. Sie war bereits auf dem Weg.

Und irgendwo im Norden, in einem Turm aus Stein und Schatten, lachte eine Frau leise, als hätte sie ihn gehört.

Der Weg nach Norden führte sie durch Wälder, die dichter waren als alles, was Arthur bisher gesehen hatte. Hier roch die Luft nach Eisen und Regen, nach Moos und Fäulnis, als würde die Erde selbst heimlich etwas verbergen. Die Bauern dort sprachen weniger, sahen sie mit misstrauischen Augen an. Doch immer wieder fiel der Name, wie ein Atemzug, wie ein Zauber: *Morgana*.

„Sie hilft den Kindern,“ sagte eine Frau, die Arthur Brot reichte. „Aber manchmal… verschwinden die Kinder auch.“

„Sie heilt die Wunden der Männer,“ erzählte ein Schmied, „doch die Narben kehren in den Träumen zurück, tiefer, schlimmer.“

Und immer endete jedes Wort mit einem Schulterzucken, einem Kreuzzeichen, einem Blick, der sagte: *Wir wissen nicht, ob sie Engel oder Teufel ist.*

Am dritten Tag sahen sie den Turm. Er stand allein auf einem Hügel, schwarz gegen den grauen Himmel, keine Fahnen, kein Banner. Kein Zeichen, dass hier ein Hof war – nur Stein, alt, kalt, wie ein Finger, der immer noch auf etwas zeigt, das längst vergangen ist.

Arthur stieg ab, die Tafelrunde blieb in einiger Entfernung zurück. Nur Merlin ging mit ihm, und selbst er wirkte unruhig, als sei der Boden selbst nicht verlässlich.

Die Tür öffnete sich, bevor sie klopfen konnten.

Sie trat heraus.

Morgana.

Ihr Haar war schwarz, ihr Gesicht hell, ihre Augen dunkelgrün, als hätte jemand Wald und Meer darin vermischt. Sie trug kein Kleid, das nach Königin aussah, sondern ein Gewand aus Stoff, schlicht, aber jede Bewegung ließ es wirken, als würde es fließen.

Sie blieb stehen, sah Arthur lange an. Kein Lächeln, kein Gruß. Nur dieses Schweigen, das mehr war als Worte.

„Du bist gekommen," sagte sie schließlich. Ihre Stimme war tief, weich, aber mit einem Schnitt darin, der weh tat.

Arthur räusperte sich. „Man spricht von dir. Man sagt, du heilst. Und verfluchst."

Sie hob die Augenbraue. „Und du? Man sagt, du hast ein Schwert, das löscht. Ein König, der nicht weiß, ob er König sein will. Wir beide haben also eine Gabe, die mehr zerstört als rettet."

Merlin trat vor. „Morgana." Er sprach ihren Namen nicht wie einen Gruß, sondern wie eine Warnung.

Sie sah ihn an und lächelte kalt. „Zauberer. Du bist alt geworden. Und immer noch voller Angst."

Arthur spürte, wie die Luft schwerer wurde. „Man sagt, du bist meine Schwester," sagte er.

Morgana trat näher, und für einen Augenblick war ihr Gesicht nah bei seinem. Er sah darin etwas, das ihn erschütterte: ein Spiegel. Dieselbe Form von Stirn, dieselbe Härte im Blick, die er manchmal in sich selbst erschreckend fand.

„Ja," flüsterte sie. „Wir tragen dasselbe Blut. Aber du wurdest im Licht großgezogen, ich im Schatten. Glaub nicht, dass wir deswegen dieselbe Sprache sprechen."

Arthur wich einen Schritt zurück. „Wenn du meine Schwester bist – bist du dann auch meine Feindin?"

Morgana lachte, leise, wie Glas, das zerspringt. „Vielleicht bin ich beides. Schwester und Feindin. So wie das Zwielicht: nicht Tag, nicht Nacht. Und genau deshalb stärker als beides."

Merlin hob warnend die Hand, doch Arthur schüttelte den Kopf. „Warum hilfst du dann den Leuten hier? Warum heilst du, wenn du so voller Gift sprichst?"

Morgana sah ihn lange an. „Weil Heilung nur ein anderes Wort für Kontrolle ist. Wer dich heilt, bindet dich. Wer dich verflucht, befreit dich. Ich gebe beides – und beide schulden mir etwas."

Arthur spürte, dass er keine gewöhnliche Begegnung hatte. Sie war nicht hier, um gebeten zu werden, nicht, um überzeugt zu werden. Sie war hier, um zu zeigen: Sie spielte ihr eigenes Spiel, und er war längst darin.

Und trotzdem fühlte er etwas, das er nicht leugnen konnte – eine Nähe, die nicht nur Blut war. Ein Sog, eine Verwandtschaft, die nicht in Worten, sondern in einer dunklen Wärme lag.

Er senkte den Blick auf Excalibur. Morgana folgte seinem Blick und lächelte. „Das Schwert singt für dich. Aber glaub mir, Bruder – es wird eines Tages auch für mich singen."

Der Turm war von innen anders als Arthur erwartet hatte. Kein düsteres Hexenloch, kein Keller voller Knochen und Blut. Stattdessen ein Raum, der schlicht, fast leer wirkte: ein paar Felle, eine Schale Wasser, ein Feuer, das ruhig in einer Grube brannte. Doch die Luft war schwer, geladen, als schwinge etwas Unsichtbares in jeder Wand.

Morgana führte Arthur hinein. „Ohne deine Männer. Ohne deinen alten Zauberer." Sie warf Merlin einen Blick zu, der gleichzeitig spöttisch und drohend war. „Nur du. Ich will nicht deine Tafelrunde hören. Ich will dich hören."

Arthur zögerte, dann nickte. Merlin ballte die Faust, als wollte er widersprechen, aber Morgana schloss die Tür, und er blieb draußen, mit der Krähe, die ihn aus grünen Augen ansah.

Sie setzte sich ans Feuer, das Licht spielte auf ihrem Gesicht. „Also, Bruder," begann sie, „wer bist du? Der Junge mit dem Schwert? Der König mit dem Kreis? Oder nur ein Bastard, der nicht weiß, wem er gehört?"

Arthur setzte sich ihr gegenüber. „Ich weiß, wem ich gehöre. Meinem Volk."

Sie lachte leise, und es klang, als hätte sie das schon hundertmal gehört. „Das sagen sie alle. Bis sie merken, dass das Volk fickt, frisst und vergisst. Dein Volk wird dich heute rufen, morgen hängen."

Arthur ballte die Fäuste. „Dann hänge ich lieber für sie, als für gar nichts zu leben."

Morgana neigte den Kopf, musterte ihn. „Stolz. Dumm. Beides nützlich. Aber sag mir: Hast du nie gespürt, dass in dir etwas Dunkles ist? Etwas, das nicht vom Licht kommt?"

Arthur schwieg. Er dachte an die Nacht in Stonehenge, an die Stimmen der Steine, die ihm den Untergang prophezeit hatten. Er dachte an das Ziehen von Excalibur, das ihn manchmal führte, als sei er nur der Arm der Klinge.

„Ja," flüsterte er schließlich. „Ich spüre es."

Morgana lächelte, und für einen Augenblick war darin Wärme. „Dann bist du wie ich. Wir sind zwei Seiten derselben Münze. Du trägst den Tag, ich die Nacht. Zusammen wären wir ganz."

Arthur hob den Blick, suchte in ihren Augen, ob es eine Lüge war. Doch er fand nur Wahrheit – und Gefahr.

Sie stand auf, trat näher, so nah, dass er ihren Atem spürte. „Deine Runde liebt dich. Aber sie wird dich verraten. Dein Zauberer führt dich, aber er wird dich ketten. Dein Schwert schützt dich, aber es wird dich fressen. Nur ich – ich bin wie du. Nur ich kann dich verstehen."

Arthur spürte den Sog in ihren Worten, in ihrer Nähe. Er wollte zurückweichen, doch er konnte nicht. Ein Teil von ihm wollte sogar, dass sie recht hatte – dass er nicht allein war in diesem Schicksal.

„Und was willst du?" fragte er heiser.

Morgana legte die Hand auf Excalibur, ohne Angst, ohne Zögern. Die Klinge glomm kurz, als erkenne sie sie. „Ich will, dass du weißt, dass du nicht König bist, sondern Bruder. Und Brüder teilen – oder sie zerreißen sich."

Die Tür flog auf. Merlin trat herein, der Stab in der Hand, die Augen hart. „Genug!"

Morgana zog die Hand zurück, langsam, ihr Lächeln blieb. „Du hast Angst, alter Mann."

„Nicht vor dir," sagte Merlin kalt. „Vor dem, was er in dir sieht."

Arthur sprang auf, zwischen die beiden. „Schluss! Sie ist meine Schwester."

Merlin sah ihn an, voller Bitterkeit. „Und gerade deshalb wird sie dein Ende."

Morgana lächelte, setzte sich wieder ans Feuer, als wäre nichts geschehen. „Oder mein Anfang. Wer weiß das schon?"

Das Feuer im Turm flackerte, als hätte es Morgana gehört. Sie erhob sich, streckte die Hände aus, und die Flammen gehorchten. Sie wuchsen, tanzten, verfärbten sich – grün, blau, dann schwarz. Ein Rauch stieg auf, schwer, süß, und Arthur fühlte, wie sein Herz schneller schlug, als hätte das Feuer es gepackt.

„Ihr Zauberer," sagte Morgana und sah Merlin an, „sprecht immer von Regeln, von Schranken. Aber ich sage: Die Nacht hat keine Regeln. Seht hin."

Sie strich mit der Hand über den Rauch, und Bilder formten sich darin. Erst undeutlich, dann klar: Arthur auf einem Thron, Excalibur in der Hand, umgeben von jubelnden Menschen. Doch der Jubel wurde zu Schreien, die Menschen verwandelten sich in Schatten, die sich auf ihn stürzten. Arthur hob das Schwert – und das Bild zerbrach.

Ein neues Bild entstand: Ein Kreis aus Rittern, die Tafelrunde. Sie lachten, tranken, schworen. Dann drehte sich das Bild, und dieselben Ritter hatten Messer in den Händen, ihre Gesichter kalt, ihre Augen auf Arthur gerichtet.

Arthur riss den Blick los. „Genug."

Morgana lachte leise. „Das ist nicht genug. Das ist erst der Anfang."

Sie trat näher, legte die Hand auf seine Brust. „Willst du sehen, was noch kommt?"

Arthur wollte nein sagen, doch seine Lippen blieben stumm. Die Flammen zuckten, und wieder zeigte der Rauch ein Bild: Eine Frau, wunderschön, mit Augen wie Wasser – Nimue. Sie stand neben ihm, ihre Hand auf Excalibur. Doch plötzlich zog sie das Schwert und stieß es in seine Brust. Arthur schrie, griff nach dem Bild, doch es zerfiel in Rauch.

„Lügen," keuchte er. „Das sind Lügen."

Morgana neigte den Kopf. „Nein. Es sind Möglichkeiten. Ich zeige dir keine Zukunft – ich zeige dir alle Zukünfte. Und in jeder von ihnen bist du allein."

Merlin trat vor, den Stab erhoben. „Schluss, Morgana. Du nährst ihn mit Gift."

Sie wandte sich ihm zu, die Augen kalt. „Und du mit Ketten. Sag mir, alter Mann – was ist schlimmer? Gefesselt zu sein oder vergiftet?"

Arthur hob die Hand, seine Stimme zitterte. „Hört auf! Beide!"

Morgana lächelte wieder, trat zurück, und die Flammen wurden normal. Der Rauch verzog sich, als wäre nichts geschehen. Doch Arthur fühlte noch immer die Bilder in seinen Adern, als hätten sie ihn gestochen.

„Du siehst," sagte Morgana, „meine Macht ist keine Illusion. Ich kann zeigen, was du nicht sehen willst. Ich kann nehmen, was du nicht halten kannst. Und ich kann geben, was du nicht wagst, dir zu wünschen."

Arthur sah sie an, erschöpft, verwirrt, und ein Teil von ihm wollte glauben. Nicht an die Bilder, sondern daran, dass jemand ihn verstand.

Merlin aber trat zwischen sie, die Augen fest auf Morgana. „Du bist Zwielicht. Und Zwielicht ist das schönste Licht, aber auch das trügerischste. Ich werde nicht zulassen, dass du ihn brichst."

Morgana lachte. „Du wirst es nicht verhindern. Denn er ist schon gebrochen. Ich habe es gesehen – und er auch."

Arthur senkte den Blick, Excalibur fest in der Hand. Zum ersten Mal fühlte er, dass das Schwert nicht nur eine Last, sondern eine Antwort war – gegen sie, gegen Merlin, gegen alle. Doch er wusste nicht, ob er es erheben wollte, oder ob er es niederlegen sollte.

Und Morgana stand im Feuerlicht, wunderschön und gefährlich, wie eine Wahrheit, die man nicht ertragen, aber auch nicht vergessen kann.

Das Feuer war wieder klein, doch in Arthurs Brust brannte noch, was Morgana ihm gezeigt hatte. Die Bilder hingen in seinem Kopf, schwer wie Ketten: Freunde, die ihn verraten, Frauen, die ihn töten, Schatten, die ihn verschlingen. Er wollte schreien, dass es Lügen waren – aber sein Herz glaubte es längst.

Morgana trat näher, ihre Augen fest auf ihn gerichtet. „Bruder," sagte sie, die Stimme leiser, fast sanft, „du bist nicht allein. Siehst du es nicht? Sie alle – deine Ritter, dein Volk, dein Zauberer – sie werden dich nutzen, solange du stark bist, und dich verlassen, wenn du schwach wirst. Aber ich… ich bin wie du. Ich bin das Blut, das du nicht verleugnen kannst."

Arthur schluckte. „Und was willst du?"

Sie lächelte, nicht kalt, sondern gefährlich süß. „Ein Bündnis. Kein Schwur vor Steinen, kein Ring aus Rittern, die sich selbst mehr lieben als dich. Ein Schwur aus Blut. Dein Blut und meins. Wir teilen, was wir sind – und wir herrschen, wie niemand zuvor. Licht und Schatten, Bruder und Schwester. Wer kann uns dann widerstehen?"

Merlin stieß den Stab auf den Boden, die Funken sprangen. „Nein!" Seine Stimme schnitt durch den Raum. „Er soll nicht dein Gefangener werden. Du willst ihn nicht stärken – du willst ihn binden. Dein Blut ist Gift."

Morgana drehte den Kopf, sah Merlin mit diesem Blick an, der wie ein Messer ohne Klinge war. „Du redest von Gift, alter Mann? Du bist der größte Giftmischer. Du fütterst ihn mit Zweifeln, mit Prophezeiungen, mit Angst. Ich gebe ihm Klarheit. Ich gebe ihm Macht."

Arthur stand zwischen ihnen, zerrissen. Er hörte Merlins Warnung, aber er fühlte auch den Sog in Morganas Worten. Sie war nicht nur Versuchung, sie war Wahrheit – eine Wahrheit, die er in den Gesichtern seiner Gefährten schon gesehen hatte: Stolz, Eitelkeit, Hunger. Würden sie ihn verraten? Würden sie ihn irgendwann fällen? Vielleicht.

„Und was forderst du für dieses Bündnis?" fragte er heiser.

Morgana trat noch näher, so nah, dass ihr Atem an seinem Hals lag. „Nichts, was du nicht schon bist. Dein Blut. Dein Ja. Und die Bereitschaft, das Reich nicht allein im Licht zu halten, sondern auch im Schatten."

Merlin hob warnend den Stab. „Arthur, hör mich. Ihre Bande sind keine Bande. Sie sind Fesseln. Wer sich an Morgana bindet, bindet sich an das Zwielicht – und Zwielicht frisst beides: Tag und Nacht."

Arthur schloss die Augen. In seinem Kopf rauschte es. Er sah die Tafelrunde, lachend und schwörend. Er sah Stonehenge, die Steine, die ihn schon gerichtet hatten. Er sah Excalibur, das vibrierte, als wüsste es, dass gerade entschieden wurde, wofür es bald bluten musste.

Er öffnete die Augen, sah Morgana an. Sie lächelte noch immer, aber hinter dem Lächeln lauerte etwas Tieferes – eine Sehnsucht, vielleicht, oder ein Abgrund.

Arthur hob die Hand. „Du bist meine Schwester. Ich erkenne dich. Aber ich schwöre dir nichts."

Morgana erstarrte, nur für einen Atemzug. Dann lachte sie, leise, dunkel. „Gut, Bruder. Dann schwörst du mir eines Tages – oder du stirbst an dem, was ich dir gezeigt habe."

Sie wandte sich ab, das Feuer flackerte höher, als hätte es ihr Lachen aufgenommen. „Geh. Aber vergiss nicht: Dein Reich wird nicht durch das Licht allein bestehen. Früher oder später wirst du mich brauchen. Und wenn du mich rufst – werde ich kommen. Aber dann bestimme ich den Preis."

Arthur trat zurück, die Hand fester um Excalibur. Merlin drängte ihn hinaus, die Tafelrunde wartete draußen, unruhig, mit gezückten Fragen in den Augen.

„Und?" fragte Gaheris. „Ist sie Freund oder Feind?"

Arthur antwortete nicht sofort. Er sah zurück zum Turm, in dessen Fenstern das Feuer flackerte. Dann sagte er: „Sie ist… beides."

Merlin sah ihn an, düster. „Sie ist Zwielicht. Und Zwielicht frisst alles. Denk daran, Arthur: Wenn du sie einmal hereinlässt, wirst du sie nie wieder hinausbekommen."

Arthur nickte. Doch tief in seinem Inneren wusste er: Er hatte sie längst hereingelassen.

Die Luft außerhalb des Turmes war kühl, aber sie fühlte sich nicht rein an. Es war, als habe etwas von Morgana an ihnen geklebt, ein Rest von Rauch oder Blicken, den man nicht abschütteln konnte. Die Tafelrunde wartete, und als Arthur und Merlin aus der Tür traten, standen sofort Fragen in den Gesichtern.

„Nun?" brummte Cathan. „Spricht man von einer Hexe, oder von einer Schwester?"

Arthur öffnete den Mund, schloss ihn wieder. Brangaine lachte trocken. „Sein Schweigen sagt genug."

Gaheris schlug mit der Faust in die Handfläche. „Hexe hin oder her – wenn sie Macht hat, ist sie nützlich. Wir haben Feinde in jedem Tal. Eine Frau wie sie kann die Schlacht entscheiden, ohne dass wir die Schwerter ziehen."

„Oder sie entscheidet die Schlacht *gegen* uns," zischte Brangaine. „Ihr habt sie nicht gesehen, wie sie ihn ansah. Das war kein Blick einer Schwester, das war ein Blick einer Jägerin, die ihr Wild schon markiert hat."

Bedivere sprach leise, aber deutlich: „Ob Schwester oder Hexe – sie wird wiederkommen. Die Frage ist nicht *ob*, sondern *wann*."

Die Stimmen wurden lauter, jeder sprach gegen den anderen. Einer der jüngeren Ritter sagte: „Wenn sie Blut teilt, ist sie Familie." Ein anderer lachte scharf: „Blut macht noch keinen Kreis, sonst säßen wir mit jedem Räuber am Tisch."

Arthur hörte zu, und in jedem Wort klang seine eigene Zerrissenheit wider. Die Tafelrunde war noch jung, doch schon begann sie, sich zu spalten – Morgana hatte das geschafft, ohne ein Schwert zu ziehen.

Merlin schlug den Stab in den Boden, und der Laut brachte für einen Moment Ruhe. „Ihr redet von Nutzen, von Gefahr, von Blutsbanden. Aber ihr seht nicht, dass Morgana kein Mensch ist wie ihr. Sie ist Zwielicht. Sie ist beides: Feuer, das wärmt, und Feuer, das verbrennt. Wer sie hereinruft, muss bereit sein, zu brennen."

„Und du?" fragte Brangaine scharf. „Hast du nie gebrannt, Merlin? Oder glaubst du, dein Feuer sei reiner?"

Ein Flimmern ging über sein Gesicht, das älter wirkte als in allen Schlachten zuvor. „Ich habe gebrannt. Und ich weiß, wie es riecht, wenn Fleisch im Feuer schreit. Darum sage ich: Hütet euch."

Arthur hob die Hand, zwang sie alle zum Schweigen. „Genug. Sie ist meine Schwester. Aber sie sitzt nicht an unserer Tafel. Noch nicht. Wir werden weiterziehen – und wenn sie uns folgt, dann nicht als Königin, sondern als Schatten. Ich entscheide, wann der Schatten Licht verdient."

Die Worte hingen schwer in der Luft. Manche nickten, andere schwiegen. Aber keiner glaubte wirklich, dass sie Morgana so einfach hinter sich lassen konnten.

In der Nacht, als sie lagerten, hörte Arthur ihre Stimmen noch. Gaheris: „Wir könnten sie brauchen." Brangaine: „Wir werden an ihr zerbrechen." Bedivere: „Sie ist ein Teil seines Blutes. Das reicht schon."

Und Arthur lag wach, die Augen auf die Sterne gerichtet, und wusste: Seine Tafelrunde war nicht mehr ein Kreis. Sie war schon jetzt ein Riss.

Der Morgen kam grau, das Licht verschleiert, als hätte die Sonne selbst Angst, sich ganz zu zeigen. Nebel lag auf den Feldern, und die Pferde schnauften unruhig. Die Tafelrunde machte sich bereit zum Aufbruch, doch kein Lachen, kein Lied begleitete sie. Jeder trug die Schwere der Nacht mit sich.

Arthur saß still im Sattel, Excalibur am Gürtel, und sein Blick schweifte zurück zu dem Turm, der im Nebel kaum noch zu sehen war. Er hoffte, sie wäre verschwunden – ein Schatten, der sich auflöste, wenn das Licht kam. Aber er wusste es besser.

Morgana stand oben im Turm, im Fensterrahmen, das Haar schwarz wie der Rauch, den sie beherrschte. Sie sah ihm nach. Ihr Gesicht war unbewegt, doch ihre Augen glühten wie gläserne Klingen.

„Bruder," flüsterte sie, und der Nebel trug die Worte, als hätten sie Flügel, „du hast mich abgelehnt. Aber dein Nein ist schwächer als mein Ja. Denn Blut kennt kein Nein."

Sie schnitt sich mit einem Dolch in die Hand, ließ das Blut tropfen auf den Stein. Es rann, als wolle es nicht versiegen, und mit jeder Spur zeichnete sich ein Muster, das älter war als beide.

„Ich schwöre," sprach sie, die Stimme zugleich hart und weich, „ich werde dein Schicksal. Ob du mich an deinen Tisch setzt oder mich verfluchst, ob du mich liebst oder hasst – ich werde in deiner Krone sitzen, in deinem Schwert flüstern, in deinem Traum lachen. Du wirst mich nie los."

Arthur ritt weiter, das Gesicht nach vorne, aber sein Herz zog zurück. Er fühlte es – wie einen kalten Faden, der sich um ihn legte, unsichtbar, unzerreißbar. Er spürte, dass sie ihn sah, auch jetzt, auch von fern.

Merlin ritt neben ihm, die Augen düster. „Sie hat etwas gesprochen," murmelte er, „ich weiß es. Ein Schwur. Vielleicht ein Fluch."

Arthur nickte kaum merklich. „Ich weiß."

Und in ihm wuchs eine Gewissheit, die schlimmer war als Angst: Nicht das Schwert, nicht die Schlachten, nicht die Steine würden ihn am meisten herausfordern. Sondern sie – Morgana. Schwester im Zwielicht.

Hinter ihm ritt die Tafelrunde, und schon jetzt waren ihre Reihen nicht mehr einheitlich. Manche hielten zu Merlin, manche flüsterten von Morgana. Der Kreis hatte einen Riss – und jeder Riss ist der Anfang eines Bruchs.

Arthur schloss die Augen für einen Moment, und da war sie: ihr Lächeln, weich und grausam zugleich. Und er wusste, dass der Kampf gegen sie kein Krieg mit Schwertern sein würde, sondern ein Krieg in seinem eigenen Herzen.

Und so ritt er in den Tag, mit Schwert, mit Krone, mit Schatten. Und irgendwo im Turm, zwischen Nebel und Feuer, lächelte Morgana – nicht, weil sie gewonnen hatte, sondern weil sie wusste, dass der Krieg gerade erst begonnen hatte.

Die erste große Prüfung

Der Bote kam nicht auf einem Pferd, sondern auf seinen Knien. Die Zügel schleiften hinter ihm her wie eine tote Schlange, und der Gaul roch nach kaltem Rauch. Der Mann selbst war schwarz im Gesicht, nicht wie ein Rußfleck, sondern wie ein Schatten, der beschlossen hatte, Haut zu werden. Als er vom Weg in die Lichtung taumelte, hielt die Tafelrunde den Atem an, als hätte jemand den Himmel geknickt.

„Süden," keuchte er, „das Dorf… Brynwaith…" Er hustete, eine trockene, böse Sache, aus der Funken zu kommen schienen, obwohl da keine waren. „Es brennt, aber nicht wie Feuer brennt. Es… frisst die Luft, frisst die Stimmen. Es lässt Holz stehen und nimmt Fleisch. Die Steine schwitzen. Das Wasser kocht im Brunnen, aber der Eimer friert an der Hand fest."

Brangaine fing ihn auf, riss ihm die verbrannte Tunika auf. Die Haut darunter war nicht gebläht wie nach Flammen; sie war glatt, als hätte jemand das Leben mit einem Messer vom Körper geschabt, ohne Blut zu vergießen. Bedivere hockte sich hin, roch, blinzelte. „Das ist kein Rauch. Das ist… Sand, der einmal Licht war."

Der Bote packte Arthurs Handgelenk. „Ihr seid der König. Ihr habt das Schwert. Wenn ihr nicht kommt, kommt es zu euch. Es… atmet. Es atmet in den Häusern, in den Feldern, in den Kindern." Seine Stimme brach. „Es atmet in meiner Frau."

Arthur spürte, wie etwas Kaltes entlang seiner Wirbelsäule hochkroch und sich im Nacken festsetzte. *Drachenatem*, dachte er, und das Wort schmeckte zunächst wie Mythos, dann wie Metall. Die Meute der Lords war ihm vertraut, ihre Intrigen rochen nach Wein und Lüge. Das hier roch nach etwas Älterem, etwas, das keine Worte kannte und keine Beute machte, sondern nur – war.

Merlin trat vor, kniete neben dem Mann nieder, berührte den Boden. Er schloss die Augen, und Arthur wusste, was der Alte tat: Er hörte, ob die Erde schon mit einer anderen Zunge sprach. Als Merlin die Augen wieder öffnete, lag darin nichts Tröstliches. „Es zieht von Süden wie ein böses Wetter. Kein gewöhnliches Feuer. Ein Riss. Vielleicht der erste Atemzug dessen, was in Stonehenge wach wurde, als der Kreis riss."

„Also Morgana," knurrte Gaheris reflexhaft.
„Oder wir selbst," entgegnete Merlin. „Nenn es, wie du willst. Es ist alt. Und es ist hungrig."

Cathan zog das Hemd über die Schultern, als fröre er. „Wie löscht man etwas, das kein Feuer ist?"
„Man löscht es nicht," sagte Merlin. „Man bindet es. Oder man gibt ihm zu fressen, bis es satt ist. Beides kostet."

Arthur sah in die Runde. Er sah Männer, die bereit waren zu sterben, solange jemand zusah; und Menschen, die lieber lebten, solange niemand es ihnen vorwarf. Er sah die Tafel – unsichtbar hier, aber in ihren Köpfen noch rund – und zugleich die feinen Risse darin. Morgana hatte nichts verbrannt und doch Glut hinterlassen.

Er legte die Hand auf Excalibur. Es vibrierte nicht, nicht wie sonst, sondern lag still, als lausche auch die Klinge. „Wir gehen," sagte er. „Nicht morgen. Jetzt."

„Mit wie vielen?" fragte Bedivere.
„Mit allen, die verstehen, dass Ruhm hier nicht satt macht."

Brangaine schnürte den Gürtel fester. „Dann gehen wenige."
„Dann gehen die Richtigen," sagte Arthur.

Sie bereiteten sich vor. Es klapperte wenig Metall; die meisten banden Wasserhäute an die Sättel, holten nasses Leinen, das sie um Mund und Nase legen konnten. Der Schmied schleppte eine Kiste heran, in der Eisen lag, das anders roch als Eisen – stumpfer, als hätte es schon einmal gebrannt, ohne je heiß gewesen zu sein. „Schlacke von blinden Öfen," murmelte er. „Legt sie um die Schwellen, wenn ihr könnt. Manchmal halten solche Reste Dinge fern, die sich für Feuer halten."

Der Bote, jetzt eingewickelt in nasse Tücher, hielt Arthurs Blick fest. „Wenn ihr kommt, hört nicht auf das Weinen. Es weint aus den Wänden. Es ist nicht meine Frau. Es ist nicht euer Kind. Es ist nur… Atem."

„Was ist mit Priestern?" fragte ein junger Ritter, der noch an Zauber in Gewändern glaubte.
„Die beten," sagte der Bote, und seine Stimme war plötzlich ganz hohl, „aber das Gebet gefriert ihnen an den Lippen."

Merlin stieß seinen Stab in die Erde, tief. Ein dumpfer Laut kam zurück, als schlüge man auf einen Bauch. „Hört mich an," sagte er, und er klang, als spräche er in einen Brunnen.

„Drachen sind selten, Drachenatem noch seltener. Wenn es das ist, was ich fürchte, wird es euch nicht verbrennen wie Holz, sondern euch auslöschen wie Namen. Haltet einander fest. Sprecht eure Namen laut, wenn ihr geht. Sprecht sie, bis eure Kehlen reißen. Was keinen Namen mehr hat, gehört dem Atem."

Gaheris grinste schief. „Ich heiße *Gaheris*, und wenn mich einer vergisst, hau ich ihm den Namen wieder in den Schädel."
„Tu's," sagte Merlin. „Und wenn du lachst, lach laut. Lachen ist auch ein Name."

Arthur wandte sich an die Runde. „Wir sind nicht hier, um Helden zu sein. Wir sind hier, um ein Dorf zu retten. Wer bleibt, bewacht die, die nicht kämpfen. Wer kommt, kommt, um zu stehen, nicht um zu glänzen." Er machte eine Pause, das Herz schwer, die Zunge trocken. „Und hör zu, Kreis: Wenn einer von euch in diesem Atem verschwindet, sprecht seinen Namen weiter. So lange, bis es wehtut. Wir lassen niemanden ohne Spur."

Die Gesichter wurden härter. Brangaine nickte knapp. Bedivere spannte die Sehne, als prüfe er ihren Namen. Cathan trat neben Arthur, legte ihm schwer die Faust auf die Schulter. „König," sagte er, „wenn du fällst, fall ich. Ich hasse große Worte, aber dieses ist klein genug."

Sie brachen auf, als der Mittag an der Sonne kleben blieb. Der Süden roch zunächst normal – Pferd, Gras, Dung –, dann, mit jeder Meile, weniger nach Welt und mehr nach Keller. Der Wind wurde falsch; er pustete nicht, er sog. Geräusche kamen verkehrt: Ein Vogelruf klang, als würde jemand einen Löffel auf Stein reiben; das Rauschen eines Baches erinnerte an einen fiebrigen Atem.

„Hört ihr das?" flüsterte der junge Ritter, der an Gewänder glaubte.
„Sag deinen Namen," knurrte Gaheris.
„Tristan," hauchte er.
„Lauter," sagte Brangaine, ohne sich umzudrehen.
„Tristan!"

Die Silben blieben an der Luft hängen und fielen dann wie Steine. Arthur spürte, wie Excalibur unter dem Mantel zu zittern begann, sehr leicht, als würde die Klinge die Zunge aus dem Mund strecken, um Geschmack zu nehmen.

„Nicht jetzt," murmelte Arthur, die Hand auf dem Griff. „Noch nicht."

Nach der nächsten Kuppe sahen sie es. Kein Feuer – nicht so, wie die Welt Feuer meint. Brynwaith lag da, als hätte jemand es gemalt und dann vergessen, die Farbe trocknen zu lassen. Wände standen, strohgedeckte Dächer auch, aber alles war glatt und stumpf, als hätte irgendein Atem die Poren zugeschmiert. Aus den Türen trat Rauch, aber er war weiß und schwer, er roch nicht, und doch zog er in die Augen.

Ein Hund stand mitten auf der Straße, starr, als sei er daran erinnert worden, wie man Statue ist. Ein Mann kniete vor einem Brunnen, den Kopf gesenkt, und seine Hände waren zu sauber.

„Nicht anfassen," sagte Merlin leise. „Solange es atmet, frisst es Nähe."

Arthur stieg ab. „Cathan, mit mir. Brangaine, nimm drei und geh über die Nordkante, Bedivere deckt. Gaheris – bleib bei den Pferden, wer flieht, den hältst du fest, mit Worten oder mit Fäusten. Tristan, du sagst deinen Namen, bis ich dir ’nen anderen gebe.“

„Und du?“ fragte Brangaine.
Arthur sah auf Excalibur. „Ich frage, ob die Klinge noch löschen kann, ohne uns mitzunehmen.“

Der Bote, bleich wie Asche, deutete mit dem Kinn auf die große Scheune am Rand. „Dort… dort atmet es am tiefsten.“ Er lachte kurz, ein Laut, der nicht zu ihm passte. „Man hört’s. Wenn man naiv genug ist.“

Merlin zog eine Handvoll dunkler Erde aus seinem Beutel und strich sie Arthur über die Stirn. „Für den Namen,“ sagte er. „Damit er klebt.“

Arthur nickte. Er hätte gern gesagt, das helfe. Stattdessen sagte er: „Wenn ich beginne, fallt nicht in mich hinein. Zieht mich, wenn ich… verschwimme.“

Sie gingen. Der Hof war still, aber nicht leer. Stille gibt es, die wie Schlaf ist, und Stille, die wie eine Lüge ist. Das hier war die zweite. In der Scheune atmete etwas. Kein Drache, den man mit einem guten Speer erwischen konnte. Eher ein Loch, das sich entschieden hatte, nicht Loch zu bleiben.

Arthur zog Excalibur. Die Klinge gab keinen Ton, aber etwas in der Luft änderte sich – als hätte die Welt kurz die Zähne zusammengebissen.

„Sag deinen Namen,“ flüsterte Merlin.
Arthur hob die Klinge. „Arthur,“ sagte er. Dann lauter: „ARTHUR!“

Der Atem im Dunkel hielt inne. Und begann schneller zu gehen.

„Das ist sie,“ murmelte Merlin. „Unsere erste Prüfung.“

Und Arthur dachte: *Nicht erste. Nur die, die schon zu groß ist, um noch zu lügen.* Er trat vor, Excalibur im Griff, der Kreis in seinem Rücken – und das Reich im Hals.

Die Scheune war kein Gebäude mehr, sondern ein Lungenflügel. Jeder Schritt hinein fühlte sich an wie das Eindringen in einen Brustkorb, der sich langsam hob und senkte. Die Bretter knarrten nicht – sie stöhnten. Der Rauch, weiß und schwer, glitt an den Balken entlang wie Zungen, die nicht ganz in diese Welt gehörten.

Arthur hob Excalibur höher. Die Klinge gab kein Licht, aber sie zog das Dunkel an, als wolle sie es in sich einsaugen. Die Luft vibrierte leise, wie ein Atemzug durch Blech.

„Sprecht eure Namen,“ befahl Merlin.

„Gaheris!“ brüllte eine Stimme draußen.
„Brangaine,“ knurrte es aus dem Norden.
„Tristan!“ kam dünn und zitternd, aber er hielt es durch.

Arthur öffnete den Mund. „Arthur," sagte er, dann lauter: „ARTHUR!" Das Echo kam zurück, aber nicht ganz. Ein Teil blieb in der Luft hängen, als hätte etwas es verschluckt.

Und dann sahen sie es.

Nicht einen Drachen – kein Maul, keine Schuppen, kein Schrei. Sondern ein Loch im Raum, das atmete. Ein Fetzen Luft, der zuckte wie eine offene Wunde, schwarz und rot, als wäre die Nacht darin vergoren. Mit jedem Atemzug zogen sich die Wände nach innen, beugten sich, als wollten sie mitleben.

Brangaine spie auf den Boden. „Das ist kein Tier. Das ist ein Fehler."

„Ein Riss," murmelte Merlin. „Etwas, das hier nicht sein sollte, und das gerade deshalb nicht geht. Aber solange es atmet, frisst es alles, was Name trägt."

Arthur spürte, wie Excalibur vibrierte, stärker, schneller. Er hob es, und das Ding im Dunkel keuchte. Als hätte es ihn erkannt.

„König," sagte Cathan, die Stimme tief, „soll ich's packen?"
Arthur schüttelte den Kopf. „Das hier ist kein Faustkampf."

Bedivere spannte draußen die Sehne. „Befehl?"
„Halt nur Namen bereit," rief Merlin zurück. „Pfeile prallen an Atem ab."

Arthur trat näher, und sofort kroch das Ding auf ihn zu. Kein Schritt, kein Sprung – es rollte wie Rauch, es streckte sich wie Fleisch. Ein Kindergesicht tauchte im Nebel auf, blass, verzerrt. „Arthur…" hauchte es. „Bruder…"

Arthur stolperte fast, das Herz riss in der Brust. Doch Merlin griff nach seinem Arm. „Nicht hören. Das ist kein Kind. Es ist dein Name, den es trägt."

„Arthur," flüsterte das Ding wieder, und diesmal klang es wie Morgana.

Arthur schrie zurück, mit voller Kehle: „ICH BIN ARTHUR!" Und er schwang Excalibur.

Die Klinge fuhr in den Rauch, und sofort zog das Loch sich zusammen. Ein Schrei ging durch die Bretter, als breche die Scheune selbst. Funken sprühten, aber es war kein Feuer – es waren Namen, zerrissene Silben, die durch die Luft flatterten.

Cathan riss Arthur zurück, Brangaine stieß nach vorn, schnitt in das, was wie ein Arm aus Nebel wirkte. Ihre Klinge glitt hindurch, ohne Widerstand, und doch schrie sie, als hätte sie Fleisch getroffen.

„Mehr Namen!" rief Merlin. „Sprecht sie, haltet euch fest!"

„Gaheris!"
„Brangaine!"
„Tristan!"
„Bedivere!"

Die Scheune bebte, und das Ding keuchte schwerer. Es zog sich zusammen, ein Knoten aus Atem, Rauch und Stimmen.

Arthur hob Excalibur mit beiden Händen, das Schwert glühte nun, nicht hell, sondern tief – wie glühende Kohle, die alles verschlingen konnte. „Ich bin Arthur!“ rief er noch einmal, und stieß die Klinge mitten hinein.

Für einen Atemzug war alles still. Kein Rauch, kein Geräusch, nur eine Leere, die wie Ertrinken war.

Dann brach der Schrei los.

Die Scheune barst an den Nägeln, Bretter splitterten, das Dach flog in Fetzen. Der Atem löste sich auf, nicht in Rauch, sondern in Staub, der sofort in die Erde sank.

Arthur fiel auf die Knie, das Schwert in der Hand. Seine Lungen brannten, als hätten sie den Atem selbst verschluckt.

Merlin kniete neben ihm, sah ihn ernst an. „Du hast es nicht besiegt. Du hast es nur… an dich gebunden.“

Arthur hob den Blick, Schweiß und Staub im Gesicht. „Dann bin ich jetzt sein Gefängnis.“

„Ja,“ sagte Merlin. „Bis es hungrig wird.“

Als der Staub sich legte, war die Scheune nur noch ein Gerippe aus Balken. Der Himmel darüber wirkte heller, aber nicht sauberer – eher, als habe das Licht Angst, ganz zurückzukehren. Arthur kniete noch, Excalibur in der Hand, die Klinge heiß, als hätte er sie in glühendes Eisen getaucht. Er atmete keuchend, jeder Zug brannte, als säße das Ding immer noch in seinen Lungen.

Brangaine trat vorsichtig näher, die Klinge in der Hand. „Ist es vorbei?“
Merlin schüttelte den Kopf. „Nichts ist vorbei, was keinen Anfang hat. Das Ding war kein Tier. Es war ein Loch. Und Löcher verschwinden nicht, sie warten.“

Arthur richtete sich mühsam auf, spürte den Blick der Tafelrunde. Manche sahen ihn mit Ehrfurcht an, andere mit etwas, das ihm noch gefährlicher schien – Furcht.

Sie durchkämmten das Dorf. Die Straßen waren still, doch nicht leer. Körper standen aufrecht an Wänden, eingefroren im Moment einer Flucht. Ihre Gesichter waren glatt, ohne Ausdruck, als hätte man die Seele ausgeschabt und nur eine Schale übriggelassen.

Ein Kind saß auf einer Schwelle, die Augen weit offen. Brangaine kniete nieder, berührte die Schulter – und das Kind fiel einfach auseinander, wie Staub, der von innen schon zerfallen war.

Tristan, der junge Ritter, schrie auf. „Bei allen Göttern – wir kämpfen gegen etwas, das nicht sterben kann!“

Merlin legte ihm die Hand auf die Brust. „Sag deinen Namen, Junge.“
„Tristan,“ flüsterte er, Tränen in den Augen.

„Lauter.“
„TRISTAN!“

Die Vögel auf dem Dach flogen auf, erschrocken vom Klang. Aber Tristan zitterte weniger.

In einem der Häuser fanden sie eine Frau, noch lebend. Ihre Haut war grau, ihre Haare weiß, obwohl sie jung war. Sie griff nach Arthurs Hand, flüsterte: „Ihr habt es gebunden… ich spür’s. Aber es sitzt jetzt in euch, König. Ihr seid der Atem.“

Arthur zog die Hand zurück, doch ihre Worte bohrten sich in sein Ohr. *Du bist der Atem.*

Bedivere sah die Frau an, kalt, ruhig. „Sie lebt, aber sie stirbt bald. Und ihr Sterben wird uns folgen.“
„Wir können sie nicht einfach lassen!“ rief Brangaine.
„Wir können sie nicht mitnehmen,“ erwiderte Bedivere.

Der Streit begann.

„Du redest wie ein Henker,“ fauchte Brangaine. „Jedes Leben zählt!“
„Nicht, wenn es das Loch mitträgt,“ sagte Bedivere. „Dann ist jedes Leben, das du rettest, ein neues Grab.“

Cathan warf die Arme hoch. „Genug Geschwätz. Der König entscheidet.“

Alle Blicke wandten sich Arthur zu. Er spürte Excalibur in seiner Hand, schwerer als zuvor. Er sah die Frau, die ihn flehend ansah, und er wusste: Was er entschied, würde mehr spalten als heilen.

„Wir bringen sie hinaus,“ sagte er schließlich. „Aber getrennt. Sie reitet nicht mit uns, sie wird geführt. Wenn sie stirbt – dann stirbt sie nicht allein im Staub.“

Die Runde schwieg. Brangaine nickte, Bedivere presste die Lippen zusammen.

Als sie das Dorf verließen, begann das Flüstern. Nicht vom Volk – das war hier längst verstummt –, sondern aus den eigenen Reihen. Gaheris murmelte zu Cathan: „Er bindet sich Schwäche an den Hals.“
Brangaine hörte es, fuhr herum. „Er bindet Menschlichkeit an den Hals. Besser als dein Geröhre.“
„Menschlichkeit stirbt zuerst,“ knurrte Gaheris.

Arthur hörte alles, sagte aber nichts. Er wusste: Der Kreis sprach noch zusammen, aber er dachte schon auseinander.

Draußen vor dem Dorf hielt Merlin an, blickte zurück. Der Rauch war weg, aber die Luft flimmerte noch, als wäre sie nicht ganz zurückgekehrt. „Es war nur die Probe,“ sagte er. „Die erste. Das Reich hat dich gesehen – und es weiß jetzt, wie du riechst. Und alles, was hungrig ist, wird deinem Geruch folgen.“

Arthur schloss die Augen. Er dachte an die Frau, die ihm ins Gesicht geflüstert hatte: *Du bist der Atem.*
Er fühlte Excalibur, vibrierend, als bestätige es genau das.

Sie führten die Frau auf einem Maultier, eingehüllt in Tücher, die Brangaine mit nassen Kräutern getränkt hatte. Sie atmete flach, jeder Zug ein Kratzen, als würde sie Glas einziehen. Niemand sprach sie an, niemand wagte es – als hätten sie Angst, ihr Atem könnte abfärben.

Der Weg führte durch einen Wald, die Bäume dicht, der Himmel grau. Die Pferde scheuten, als riefe der Wind noch immer den Atem aus Brynwaith mit. Arthur ritt vorne, Excalibur an seiner Seite, schwerer mit jedem Schritt. Er fühlte es in seiner Brust: ein Pochen, das nicht von ihm kam.

Am Nachmittag begann die Frau zu reden. Leise zuerst, dann lauter. „König… du hast es nicht gebunden… du bist es…“ Ihre Stimme war kein Flehen mehr, sondern ein Singen, ein falsches Lied, das nicht sterben wollte. „Wenn du atmest, atmest *es*… wenn du sprichst, sprichst *es*…“

Arthur riss die Zügel herum, starrte sie an. Ihre Augen waren weit offen, grau, leer. „Schweig,“ sagte er heiser.

Aber sie schwieg nicht. „Bruder des Atems… König der Löcher… Herr des Nichts…“

Dann brach ihr Körper nach vorn, fiel vom Tier. Sie schlug auf die Erde, ohne Laut, und blieb liegen.

Brangaine sprang ab, kniete nieder, versuchte sie zu drehen. Doch die Frau war schon Staub, rieselte durch ihre Finger, als sei sie nie Fleisch gewesen.

Ein Schweigen legte sich über die Tafelrunde. Schwer, dicker als Rauch.

„Sie war verloren,“ sagte Bedivere schließlich, leise.
„Nein,“ fauchte Brangaine. „Sie war Mensch.“
„Sie war Loch,“ entgegnete Bedivere, „und nun ist sie zurückgegangen.“

Gaheris lachte rau. „Wir hätten sie im Dorf lassen sollen. Stattdessen schleppen wir Staub mit uns herum.“

Brangaine fuhr auf, ihr Gesicht hart. „Du bist Dreck, Gaheris. Wenigstens hat sie geglaubt. Du glaubst nur an deinen eigenen Bauch.“

Cathan trat zwischen sie, legte die Hand auf Brangaines Schulter. „Genug. Sie ist Staub, und wir sind’s bald, wenn wir uns hier zerfleischen.“

Doch die Worte halfen nicht. Ein Riss war aufgebrochen, und er blutete laut.

Am Feuer jener Nacht saßen sie im Kreis, aber der Kreis war kein Kreis mehr. Die Flammen warfen Schatten, die wie Mauern zwischen ihnen standen. Gaheris trank, laut, provokant. Brangaine polierte schweigend ihre Klinge, so heftig, dass Funken sprühten. Tristan murmelte seinen Namen immer wieder, als fürchte er, er könnte ihn vergessen.

Arthur sah in die Glut und schwieg. In seinen Ohren klangen noch immer die letzten Worte der Frau: *König der Löcher… Herr des Nichts.*

Merlin saß neben ihm, die Augen geschlossen. „Siehst du, Junge?“ murmelte er schließlich. „Eine Prüfung offenbart mehr, als sie heilt. Dein Kreis hat Namen, aber kein Vertrauen. Und das ist schlimmer als Atem.“

Arthur ballte die Fäuste. „Wie halte ich sie zusammen?“
Merlin öffnete die Augen, die glänzten im Feuerschein. „Vielleicht hältst du sie nicht. Vielleicht hält dich nur der Riss – solange er will.“

Arthur sah auf Excalibur. Die Klinge glomm leise, nicht hell, nicht dunkel – als lausche sie selbst. Und in seinem Herzen wusste er: Die Prüfung war nicht das Dorf. Die Prüfung begann jetzt, im Feuer, im Misstrauen, im Zwiespalt.

Die Nacht war feucht, das Feuer brannte schwach, als hätte selbst die Glut Angst, Atem zu schöpfen. Der Wald um sie herum war still, zu still. Keine Eule, kein Rascheln, nur dieses gedämpfte Dröhnen, das Arthur seit Brynwaith im Brustkorb fühlte – als trüge er den Herzschlag einer anderen Welt in sich.

Tristan, der Jüngste, murmelte wieder seinen Namen, leise wie ein Gebet. „Tristan… Tristan… Tristan…“ Brangaine warf ihm einen Blick zu, scharf, aber nicht spöttisch. „Lauter,“ sagte sie. Er nickte, presste die Lippen zusammen, schrie schließlich: „TRISTAN!“ Die Bäume antworteten mit einem Echo, das zu lange dauerte, als sei etwas Fremdes hineingestiegen.

Arthur spürte sofort, dass sie nicht allein waren. Er griff nach Excalibur. Die Klinge vibrierte, kaum merklich, aber das genügte.

„Wachen!“ rief er. „Alle auf!“

Cathan sprang hoch, Gaheris stolperte aus dem Schatten, noch den Becher in der Hand. „Was ist—“ Er kam nicht weiter, denn da bewegte sich der Wald. Nicht wie Tiere, nicht wie Wind. Sondern wie Körper, die nicht mehr wussten, dass sie tot waren.

Sie traten zwischen den Bäumen hervor – die Leute von Brynwaith. Männer, Frauen, Kinder. Ihre Gesichter waren grau, glatt, ihre Augen leer. Sie gingen nicht schnell, nicht langsam, sie gingen einfach, wie ein Atemzug, der nie endet.

„Sie sind Staub,“ murmelte Bedivere, „und doch gehen sie.“

Arthur hob Excalibur. „Haltet den Kreis!“

Die Tafelrunde formierte sich, doch das Knirschen begann sofort. Gaheris: „Das sind keine Feinde, das sind Opfer!“ Brangaine: „Es sind Gefahren, mehr nicht!“ Cathan: „Diskutiert nicht, sonst fressen sie euch!“

Die Gestalten kamen näher. Einer der Bauern öffnete den Mund – kein Schrei, kein Wort, nur ein langer, ziehender Atem. Tristan riss das Schwert hoch, schlug zu. Der Körper zerfiel sofort zu Staub, aber der Atem blieb, wehte in sein Gesicht. Er schrie, rang nach Luft.

Arthur sprang vor, riss ihn zurück, Excalibur durch den Staub. Die Klinge brannte, saugte das Graue ein, bis es verschwand. Doch Arthur fühlte, wie etwas davon in ihm blieb, schwer in der Brust.

Die Schlacht war kein Kampf, sondern ein Halten. Jeder Schlag zersetzte Körper, aber der Atem blieb. Er kroch, er biss, er wollte hinein.

Brangaine brüllte Namen, immer wieder, damit keiner verstummte. „GAHERIS! CATHAN! BEDIVERE!“
Gaheris schrie zurück, mehr trotzig als gläubig. „GAHERIS!“ und hieb wie besessen, bis sein Schwert stumpf wurde.
Cathan lachte grimmig, schlug mit der Faust zu, als wolle er den Atem selbst würgen.

Merlin stand im Zentrum, den Stab erhoben, murmelte alte Worte. Der Boden vibrierte, und eine Linie aus Licht brannte sich in den Kreis um die Tafelrunde. Für einen Moment hielten die Gestalten an, schwankten.

„Jetzt, Arthur!“ rief Merlin. „Führ die Klinge, oder wir vergehen!“

Arthur hob Excalibur, spürte, wie die Klinge brannte, heißer als sein Blut. Er schwang sie hoch – und rammte sie in die Erde.

Ein gleißender Stoß fuhr durch den Boden. Die Gestalten zerplatzten, zerfielen zu Staub, der im Licht zischte und verschwand. Ein Schrei ging durch den Wald, nicht aus einem Mund, sondern aus vielen, hundertfach, bis er verstummte wie ein ausgeblasenes Feuer.

Die Tafelrunde blieb zurück, keuchend, erschöpft, der Kreis zerbrochen, aber noch nicht gefallen.

Arthur sank auf die Knie, die Hand um Excalibur. Sein Atem war schwer, und er spürte, dass er nicht allein atmete – etwas anderes atmete in ihm.

Merlin kniete neben ihm. „Du hast sie gerettet,“ sagte er. „Aber du hast sie auch genommen.“

Arthur schloss die Augen, hörte Brangaine und Gaheris noch immer streiten, hörte Tristan weinen, hörte Bedivere schweigen. Und er wusste: Der Kampf war vorbei, aber die Prüfung nicht.

Der Morgen roch nach Asche, obwohl kein Feuer gebrannt hatte. Die Bäume standen still, die Vögel schwiegen. Nur die Pferde scharrten unruhig, als wüssten sie, dass der Wald selbst ihnen nicht mehr gehörte.

Arthur stand abseits, die Hände auf Excalibur, das Schwert noch immer warm wie ein Herz, das nicht sein eigenes war. Jeder Atemzug schmerzte. Es war, als atmete er nicht Luft, sondern Staub. Und er wusste: die anderen hörten es.

Brangaine war die Erste, die es aussprach. „König,“ sagte sie, die Stimme hart, aber nicht ohne Sorge, „du atmest anders.“

Arthur hob den Kopf. „Wie meinst du das?“

„Deine Brust… sie geht schwerer. Dein Atem klingt, als hättest du das Ding nicht nur bekämpft, sondern behalten.“

Gaheris lachte trocken. „Vielleicht *ist* er jetzt das Ding. Vielleicht trägt er's in sich wie ein Wurm in einem Apfel. Schön glänzend außen, aber innen fault's schon."

Brangaine fuhr herum, fauchte ihn an. „Halt dein Maul!"
„Warum?" rief Gaheris. „Weil er König ist? Wenn er uns infiziert, sind wir alle Staub! Wollen wir's erst sehen, wenn er uns im Schlaf anbläst?"

Cathan knurrte, packte Gaheris am Kragen. „Halt still, sonst atmest du gleich gar nicht mehr."

Arthur trat dazwischen, hob die Hand. „Genug!" Seine Stimme war rau, tiefer als sonst, und genau das ließ die Runde erschrecken.

Er sah sie an, jeden Einzelnen. Brangaine, die ihn verteidigte, aber mit Angst in den Augen. Bedivere, der schwieg, doch dessen Blick so kühl war, als sähe er schon den Verräter. Gaheris, der spottete, weil er Angst hatte, zu schweigen. Cathan, der sich prügeln wollte, weil er nicht anders konnte. Tristan, der murmelte: „Tristan, Tristan, Tristan…" als hielte er sich selbst zusammen wie ein zerreißendes Seil.

„Ja," sagte Arthur schließlich. „Vielleicht trage ich es. Vielleicht ist es in mir. Aber hört mir zu: Wenn das Reich schon jetzt an mir zerbricht, dann ist es nie ein Reich gewesen. Wenn ihr mich fürchtet, fürchtet mich laut, nicht im Rücken. Wenn ihr mir traut, dann traut mir ganz. Aber entscheidet euch – hier. Jetzt."

Stille. Nur das Knacken von Zweigen.

Dann sprach Bedivere. „König. Ich glaube, du trägst es. Aber ich glaube auch, dass du stark genug bist, es zu halten. Bis jetzt."

Brangaine nickte. „Er hält. Und solange er hält, halte ich mit."

Cathan brummte. „Ich folge, bis einer von uns stirbt. Mehr Schwur braucht's nicht."

Gaheris spie in den Staub. „Ich folge, weil ich sonst nichts habe. Aber wehe, du atmest mir im Schlaf ins Gesicht, Arthur. Dann schlag ich dir die Kehle durch, auch wenn du König bist."

Tristan murmelte seinen Namen. Lauter diesmal. „TRISTAN! Ich… ich folge."

Arthur atmete tief ein, spürte, wie es in ihm vibrierte. Er hob Excalibur hoch, das Schwert glomm, als höre es alles.

„Dann hört mich," sagte er. „Ich bin Arthur. Ich trage das Schwert. Ich trage den Atem. Aber ich trage auch euch. Und solange ihr meinen Namen ruft, wird er nicht Staub, sondern Stein."

Die Worte hingen in der Luft. Kein Jubel, kein Applaus. Nur ein leises Nicken, ein Schnauben, ein Zähneknirschen. Aber der Kreis stand wieder – wacklig, gebrochen, doch noch nicht zerfallen.

Merlin trat näher, die Augen müde. „Gut gesprochen, Junge. Aber Worte sind keine Ketten. Der Atem bleibt in dir. Er wird warten, er wird wachsen. Und eines Tages wird er nicht mehr fragen, ob er raus darf."

Arthur schloss die Augen. *Dann werde ich ihn nicht fragen, ob er drinbleibt*, dachte er. Doch er sprach es nicht aus.

Sie kehrten zurück, nicht wie Sieger, sondern wie Männer und Frauen, die etwas Überlebt haben, das keinen Namen will. Die Pferde gingen langsamer, als schleppten auch sie die Last. Niemand sprach viel auf dem Rückweg; jeder Atemzug klang schwer, jeder Gedanke wie Stein im Magen.

Die Felder nördlich von Brynwaith wirkten friedlich, zu friedlich. Bauern sahen sie von weitem, hoben Hände, doch keiner kam näher. Vielleicht rochen sie etwas, das die Ritter selbst nicht mehr rochen: den Atem, der ihnen in der Haut steckte.

Als sie in eine größere Siedlung kamen, lief das Volk zusammen. Sie sahen den Kreis, sie sahen Excalibur. Sie wollten Geschichten hören. „Habt ihr den Drachen getötet? Habt ihr das Feuer gelöscht?“ Kinder riefen, Frauen weinten, Männer klatschten.

Arthur ritt vorne, und für einen Moment wollte er antworten: *Ja*. Aber die Wahrheit war ein Gewicht in seiner Brust. Stattdessen hob er das Schwert und sagte: „Das Dorf ist frei. Der Atem ist gebunden. Ihr lebt.“

Jubel brach aus, laut, voll Hoffnung. Doch die Tafelrunde wusste, dass hinter den Worten eine andere Wahrheit lag. Der Atem war nicht gebunden. Er war nur verlagert – in Arthur.

Später, in der Halle eines Lords, wurden sie bewirtet. Fleisch, Bier, Brot. Doch keiner aß mit Freude. Die Ritter tranken, aber das Bier schmeckte schal, das Fleisch zu zäh. Brangaine sah schweigend ins Feuer, Gaheris lärmte lauter als sonst, Tristan schwitzte, als würde er noch immer seinen Namen verlieren. Bedivere sprach kaum, aber seine Augen hingen an Arthur, prüfend, wägenden Blicks.

Cathan stieß mit der Faust auf den Tisch. „Wir haben’s geschafft. Ein Dorf gerettet, ein Reich beschützt. Nennt’s, wie ihr wollt – es war ein Sieg.“

„Ein Sieg, der uns Staub in die Lungen gelegt hat,“ entgegnete Brangaine leise.

Merlin, der am Rand saß, nippte nur an Wasser. „Sieg und Niederlage sind hier dasselbe. Ihr habt den Atem aus einem Loch geholt und in einen Mann gesetzt. Nun wird er König genannt.“

Alle Blicke wandten sich an Arthur.

Er spürte die Schwere dieser Augen, die Ehrfurcht und die Angst. Er stand auf, legte Excalibur auf den Tisch. Das Holz ächzte unter der Klinge.

„Hört mich,“ sagte er. „Das Reich wird Prüfungen schicken, die größer sind als wir. Heute haben wir gehalten. Morgen vielleicht nicht. Aber solange wir unsere Namen sprechen, solange wir den Kreis halten, sind wir mehr als Atem, mehr als Staub. Ich bin Arthur. Und ich werde halten – bis ich breche. Und wenn ich breche, dann mit euch.“

Es wurde still. Keine Begeisterung, kein Gelächter, kein Jubel. Nur Nicken, knappe Gesten. Aber es war genug.

Spät in der Nacht, als die anderen schliefen, saß Arthur allein, Excalibur über die Knie gelegt. Er hörte seinen eigenen Atem, schwer, fremd, und fragte sich: *Bin ich noch König, oder schon Gefäß?*

Merlin trat aus dem Schatten, setzte sich neben ihn. „Deine erste Prüfung," sagte er. „Und sie hat dir gezeigt, dass Prüfungen nicht bestehen, sondern dich zeichnen. Von nun an bist du gezeichnet."

Arthur nickte. Er sagte nichts. Aber in ihm wuchs eine Gewissheit, die kälter war als alle Prophezeiungen: Der Kreis war zwar noch da, doch die Risse waren nicht mehr zu leugnen. Und er selbst war zum größten Riss geworden.

Die Jagd nach dem Drachenatem

Die Nachricht kam schneller als der Wind. Erst ein Gerücht, das durch die Tavernen kroch: im Westen sei ein Hain plötzlich schwarz geworden, die Blätter verbrannt, aber die Stämme noch stehend, als wären sie aus Stein. Dann ein Bote, der ohne Pferd lief, keuchend, mit Lippen voller Blut. Er sprach nur drei Worte: „Der Atem wächst." Und brach tot zusammen.

Arthur stand in der Halle, das Volk um ihn, Lords und Bauern gemischt, alle mit derselben Frage in den Augen: *Bist du unser Retter – oder unser Fluch?*

Eine Frau schrie: „Es war, seit du kamst! Seit du das Schwert in die Erde stießest! Wir hatten Feuer, ja, aber niemals Atem, niemals Staub, niemals Kinder, die ohne Namen in den Schlaf fallen!"

Ein Mann trat vor, das Gesicht voller Angst, aber die Stimme fest. „Und doch bist du der Einzige, der es halten kann. Wir haben gesehen, wie du's gebunden hast. Wenn du nicht gehst, König, stirbt das Reich."

Arthur fühlte den Raum enger werden, das Gewicht der Augen schwerer als jede Rüstung. Excalibur vibrierte an seiner Seite, ein Flüstern, das nur er hörte. *Jagd mich.*

In der Nacht sprach er mit Merlin.

„Es breitet sich aus," sagte Arthur, die Hände ins Haar gekrallt. „Nicht nur Süden. Jetzt Westen. Bald Norden, Osten. Das Reich wird verschlungen, und alle sehen mich an, als wäre ich das Messer, das sie schneidet."

Merlin nickte langsam, als hätte er das längst gewusst. „Der Atem ist kein Ort, Arthur. Er ist ein Hunger. Wo er einmal aufwachte, sucht er mehr. Und da er in dir atmet, sucht er mit dir."

„Also bin ich die Quelle?" Arthur sprang auf, fast wütend. „Ich selbst?"

„Noch nicht," antwortete Merlin. „Aber du bist sein Gefäß. Und Gefäße laufen über. Bevor das geschieht, musst du die Quelle finden. Und vielleicht…" – seine Stimme wurde leiser – „vielleicht das Schwert in den richtigen Schlund stoßen."

Arthur erstarrte. „Und wenn der Schlund ich bin?“

Merlin schwieg.

Am Morgen trat Arthur vor die Tafelrunde. Ihre Gesichter waren gezeichnet – nicht nur von Schlachten, sondern von der Nacht, in der sie Staub geatmet hatten.

„Hört mich,“ begann Arthur. „Der Atem breitet sich aus. Er nimmt Dörfer, Wälder, Felder. Er wird nicht aufhören. Wir können nicht warten, bis er uns findet. Wir jagen ihn. Wir suchen, wo er geboren wurde. Und wir binden ihn – oder wir sterben.“

Gaheris lachte bitter. „Wir? Oder du? Vielleicht ist’s gar nicht da draußen. Vielleicht sitzt es schon in deiner Brust, König.“

Cathan knurrte. „Wenn er fällt, fallen wir. So einfach ist das.“

Brangaine trat vor, das Schwert in der Hand. „Dann lasst uns reiten. Besser sterben in der Jagd, als langsam erstickt werden.“

Bedivere sprach leise, aber klar: „Dann wird diese Jagd auch die Jagd nach uns selbst. Wer fällt, fällt nicht nur an Feinde, sondern an Zweifel.“

Arthur hob Excalibur, das in der Morgensonne schwach glühte. „Dann sollen die Zweifel uns begleiten. Aber wir reiten. Heute. Jetzt.“

Sie brachen auf. Die Pferde schnaubten, die Hufe schlugen hart auf den Boden. Bauern sahen ihnen nach, manche beteten, manche fluchten, manche spien nur in den Staub.

Ein Junge lief nebenher, rief: „König Arthur! Bring uns den Atem zurück, oder nimm ihn mit dir, dass er uns nicht frisst!“

Arthur sah nicht zurück. Er wusste, dass er keine Wahl hatte. Entweder er jagte den Atem – oder der Atem jagte ihn.

Die ersten Meilen waren still. Dann begann das Flüstern. Ritter redeten, leise, zu Pferd, aber der Wind trug es.

„Wir jagen etwas, das kein Gesicht hat.“
„Wir jagen uns selbst.“
„Vielleicht sollten wir jagen den König.“

Arthur hörte es, aber er ritt weiter, den Blick nach vorn. Er wusste: Die Jagd hatte begonnen. Nicht nur gegen das, was aus Brynwaith kam – sondern gegen ihn selbst.

Der Weg führte sie durch ein Land, das nicht mehr ganz ihr Land war. Felder, die gestern noch Korn getragen hatten, standen heute leer, das Getreide zu grauen Fäden verdorrt, die im Wind klangen wie Stimmen. Flüsse, die frisch gewesen waren, flossen schwarz, als hätten sie Asche getrunken. Die Bauern flohen aus den Hütten, manche mit Kindern, manche mit leeren Händen, manche nur mit einem Namen auf den Lippen, den sie immer wieder schrien, als hielten sie sich selbst daran fest.

Arthur sah all das und spürte, wie jeder Schritt des Pferdes schwerer wurde. Nicht nur aus Müdigkeit – sondern weil das Reich selbst unter ihnen zu sinken schien.

Am dritten Tag stießen sie auf die erste falsche Spur. Rauch über einem Dorf, Schreie, das Klirren von Metall. Sie ritten im Galopp, bereit für das Grauen – und fanden Männer, die sich gegenseitig abschlachteten. Keine Geister, kein Atem. Nur Bauern, die sich mit Sensen und Mistgabeln die Schädel einschlugen.

„Was ist hier geschehen?“ rief Brangaine, als sie die Kämpfenden auseinandertrieb.

Ein alter Mann, blutend, die Zähne ausgeschlagen, krächzte: „Wir hörten… das Atmen… nachts… in den Feldern. Jeder hielt den anderen für’s Loch. Jeder sah’s im Gesicht des Nachbarn. Also schlugen wir.“

Merlin trat vor, berührte die Erde, dann den Mann. „Kein Atem hier,“ murmelte er. „Nur Angst. Und Angst ist stärker als Feuer.“

Arthur starrte auf die Toten. Männer, die Brüder gewesen waren, Väter, die ihre Söhne erschlagen hatten. Er fühlte, wie das Reich zerfiel – nicht nur durch Atem, sondern durch Misstrauen.

Einige Ritter murrten beim Weiterreiten.

„Wir jagen nichts,“ knurrte Gaheris. „Wir reiten nur von Wahnsinn zu Wahnsinn.“
„Das ist die Jagd,“ entgegnete Brangaine. „Das Reich stirbt nicht nur an Feuer. Es stirbt daran, dass keiner mehr glaubt.“
„Dann jagt man besser den Glauben,“ spottete Gaheris.

Cathan brüllte dazwischen, um die Stimmen zu übertönen. „Rittet! Solange ihr noch rittet, lebt ihr!“

Aber Arthur hörte alles. Jeder Satz war ein Messer, und er spürte die Klinge in seiner Brust.

Am vierten Tag roch die Luft nach Schwefel. Sie fanden einen Wald, in dem die Bäume nicht verbrannt, sondern umgestülpt waren, als hätte etwas von innen herausgedrückt. Die Rinde war glatt, wie von Feuer geschmolzen, aber kein Brandgeruch hing darin.

Tristan starrte, die Augen weit. „Das ist… das ist, als hätten die Bäume versucht zu schreien.“

Merlin kniete, legte das Ohr an den Boden. „Der Atem war hier. Aber nicht die Quelle. Nur ein Schatten, ein Ausläufer. Die Quelle zieht weiter.“

„Und wir hinterher,“ murmelte Arthur. Er fühlte Excalibur vibrieren, leise, als wüsste die Klinge mehr als er.

Nachts am Feuer sprach keiner viel. Die Gesichter der Ritter waren hart, doch die Augen flackerten. Gaheris trank, Brangaine schärfte Klingen, Bedivere schwieg, Cathan schlug Holz klein, Tristan murmelte seinen Namen, als wäre er schon ein Gebet.

Arthur sah in die Glut und hörte den Atem – nicht draußen, sondern in sich. Schwer, fremd, unheimlich gleichmäßig. Und er wusste: Es war nicht nur Jagd. Es war ein Wettlauf. Wenn er die Quelle nicht fand, würde er selbst die Quelle werden.

Der fünfte Tag brachte keine Sonne. Nur einen Himmel, der wie ein nasser Lappen hing, bleiern, schwer. Die Pferde schnauften, als zögen sie mehr durch Wasser als durch Luft. Arthur spürte die Last tiefer als die anderen – in seiner Brust, wo jeder Atemzug ihn daran erinnerte, dass er das Ding trug.

Kurz vor Mittag sahen sie den Rauch. Kein Dorf diesmal, sondern ein Kreis von Zelten in einer Senke, Fetzen aus Stoff, die im Wind flatterten. Davor standen Menschen, nackt bis auf weiße Zeichen auf der Haut. Sie bewegten sich langsam, gleichmäßig, die Arme gehoben, als hörten sie einen Rhythmus, den niemand sonst hörte.

„Kultisten," knurrte Bedivere, „ich hab genug gesehen, um's zu wissen."
„Von wem?" fragte Cathan. „Von einem Gott?"
„Von dem Loch," murmelte Brangaine.

Sie ritten näher. Die Menschen hörten nicht auf, sich zu bewegen, als wären die Pferde nur Teil der Zeremonie. Erst als Arthur abstieg und Excalibur zog, blieben die Arme in der Luft stehen. Dutzende Augen richteten sich auf ihn. Keine Angst darin – nur Glanz.

Ein Mann trat vor, kahlgeschoren, die Haut voller Runen. Seine Stimme war rau, aber klar: „Er ist es."

Arthur fror. „Was meinst du?"

„Der Träger," riefen die anderen im Chor. „Der Atem in Fleisch. Der König der Löcher."

Arthur spürte, wie seine Brust brannte. Er wollte widersprechen, doch Excalibur vibrierte, heftig, als stimmte sie den Worten zu.

„Ihr betet ihn an?" rief Brangaine, empört. „Ihr betet das an, was euch frisst?"

Der Mann lachte. „Es frisst uns, ja. Aber was frisst, erlöst. Was uns Staub macht, macht uns endlich frei von Schuld, von Hunger, von Namen. Ihr kämpft dagegen, weil ihr Angst habt. Wir verehren, weil wir's verstanden haben."

Die Menschen sangen, ein tiefer, eintöniger Laut. *Atmen. Atmen. Atmen.*

Arthur fühlte, wie der Rhythmus in seiner Brust mitging. Als gehörte er schon ihnen.

„Genug," rief Gaheris, zog sein Schwert, trat vor. „Das sind Verrückte. Lass uns sie zerschlagen, König, bevor ihr Atem in uns kriecht!"

Doch Arthur hob die Hand. „Nein." Seine Stimme war ruhig, aber jeder hörte das Zittern. „Wenn sie glauben, dass ich ihr König bin – dann will ich hören, was ihr König ist."

Merlin fuhr herum, die Augen kalt. „Arthur, tu das nicht. Sie singen dir etwas ein, das du schon halb glaubst."
Arthur schüttelte den Kopf. „Oder sie sagen mir, was ich längst bin."

Der kahlgeschorene Mann trat näher, die Runen auf seiner Brust schimmerten im grauen Licht. „Du bist unser Zeichen, Arthur. Du hast den Atem gebunden, nicht vertrieben. Du bist, was wir erwartet haben – der, der Staub zu Reich macht."

Arthur fühlte, wie die Ritter sich hinter ihm bewegten, unruhig, voller Zorn. Gaheris murmelte: „Er hört ihnen zu… Götter, er hört wirklich zu."

Brangaine trat neben Arthur, flüsterte: „Sag mir, dass du nicht glaubst."

Arthur antwortete nicht.

Plötzlich drang ein Schrei durch den Chor. Tristan, der Junge, taumelte zurück, die Augen weit. „Sie… sie haben keinen Namen!" Er rang nach Luft. „Ich spüre es – sie sind leer, sie sind nur Atem!"

Da brach die Bewegung los. Die Kultisten stürmten nach vorn, nicht mit Waffen, sondern mit Händen, die nach Arthurs Brust griffen, nach seinem Atem.

Excalibur fuhr hoch, glühte, und ein gleißender Schnitt ging durch die erste Reihe. Körper zerfielen zu Staub, wie die Frau in Brynwaith. Doch die anderen jubelten, fielen auf die Knie, sangen lauter. *Atmen! Atmen! Atmen!*

Arthur schrie, schwang das Schwert noch einmal, und die Luft selbst zitterte.

Als der Staub sich legte, lag die Senke still. Dutzende Körper zerfallen, nur der kahlgeschorene Mann kniete noch, den Blick fest auf Arthur gerichtet.

„Du kannst uns töten," hauchte er, „aber du bist schon unser König. Der Atem gehört dir. Und du gehörst uns."

Dann zerfiel auch er.

Arthur stand keuchend, Excalibur brennend in der Hand. Die Ritter sahen ihn an – nicht als König, sondern als Gefahr.

Merlin trat zu ihm, legte ihm die Hand auf die Schulter. „Siehst du? Selbst die Leeren erkennen dich. Aber frag dich: Ist das Ehre – oder Fluch?"

Arthur schwieg. Denn in seinem Inneren wusste er: Es war beides.

Sie verließen die Senke mit Staub an den Stiefeln und Misstrauen in den Augen. Niemand sprach lange, nur die Pferde schnaubten, als wären auch sie mit dem Chor der Kultisten angesteckt. Arthur ritt vorne, Excalibur schwer in seiner Hand, und in jeder Pause seines Atems hörte er ihr Singen: *Atmen, Atmen, Atmen.*

Am siebten Tag führte der Weg sie in ein Tal, das aussah, als sei es schon hundertmal gestorben. Die Felsen waren schwarz, doch nicht von Feuer – sie glänzten feucht, als schwitzten sie. Kein Gras wuchs hier, nur graue Flechten, die wie verbrannte Finger aus der Erde ragten.

„Hier ist es stärker," murmelte Brangaine, ihre Stimme gedrückt.
Merlin nickte. „Nicht die Quelle. Aber ein Ableger. Ein Atem, der sich abgespalten hat. Wenn wir's nicht binden, frisst es das Tal – und weiter."

Gaheris grinste schief. „Endlich was zum Zuschlagen."

Doch als sie die Höhle am Ende des Tales erreichten, wich sein Grinsen. Denn aus der Dunkelheit kam kein Rauch, kein Feuer, sondern ein Puls. Wie ein Herzschlag, tief, dumpf, in der Erde selbst.

Sie traten ein. Der Boden war feucht, aber kalt, als tropfte Wasser aus einer toten Quelle. Wände glänzten, nicht von Mineralien, sondern von etwas, das wie Haut wirkte. Und im Innern, im Zentrum der Höhle, hing ein Sack aus Rauch, pulsierend, atmend, als hätte jemand die Lunge eines Gottes vergessen.

„Das… ist's?" flüsterte Tristan, die Hand am Schwert.
„Ein Ableger," sagte Merlin. „Ein Kind des Atems. Kein Drache – nur das, was Drachen atmet."

Plötzlich riss der Sack auf. Rauch stieß heraus, schwarz und weiß zugleich, formte Gestalten, Gesichter, Hände. Sie griffen nach der Tafelrunde, nicht wie Angreifer, sondern wie Hunger.

Die Ritter schrien ihre Namen. „CATHAN! BRANGAINE! BEDIVERE!" Jeder Schlag zerteilte Rauch, aber der Rauch kam zurück, dichter, gieriger.

Arthur hob Excalibur. Die Klinge vibrierte, heiß, und er spürte, wie sein Brustkorb im gleichen Takt ging. Er atmete – und das Ding atmete mit.

„Arthur!" rief Merlin. „Nicht zu viel! Wenn du's zu tief ziehst, bist du nicht mehr du!"

Doch Arthur spürte die Macht. Der Rauch wich, wenn er schwang. Die Gestalten zerfielen, wenn er brüllte: „ICH BIN ARTHUR!" Jedes Mal saugte die Klinge mehr, und jedes Mal brannte es tiefer in ihm.

Gaheris hieb neben ihm, aber seine Klinge ging durch Nebel, ohne Wirkung. „Es lacht über mich!" brüllte er. „Nur du kannst's schneiden!"
„Dann halt mir den Rücken frei!" schrie Arthur zurück.

Brangaine riss Tristan weg, als Rauchhände ihn umschlangen. „Sag deinen Namen!"
„TRISTAN!" keuchte er, und die Hände lösten sich. Doch seine Augen waren glasig, als hätte er fast vergessen, dass er ihn überhaupt hat.

Arthur sprang nach vorn, Excalibur erhoben. Der Sack pulsierte stärker, schneller, als sei er bereit, zu platzen. Stimmen dröhnten in der Höhle, dutzendfach, hundertfach, und jede sagte seinen Namen.

„Arthur… Arthur… Arthur…"

Er fühlte, wie er einsank. Nicht König, nicht Mensch, nur ein Wort, das sich selbst auffraß.

„Halt dagegen!" schrie Merlin. „Mit deinem Willen, nicht mit dem Schwert!"

Arthur schloss die Augen, spürte den Atem in sich, schwer, brennend. Dann brüllte er, lauter als alle Stimmen: „ICH BIN NICHT IHR! ICH BIN ARTHUR!“ Und er stieß Excalibur tief in den Sack.

Ein gleißendes Licht brach los, die Höhle bebte. Rauch explodierte, Hände lösten sich, Gesichter schrien. Die Ritter warfen sich zu Boden. Arthur stand allein, das Schwert im Fleisch des Atems, und spürte, wie es hineinströmte – nicht in die Erde, sondern in ihn.

Dann war Stille. Der Sack war zerfallen, die Höhle lag still, nur Tropfen fielen von der Decke.

Arthur kniete, keuchend, Excalibur noch in der Hand. Seine Augen brannten, sein Atem ging schwer.

Merlin kam zu ihm, legte die Hand auf seine Schulter. „Du hast gewonnen,“ sagte er. „Aber du hast auch genommen. Du bist nicht mehr nur Träger. Du bist Jäger – und Gejagter.“

Arthur hob den Blick. In seinen Augen flackerte etwas, das nicht nur sein eigenes war.

Sie verließen die Höhle im Schweigen. Jeder Schritt klang zu laut, als fürchte der Boden selbst, noch einmal erzittern zu müssen. Der Himmel draußen war bleiern, aber nach der Dunkelheit wirkte er grell wie ein Messer.

Arthur ging vorneweg, Excalibur in der Faust, das Schwert vibrierte noch immer. Er hielt den Atem an, weil er sonst hörte, wie *es* in ihm atmete.

Cathan war der Erste, der brach. „Götter,“ knurrte er, „wir haben’s gesehen. Es hat ihn gefressen. Nicht alles, aber genug. Seht ihn an.“

Brangaine packte seinen Arm. „Halt still. Er hat uns gerettet. Ohne ihn wären wir Staub.“

„Gerettet?“ fuhr Gaheris dazwischen, seine Stimme roh vor Zorn und Furcht. „Gerettet? Er hat’s in sich gezogen! Er ist jetzt voller Loch! Wenn er nachts neben uns schläft, wachen wir vielleicht als Asche auf.“

Tristan flüsterte seinen Namen, leise, immer wieder, aber er klang nicht wie ein Gebet, sondern wie eine Bitte um Bestätigung: *Sag mir, dass ich noch ich bin.*

Arthur blieb stehen, drehte sich um. „Genug.“ Seine Stimme war tiefer, rauer, nicht nur aus Erschöpfung. „Ihr wollt wissen, was ich bin? Ich bin Arthur. Ich trage das Schwert. Ich trage das Reich. Und ja – ich trage den Atem. Aber solange ich stehe, stehe ich für euch. Wenn ihr mir nicht glaubt – dann geht.“

Die Ritter schwiegen, aber ihre Blicke sagten mehr als Worte. Bedivere, kühl, prüfend, als wöge er bereits, wann der König ein Feind wird. Brangaine, voller Trotz, die Augen hart, aber mit einem Rest Hoffnung. Gaheris, Zorn im Gesicht, Angst in den Händen. Cathan, schwer atmend, als sei ein Teil von ihm bereit, sich schon jetzt zu schlagen.

Merlin trat neben Arthur, sein Gesicht wie Stein. „Sie zweifeln, weil sie recht haben,“ sagte er leise, aber so, dass es alle hörten. „Du bist nicht mehr nur Mensch. Du bist Gefäß. Gefäß bricht früher oder später. Die Frage ist, wie viele darunter begraben werden.“

Arthur packte den Stab des Zauberers, die Finger weiß vor Druck. „Sag das nicht noch einmal."

Merlin riss den Stab los, seine Augen blitzten. „Du fürchtest es selbst! Ich sehe es in deinem Blick. Du hast nicht Angst vor Drachen, nicht vor Kriegen. Du hast Angst vor deinem eigenen Atem."

Arthur wollte antworten, doch die Worte erstickten. Denn Merlin hatte recht. Er hörte es selbst – das gleichmäßige Ziehen, schwerer, fremder, als atme eine zweite Brust in seiner eigenen.

Die Nacht fiel, sie schlugen Lager auf. Keiner sprach viel, keiner schlief gut. Brangaine wachte mit gezücktem Schwert, als misstraue sie nicht nur dem Wald, sondern auch dem König. Gaheris trank, lachte zu laut, um seine Furcht zu ertränken. Tristan schluchzte leise zwischen den Namensrufen, als fürchte er, er könnte trotzdem verschwinden.

Arthur saß allein, Excalibur über den Knien. Die Klinge vibrierte noch, leise, rhythmisch, als wäre sie Teil seines Herzens. Er legte die Hand auf die Brust und fühlte zwei Schläge: seinen eigenen – und *den anderen.*

Zum ersten Mal seit er das Schwert aus dem Stein gezogen hatte, dachte er nicht an Sieg, nicht an Reich, nicht an Krone. Er dachte daran, ob er selbst der Feind war.

Merlin setzte sich neben ihn, wortlos. Sie sahen ins Feuer, das knisterte, als höre es mit.

„Sag mir, Merlin," flüsterte Arthur, „wie lange kann ich's halten?"

Der Zauberer schwieg lange, dann murmelte er: „So lange, bis es dich hält. Und dann ist nicht mehr die Frage, wie lange du stehst – sondern wie tief du fällst."

Arthur schloss die Augen. In seinen Ohren hallte das Singen der Kultisten. *Atmen. Atmen. Atmen.*

Und er wusste: die Jagd hatte ihn gefunden.

Am achten Tag erreichten sie ein Tal, das anders roch als alles zuvor. Kein Schwefel, kein Staub – sondern Brot. Frisches Brot. Rauch stieg aus Kaminen, aber er war golden, süßlich, fast wie Honig.

„Ein Dorf," murmelte Tristan, überrascht, als hätte er vergessen, wie Normalität aussieht.

Doch als sie näher kamen, merkten sie: Es war nicht normal. Die Menschen kamen ihnen entgegen, Dutzende, vielleicht Hunderte, in weißen Hemden, die Gesichter voller Glanz. Kinder liefen vor, warfen Blumen, die nach nichts rochen. Frauen sangen, Männer knieten.

„Er ist's!" rief jemand. „Der Herr des Atems!"
„Der König, der das Feuer trägt!"
„Der, der uns nicht verbrennt, sondern heilt!"

Arthur zog die Zügel, die Tafelrunde stoppte. Das Volk umringte sie, Hände ausgestreckt, nicht feindlich, sondern gierig nach Berührung.

Eine alte Frau drängte sich vor, griff nach Arthurs Fuß im Steigbügel. „König," flüsterte sie, „seit du gebunden hast, atmen wir leicht. Die Felder tragen wieder. Das Vieh fällt nicht mehr tot um. Du bist unser Atem."

Brangaine wich zurück, die Hand am Schwert. „Das ist falsch," murmelte sie. „Sie verehren ihn, weil er's trägt. Aber wenn er's trägt, dann sind sie nur ruhig, solange er ruhig ist."

Gaheris grinste scharf. „Und wenn er fällt, fallen sie. Aber schau sie dir an – sie wollen's! Vielleicht sollte er wirklich ihr König sein. König der Löcher, König des Staubs. Sie lieben ihn mehr, als je jemand uns lieben wird."

Cathan knurrte. „Halt die Klappe. Er ist König für uns alle, nicht nur für diese Narren."

Bedivere schwieg, sah Arthur nur prüfend an. Seine Augen sagten: *Willst du es glauben?*

Arthur stieg ab. Die Menge jubelte, Hände griffen nach ihm, rissen fast an seinem Mantel. Er hob die Hände, und plötzlich wurde es still.

„Warum verehrt ihr mich?" fragte er. „Ich bin ein Mensch, nicht mehr."

„Nein!" riefen sie im Chor. „Du bist mehr! Du hast das Loch gehalten. Du atmest für uns. Wenn du atmest, leben wir. Wenn du stirbst, sterben wir. Du bist unser Atem."

Arthur fühlte, wie seine Brust schwer wurde. Er wollte schreien: *Ihr irrt euch!* Aber tief in ihm, dort, wo der fremde Schlag pochte, regte sich etwas wie Stolz.

Merlin trat vor, die Stimme schneidend. „Ihr macht ihn zu Gott, und damit macht ihr ihn zu eurem Tod. Ihr wisst nicht, was ihr verehrt!"

Die alte Frau wandte sich ihm zu, die Augen glänzend. „Wir wissen. Wir haben keine Angst. Nur Hunger. Und er stillt ihn."

Die Menge stimmte ein: „Hunger! Atem! König!"

Arthur sah Merlin an, dann die Tafelrunde. Brangaine schüttelte den Kopf, Gaheris grinste, Tristan murmelte panisch seinen Namen.

Arthur hob Excalibur, die Klinge glomm schwach. „Ich bin Arthur," sagte er, „nicht Atem. Ich bin König, nicht Gott. Vergesst das nicht."

Die Menge jubelte trotzdem, als hätte er ihnen den Himmel versprochen.

Später, am Lager, flammte der Streit auf.

„Siehst du, König?" rief Gaheris. „Du musst nicht gegen's Loch kämpfen – du *bist* das Loch. Und sie lieben dich dafür."

Brangaine sprang auf. „Schweig, du Narr! Er ist König, weil er gegen das Loch steht, nicht weil er's wird."

„Vielleicht gibt’s keinen Unterschied,“ zischte Bedivere. „Vielleicht war der Tag, an dem er Excalibur zog, schon der Tag, an dem er begann, es zu werden.“

Arthur schwieg. Er hörte nur noch den Jubel in seinen Ohren – und das Pochen in seiner Brust, das lauter wurde, als feiere der Atem selbst.

Die Nacht im Dorf war schwerer als jede Schlacht. Sie gaben Arthur ein Haus, doch er schlief nicht. Die Jubelrufe des Tages hingen ihm in den Ohren wie Glocken, die nicht verstummen wollten. „Herr des Atems“, hatten sie gerufen, als wäre es ein Titel, als wäre es Krone und Schicksal zugleich.

Er saß am Tisch, Excalibur vor sich, die Klinge glimmte im Dunkel wie eine Kohle, die nie erlischt. Und dann hörte er es: den Atem. Nicht draußen, nicht in seiner Brust – sondern im Schwert selbst.

Er legte die Stirn auf den Knauf, und der Schlaf brach über ihn herein.

Er träumte.

Er stand nicht in einem Haus, nicht in einem Dorf, nicht in seinem Reich. Er stand in einer Höhle, größer als jedes Tal, das er kannte. Wände aus Fleisch, Boden aus Stein, der atmete. Über ihm ein Himmel aus Rauch, der ihn zu verschlingen drohte.

Und im Zentrum: ein Riss. Kein Tier, kein Gott, nur ein Spalt im Sein. Er sog alles ein – Licht, Zeit, Namen. Aus der Finsternis quollen Hände, Gesichter, Schatten. Manche erkannte er: die Frau aus Brynwaith, der kahlgeschorene Kultist, sogar Ritter seiner eigenen Tafel.

Dann sah er sich selbst. Nicht als Mensch, sondern als Gefäß. Sein Körper war durchsichtig, und in ihm atmete der Riss. Jeder Atemzug dehnte ihn, bis er zu platzen drohte. Und die Stimmen riefen: *Arthur. Arthur. Arthur.*

Eine Gestalt trat aus der Dunkelheit. Morgana.

Sie trug kein Gewand, nur den Schatten selbst. Ihre Augen waren grün, und in ihnen brannte das Zwielicht. Sie lächelte, als hätte sie längst auf ihn gewartet.

„Bruder,“ sagte sie, „du jagst, was längst in dir wohnt. Die Quelle liegt nicht im Land. Sie liegt in deinem Blut. Du bist der Atem. Du bist das Reich. Und wenn du fällst, fällt alles.“

Arthur wollte antworten, doch seine Stimme war Rauch.

Morgana trat näher, legte eine Hand auf seine Brust. „Fürchte dich nicht. Wenn du brichst, fange ich dich auf. Und dann gehören wir beide dem Atem.“

Arthur schrie, und das Schwert fuhr hoch – im Traum wie in der Wirklichkeit. Er erwachte, das Haus erzitterte, und die Klinge glomm wie Feuer.

Merlin stand in der Tür, den Blick ernst. „Du hast’s gesehen.“
Arthur nickte, keuchend. „Die Quelle… ist nicht draußen.“
„Nein,“ sagte Merlin leise. „Die Quelle ist tiefer. In dir. Aber auch unter dir. Wo Blut, Stein und Atem eins sind.“

Arthur senkte den Blick auf Excalibur. Es glomm noch, als hätte es selbst den Traum gesehen.

Am Morgen brachen sie auf. Das Volk jubelte, warf Blumen, rief: „Herr des Atems! König! Retter!“ Doch Arthur hörte nur Morgana in seinem Ohr: *Wenn du fällst, fange ich dich.*

Und er wusste: Die Jagd war nicht mehr nur eine Suche nach einem Ort. Sie war ein Weg ins Herz des Reiches – und in sein eigenes Herz.

Der Zauberer und die Krieger

Das Lager lag am Rand eines verkrüppelten Waldes. Die Bäume standen schief, als hätten sie zu lange zugehört, und die Äste knackten leise im Wind, als wollten sie mitreden. Das Feuer knisterte müde, und die Ritter saßen drum herum wie Männer, die zwar nebeneinander, aber nicht miteinander atmeten.

Arthur hockte am Rand, Excalibur über den Knien. Der Atem in seiner Brust ging schwer, gleichmäßig, wie ein zweiter Takt, der nicht sein eigener war. Jeder hörte es – niemand sagte es. Noch nicht.

Gaheris brach das Schweigen. Er stieß den Becher in den Boden, dass der Wein in den Staub sickerte. „Ich sag’s, wie’s ist: Wir brauchen keine Zauberer. Kein Stab, kein Gemurmel. Schwerter, Schilde, Muskeln – das reicht. Der Atem hat Angst vor Stahl, nicht vor Sprüchen.“

Brangaine schnaubte, spuckte ins Feuer. „Du Dummkopf. Hast du gesehen, wie dein Schwert in der Höhle durch Nebel fuhr? Es schnitt nur Luft. Wenn Arthur nicht das Schwert gehabt hätte – und Merlin seine Sprüche – wärst du längst Staub, und dein Name wär ein Echo.“

„Mein Name braucht keine Zauberformel,“ fauchte Gaheris. „Ich brüll ihn, und die Götter hören’s.“

„Die Götter hören nichts,“ warf Bedivere kühl ein. „Sie hören schon lange nicht mehr. Wenn überhaupt noch jemand hört, dann er.“ Er deutete auf Merlin, der schweigend am Rand saß, die Augen halb geschlossen.

Cathan lachte dumpf, schlug mit der Faust auf den Boden. „Lasst den Alten in Ruhe. Ohne ihn wären wir blind durch’s Loch geritten. Aber ich sag auch: zu viel Zauber macht weich. Stahl hält. Zauber frisst.“

„Stahl frisst dich schneller,“ murmelte Merlin ohne die Augen zu öffnen.

Die Stimmen erstarben kurz, als hätte der Wald zugehört. Dann fuhr Gaheris auf. „Da, hört ihr’s? Der Alte flüstert schon, als wären wir Kinder. Aber er ist’s, der den König gebunden hat! Er hat ihn zum Gefäß gemacht. Ohne ihn wäre Arthur noch frei!“

Arthur hob den Kopf, die Worte trafen ihn wie ein Schlag.

Brangaine sprang auf. „Halt den Mund, Gaheris! Arthur zog das Schwert selbst. Er war’s, der den Atem nahm. Merlin hat ihn nicht gezwungen.“

„Und doch," knurrte Bedivere, „hat er ihn geleitet. Er führte ihn zu Stonehenge, zu den Steinen, die sprachen. Er hat ihn zum Loch gebracht. Vielleicht wollte er's so. Vielleicht war's immer sein Plan."

Die Ritter murrten, die Stimmen wurden lauter, Hände griffen nach Schwertern, nicht um sie zu ziehen, sondern weil sie wussten, wie schnell es kippen konnte.

Arthur erhob die Stimme, rau, tief. „Genug."

Sie verstummten, aber die Augen brannten.

„Ich bin der König," sagte er. „Nicht Merlin, nicht ihr. Ich trage das Schwert, ich trage den Atem. Wenn ihr Zweifel habt – sprecht sie. Aber redet nicht, als wärt ihr frei von Schuld. Jeder von euch hat genickt, als ich Excalibur zog. Jeder hat gejubelt, als ich den Atem band. Und jetzt wollt ihr mir sagen, ich sei nur Merlins Gefäß?"

Er sah sie an, einen nach dem anderen. Brangaine wich nicht zurück. Cathan presste die Lippen zusammen. Bedivere blickte kühl zurück. Gaheris grinste, zu stolz, um Angst zu zeigen. Tristan murmelte panisch seinen Namen.

„Dann hört mich," sagte Arthur. „Ohne Merlin wären wir schon Staub. Ohne euch auch. Ich brauche beide. Schwert und Zauber. Wenn einer fehlt, fällt alles."

Merlin öffnete die Augen, und in ihnen lag kein Glanz, sondern Müdigkeit. „Er spricht die Wahrheit," sagte er leise. „Aber die Wahrheit bricht euch das Genick. Denn ihr werdet's nie halten – den Kreis zwischen Klinge und Spruch. Einer von euch wird's immer zerreißen."

„Und wer?" rief Gaheris. „Sag's doch, alter Mann! Wer zerreißt?"

Merlin blickte ins Feuer, das hochschlug, als antwortete es selbst. „Ihr alle. Und er." Sein Blick fiel auf Arthur.

Das Feuer knackte, und der Wind trug die Worte weiter. Der Kreis schwieg – aber in der Stille war mehr Streit als in jedem Schrei.

Der Wind zerrte am Feuer, Funken sprangen in die Nacht. Die Stille nach Merlins Worten hielt nicht lange. Gaheris stand auf, schwankend, die Hand fest um den Schwertgriff. „Genug Gerede. Wenn der Alte sagt, wir alle zerreißen den Kreis – dann fang ich an. Dann zeig ich, dass Klinge mehr taugt als Zauber."

Cathan schnaubte. „Setz dich, Narr."
Doch Gaheris grinste breit, ein Grinsen voller Trotz. „Nein. Ich will's wissen. Wenn Merlin so klug ist, soll er mich aufhalten."

Er trat in den Kreis, zog das Schwert, das Metall blitzte im Feuerschein. „Zauberer! Sprich deine Worte, ruf dein Licht. Ich will sehen, ob's mehr ist als Rauch."

Merlin rührte sich kaum. Er saß noch immer, die Hände auf den Knauf seines Stabes. Seine Augen waren dunkel, tiefer als der Wald um sie. „Wenn ich dich aufhalte, Gaheris, bist du tot. Wenn ich dich nicht aufhalte, ist der Kreis tot. Welche Wahl willst du mir lassen?"

Das brachte Gaheris kurz zum Stocken, doch sein Stolz war größer. „Dann wähl. Ich steh hier. Ritter gegen Magier. So einfach."

Arthur sprang auf, Excalibur in der Faust. „Schluss!" Seine Stimme grollte, und die Ritter zuckten zusammen. Aber Gaheris wich nicht.

„König," knurrte er, „du stehst zwischen uns. Aber irgendwann musst du wählen. Wir Ritter – oder dein Zauberer."

Brangaine stieß ihn zurück, hart, fast wie ein Schlag. „Du bist ein Idiot, Gaheris. Er hält uns alle zusammen. Willst du ihn in zwei reißen?"

Gaheris packte ihre Hand, riss sie weg. „Vielleicht muss er. Vielleicht ist das der einzige Weg."

Das Schwert blitzte, Brangaine hatte ihres gezogen, und plötzlich war die Luft voller Stahl.

Cathan sprang dazwischen, brüllte: „Reißt euch zusammen!" Doch selbst er konnte die Klingen kaum trennen. Tristan schrie seinen Namen, immer wieder, panisch. „Tristan! Tristan!"

Arthur stürzte vor, Excalibur hoch. Ein Schlag gegen beide Klingen, und Funken sprühten wie Sterne. Die Macht des Schwertes ließ Gaheris und Brangaine zurücktaumeln, ihre Schwerter klirrten auf die Erde.

Arthur stand zwischen ihnen, die Augen brennend. „Noch ein Schlag," knurrte er, „und ihr kämpft nicht gegen euch – ihr kämpft gegen mich."

Die Ritter starrten ihn an. Das Feuer spiegelte sich in seinen Augen, und für einen Moment wirkte er selbst wie das Loch, das er trug.

Langsam wich Gaheris zurück, die Hände zitterten. „Das ist's," murmelte er. „Du bist nicht mehr König. Du bist das Ding. Du hast mehr von ihm, als du zugibst."

Brangaine hob ihr Schwert auf, die Klinge zitterte. „Nein. Er ist Arthur. Aber er bricht, wenn wir weiter so streiten."

Bedivere schwieg, aber sein Blick sagte alles: Er hatte gesehen, wie nah Arthur selbst am Abgrund stand.

Merlin erhob sich endlich. Der Stab in seiner Hand glomm schwach. „Seht ihr? Das ist der Anfang. Ein Kreis, der sich gegen sich selbst wendet, kann kein Reich tragen. Heute war's Gaheris. Morgen seid ihr es alle. Und eines Tages – er."

Sein Finger zeigte auf Arthur. Das Feuer knackte, als bestätigte es die Prophezeiung.

Arthur ballte die Faust um Excalibur, das vibrierte wie ein Herzschlag. Er wollte widersprechen – doch tief in seiner Brust wusste er: Merlin hatte recht.

Die Nacht war dick und zäh, als hätte der Streit selbst den Himmel verfinstert. Das Feuer war heruntergebrannt, nur die Glut glomm noch, rot wie wütende Augen im Staub. Die meisten

Ritter schliefen unruhig, jeder mit der Hand am Schwert. Nur Arthur saß wach, Excalibur über den Knien, die Finger am Griff wie an einem letzten Halt.

Ein Knacken im Laub. Schritte. Gaheris trat aus der Dunkelheit, eine Silhouette, breit, schwankend, der Atem nach Wein stinkend. Er blieb vor Arthur stehen, das Schwert lose an der Hüfte.

„König," begann er, die Stimme rau, „ich will reden. Kein Streit. Nur reden."

Arthur sah ihn an, das Gesicht hart. „Du hast heute genug geredet."

„Vielleicht," sagte Gaheris, „aber nicht das Richtige."

Er hockte sich nieder, das Gesicht im flackernden Schein. „Sag mir ehrlich, Arthur: Glaubst du wirklich, Merlin ist auf deiner Seite? Ganz? Glaubst du, er sieht dich als König – oder nur als Werkzeug? Er war's, der dich zu den Steinen führte. Er war's, der dich das Schwert ziehen ließ. Er war's, der dich den Atem fressen ließ. Und jetzt sitzt er da, prophezeit dein Ende, als hätt er's schon beschlossen."

Arthur schwieg. Die Worte brannten.

„Ich sag dir was," fuhr Gaheris fort, leiser, fast verschwörerisch. „Merlin hat seine eigenen Pläne. Zauberer haben immer Pläne. Du bist sein Gefäß, ja – aber nicht für den Atem. Für ihn. Er will dich halten, lenken, bis du brichst. Und dann nimmt er, was übrig bleibt."

Arthur zog scharf die Luft ein. „Und was schlägst du vor?"

Gaheris grinste, ein schiefer, gefährlicher Zug. „Halte die Krieger nah. Uns. Lass uns das Reich bauen. Mit Schwert, mit Blut, mit Mut. Und halte ihn auf Abstand. Hör auf ihn, wenn's sein muss, aber glaube ihm nie ganz. Denn wenn du dich nur auf ihn verlässt, König – dann bist du schon verloren."

Arthur starrte ins Feuer, die Worte hallten in ihm nach. *Merlin hat seine eigenen Pläne.*

Excalibur vibrierte, leise, als reagiere es. Und in seinem Brustkorb pochte der Atem, gleichmäßig, spöttisch.

„Und wenn du dich irrst?" fragte Arthur. „Wenn Merlin der Einzige ist, der weiß, wie man's hält?"

„Dann sind wir alle Staub," sagte Gaheris trocken. „Aber hör zu, Arthur: Lieber sterb ich im Staub mit Schwert in der Hand, als dass ich zusehe, wie ein Zauberer dich wie eine Marionette tanzen lässt."

Er erhob sich, schwankte, spuckte ins Feuer. „Denk drüber nach. Morgen bist du König. Aber übermorgen vielleicht nur noch sein Schatten."

Dann verschwand er in die Dunkelheit.

Arthur blieb allein. Er starrte in die Glut, hörte den Atem in seiner Brust und Merlins Worte in seinem Kopf: *Du bist Gefäß.* Dann hörte er Gaheris: *Du bist Marionette.*

Er legte die Stirn auf Excalibur. Zum ersten Mal seit Langem wusste er nicht, was schwerer wog: das Loch in seiner Brust – oder das Misstrauen in seiner Runde.

Der Morgen kam grau, schwer wie nasser Stoff. Kein Vogel sang, nur die Pferde scharrten unruhig, als spürten sie, dass im Kreis etwas nicht stimmte. Die Ritter sattelten schweigend, jeder für sich, die Klingen fest am Gürtel, die Augen wachsam – nicht nur gegen Feinde draußen, sondern auch gegen einander.

Merlin stand abseits, den Stab in der Erde, die Augen geschlossen. Doch er brauchte keine Worte, um zu wissen: Die Nacht hatte etwas verschoben. Die Krieger sprachen leiser, schauten öfter zu Arthur – und noch öfter zu ihm.

Er trat zu Arthur, der am Feuer kniete und Brot brach. „Sie haben mit dir geredet." Es war keine Frage.

Arthur sah hoch, die Finger zögerten. „Gaheris."

Merlin nickte. „Er hat dir gesagt, dass ich dich lenke. Dass ich dich wie eine Marionette halte."

Arthur schwieg. Seine Augen verrieten zu viel.

Merlin setzte sich neben ihn, das Gesicht hart, aber nicht ohne Müdigkeit. „Hör mich an, Junge. Ich habe dich nicht geschaffen. Ich habe dich gefunden. Und ja – ich habe dich geführt. Weil das Reich einen König brauchte, der mehr ist als Schwert und Krone. Aber ich halte keine Fäden. Ich kenne den Weg, doch ich zwinge dich nicht, ihn zu gehen."

Arthur biss ins Brot, kaute, schluckte schwer. „Und wenn sie recht haben? Wenn ich nur dein Gefäß bin – für Atem, für Macht, für dein Spiel?"

Merlins Stimme war scharf wie Stahl. „Dann wärst du längst tot. Denn Gefäße zerbrechen, wenn sie nicht getragen werden. Du bist nicht Gefäß. Du bist Träger. Aber das Reich glaubt lieber an Schwerter als an Sprüche. Und so werden sie dich gegen mich stellen."

Arthur sah hinüber zur Tafelrunde. Brangaine spannte den Bogen, Bedivere prüfte die Klinge, Cathan lachte zu laut, Gaheris blickte schon wieder zu ihnen herüber, die Augen wie glühende Kohlen. Tristan murmelte seinen Namen, leiser als sonst.

„Sie werden mich nicht verlassen," sagte Arthur, doch seine Stimme klang nicht wie ein Befehl, sondern wie ein Wunsch.

Merlin legte die Hand auf Excalibur, die noch immer leicht vibrierte. „Sie werden dich nicht verlassen, nein. Aber sie werden gegen mich ziehen. Und wenn du dich zwischen uns stellst, bist du zerrissen. Das ist der Riss, von dem ich sprach."

Arthur spürte den Atem in seiner Brust, schwer, ungleichmäßig. „Und wenn der Riss schon längst in mir ist?"

„Dann," sagte Merlin leise, „wird das Reich in zwei fallen. Zauber gegen Schwert. Bruder gegen Bruder. König gegen sich selbst."

Das Horn eines Bauern klang in der Ferne, ein dumpfer Ruf. Die Stille zerbrach. Die Ritter griffen nach den Zügeln, nach Schwert und Schild. Doch Arthur blieb noch einen Moment sitzen, den Blick auf Merlin gerichtet.

„Du sagst, ich bin Träger," murmelte er. „Aber was, wenn das Tragen selbst mich bricht?"

Merlin antwortete nicht. Sein Schweigen war schwerer als Worte.

Arthur erhob sich, Excalibur in der Hand, und ging zum Kreis. Er wusste: Der Kampf um das Reich war nicht mehr nur draußen. Er hatte begonnen – hier, zwischen Zauberer und Kriegern.

Sie ritten weiter, schweigend, die Spannung wie ein Draht zwischen ihnen. Der Himmel hing bleiern über den Feldern, und Arthur fühlte bei jedem Atemzug den Widerhall des Lochs in seiner Brust. Die Ritter schauten einander zu oft an, zu wenig nach vorn. Jeder misstraute jedem, und Merlin war der unsichtbare Knoten, um den sich alles spannte.

Dann kam der Überfall.

Ein Schrei riss die Stille, dann das Klirren von Metall. Aus den Hecken am Weg sprangen Gestalten, vermummt, mit groben Klingen und Stangen bewaffnet. Kein Atem, kein Nebel – Menschen. Räuber, vielleicht Bauern, vielleicht Soldknechte, aber ihre Augen waren glasig, als hätte auch sie etwas vom Loch getrunken.

„Für den Atem!" brüllte einer, und die ganze Meute stürzte vor.

Die Tafelrunde reagierte instinktiv. Brangaine riss den Bogen hoch, der erste Pfeil ging durch den Hals eines Angreifers. Cathan stürmte mit der Axt, schlug einen Mann zu Boden, das Blut spritzte. Gaheris lachte wild, als er mit seinem Schwert zwei auf einmal abwehrte.

Merlin hob den Stab, murmelte Worte, die Luft wurde schwer, Funken zuckten wie Blitze. Zwei Angreifer stolperten, als hätten unsichtbare Hände ihnen die Beine weggezogen.

Doch statt Dank hörte Arthur Gaheris brüllen: „Halt den Zauber zurück, alter Mann! Ich brauch dein Geflüster nicht, um mir die Kehle aufzuschneiden!"

„Und ohne mein Geflüster wärst du schon Staub!" donnerte Merlin zurück, während der Stab zuckte.

Arthur sprang ins Getümmel, Excalibur in der Hand. Die Klinge vibrierte, als freute sie sich auf Blut. Jeder Schlag war ein Blitz, die Gegner fielen, schrien, starben – und jedes Mal spürte Arthur, wie die Klinge mehr nahm, als sie gab.

Er sah Bedivere kämpfen, kühl, präzise, keinen Schlag zu viel. Brangaine schrie Befehle, hielt Tristan aufrecht, der fast erstarrte. Cathan lachte noch immer, wild wie ein Tier. Gaheris schlug, aber sein Blick blieb immer wieder bei Merlin, voller Hass, als kämpfte er weniger gegen Räuber als gegen den Zauberer selbst.

Arthur spürte, wie der Kreis brach, auch wenn sie Schulter an Schulter kämpften.

Der Kampf dauerte nicht lang. Die Räuber flohen, als die Hälfte von ihnen im Staub lag. Manche zerfielen, als wäre der Atem in ihnen gewesen, andere bluteten wie Menschen. Das Feld war still, nur das Röcheln der Sterbenden blieb.

Die Ritter standen keuchend, blutverschmiert, lebendig. Doch sofort flammte der Streit auf.

„Seht ihr!“ brüllte Gaheris, das Schwert noch in der Hand. „Er hat seine Blitze losgelassen! Wir hätten’s selbst geschafft, aber nein – er muss wieder zeigen, dass wir nur Kinder sind!“

Merlin starrte ihn an, das Gesicht finster. „Du kämpfst mit Stahl gegen Schatten. Ich kämpfe mit Schatten gegen Stahl. Ohne beides fallen wir.“

„Lüge!“ Gaheris trat vor, sein Atem stank nach Blut. „Ohne dich wären wir freier. Du hältst uns gebunden – an Sprüche, an Magie, an Angst.“

Arthur riss Excalibur hoch, die Klinge zischte. „Genug!“ Seine Stimme grollte, tiefer als der Donner. „Noch ein Wort, Gaheris, und du kämpfst nicht gegen ihn, sondern gegen mich.“

Die Ritter verstummten. Das Feld war voller Blut, und in der Stille war nur Arthurs Atem zu hören – schwer, ungleichmäßig, als wäre er selbst der Feind.

Brangaine senkte den Bogen. „Seht ihr nicht? Der Atem frisst nicht nur das Land. Er frisst uns. Und wenn wir so weitermachen, sind wir keine Tafelrunde mehr, sondern Staub in der Luft.“

Merlin stützte sich schwer auf seinen Stab. „Sie hat recht. Und doch werdet ihr weiterkämpfen – gegeneinander mehr als gegen das Loch.“

Arthur schloss die Augen. Er wusste: Das Reich brauchte Einigkeit. Doch alles, was er sah, war ein Kreis aus Kriegern und einem Zauberer, die sich misstrauten – und er selbst dazwischen, schon halb zerrissen.

Die Nacht senkte sich wie ein schwarzer Mantel, und das Blut auf dem Feld roch noch immer süßlich, obwohl sie längst ein Stück weitergezogen waren. Das Lagerfeuer brannte niedrig, die Ritter lagen verstreut, jeder in seiner eigenen Festung aus Misstrauen. Brangaine wachte, der Bogen auf den Knien. Gaheris drehte sich unruhig im Schlaf, murmelte Worte, die mehr nach Flüchen klangen. Merlin saß still, der Stab auf den Knien, die Augen geschlossen, als lausche er einem Lied, das nur er hören konnte.

Arthur aber fand keinen Schlaf. Er saß abseits, Excalibur quer über seinen Schoß. Das Schwert vibrierte leise, wie ein Tier, das atmete. Jedes Mal, wenn er die Augen schloss, hörte er den Klang von Stahl, das Rufen von Namen, und darunter ein dunkles Flüstern, das nur drei Worte kannte: *Atme. Atme. Atme.*

Er legte die Hand auf den Griff, spürte die Wärme. Es war keine Wärme wie vom Feuer – es war die Hitze von Blut, das nicht sein eigenes war.

„Wen trägst du, Arthur?“ flüsterte er in die Nacht. „Das Reich? Den Atem? Oder mich selbst?“

Das Schwert antwortete nicht, aber er fühlte, wie es stärker vibrierte. Und plötzlich, in der Glut des Feuers, sah er sein Spiegelbild in der Klinge – nicht er, nicht ganz. Das Gesicht war seines, aber die Augen waren tiefer, schwarz, als wäre dort kein Mensch mehr, sondern ein Loch.

Arthur riss den Blick weg, doch das Bild blieb in ihm.

Er dachte an Merlins Worte: *Du bist Träger.*
Er dachte an Gaheris' Worte: *Du bist Marionette.*
Und er dachte an Brangaines Stimme, voller Trotz: *Du bist Arthur.*

Alle drei Stimmen hallten, vermischten sich, bis er nicht mehr wusste, welche seine war.

Er flüsterte: „Ich bin Arthur."
Excalibur vibrierte härter, als widerspräche es.
„Ich bin Arthur!" schrie er diesmal, und das Feuer flackerte hoch.

Die Ritter murmelten im Schlaf, aber keiner wachte auf. Nur Merlin öffnete langsam die Augen, sah ihn an, sagte nichts.

Arthur hielt den Blick des Zauberers für einen Herzschlag lang. Er wollte schreien: *Hilf mir!* Doch stattdessen legte er die Stirn auf das Schwert.

In seinem Innern pochte der Atem, gleichmäßig, spöttisch, wie eine zweite Brust, die ihn längst überlagert hatte. Und er wusste: Vielleicht gab es kein „Zauberer oder Krieger". Vielleicht war er selbst längst das Dritte – der Atem im Fleisch.

Der Morgen brach nicht in Licht, sondern in Lärm. Noch ehe die Sonne den Horizont fand, grollte ein Geräusch, als risse die Erde selbst auf. Die Pferde schrien, die Ritter sprangen hoch, Hände am Schwert, Augen voll Furcht.

Arthur fuhr hoch, Excalibur in der Faust, noch glühend von der Nacht. Der Himmel über ihnen war grau, aber mitten darin öffnete sich ein Spalt – kein Feuer, kein Blitz, sondern ein Riss, der in die Tiefe statt in die Höhe führte. Wolken zogen hinein, Vögel stürzten, als hätte die Luft selbst aufgehört, zu tragen.

„Das Reich ruft," murmelte Merlin, der schon stand, den Stab erhoben. „Es zeigt euch, was ihr seid – und was kommt."

„Götter," fluchte Cathan, „kann das Land denn nie still sein?"

Brangaine spannte den Bogen, obwohl es keinen Feind gab, nur Himmel. „Still ist es nur, wenn es tot ist."

Gaheris trat vor, den Blick fest auf Arthur. „Siehst du, König? Dein Atem zerreißt schon den Himmel. Und der Alte da nennt es nur ein Zeichen."

Arthur starrte in den Spalt, der langsam wieder zusing, als hätte er nie existiert. Aber er wusste, dass er ihn gespürt hatte – in seiner Brust, im Schwert, im Reich.

„Wir ziehen weiter," sagte er, die Stimme tief, ohne Zweifel. „Kein Streit mehr. Nicht heute. Wir haben keine Zeit für Zungen, wenn Himmel und Erde zerbrechen."

Die Ritter nickten – nicht aus Einigkeit, sondern aus Not. Bedivere zog den Mantel enger, Brangaine schulterte den Bogen, Cathan brummte, Tristan murmelte seinen Namen, Gaheris knurrte nur.

Merlin trat neben Arthur, flüsterte: „Sie folgen dir, weil sie müssen. Aber der Riss bleibt. In ihnen. In dir."

Arthur antwortete nicht. Er legte Excalibur an seine Seite, spürte, wie es vibrierte, im gleichen Takt wie der Riss im Himmel.

Und er wusste: Der Krieg war nicht nur draußen. Er war in ihnen, zwischen ihnen, und vor allem – in ihm selbst.

Lancelots Verrat

Sie kamen aus einem Süden, der noch nach Staub roch, in eine Stadt, die nicht zerfressen war. Zum ersten Mal seit Wochen hörten sie nicht Schreie, sondern Lachen, hörten sie nicht Atem, sondern Gesang. Und mittendrin wartete er: Lancelot.

Das Volk stand dicht gedrängt, als er durch die Tore ritt. Ein Schwert wie Silber an der Hüfte, ein Gesicht, das aussah, als wäre es aus einer besseren Welt geschnitzt. Frauen warfen Blumen, Männer riefen seinen Namen, Kinder liefen nebenher, als trüge er selbst den Sommer im Sattel. Er hob die Hand, lächelte, als wäre er gewohnt, angebetet zu werden.

„Da," murmelte Brangaine, die den Helm abnahm und mit schmalen Augen zusah. „Unser neuer Held. Glänzend wie eine Münze – und genau so hohl, wetten?"

Gaheris spie aus. „Der liebt sich mehr als das Reich. Aber schau, wie sie kreischen. Als wär er ein Gott."

Arthur stand am Tor, Excalibur an seiner Seite. Er beobachtete ihn schweigend. Kein Jubel, kein Gruß. Nur dieser Blick, der prüfte, wog. Der König sah nicht das Lächeln, sondern den Schatten dahinter.

In der Halle kniete Lancelot, das Schwert vor sich, den Blick gesenkt. „Mein König," sagte er mit dieser Stimme, die schmeichelte wie warmer Wein, „ich bin gekommen, um zu dienen. Mein Arm ist euer Arm, mein Blut ist euer Blut."

Arthur legte die Hand auf Excalibur. „Wir brauchen Männer, die nicht nur glänzen, sondern halten. Kannst du halten, Lancelot?"

Ein kurzer Moment – kaum sichtbar, aber Merlin sah ihn. Ein Zucken um den Mund, ein Schatten in den Augen. Dann lächelte Lancelot wieder, makellos. „Ich halte, mein König. Bis ans Ende."

Merlin hob den Stab, rieb mit den Fingern über das Holz, als hörte er ein Lied, das nur er kannte. „Bis ans Ende," murmelte er, kaum hörbar. „Aber wessen Ende?"

Beim Fest war Lancelot der Mittelpunkt. Er trank, lachte, ritt mit Worten wie mit Klingen. Frauen kicherten, Männer prosteten ihm zu. Sogar Cathan, sonst misstrauisch wie ein Hund, stieß mit ihm an, als hätten sie schon Schlachten geteilt.

Nur Brangaine blieb kühl, die Augen wie Nadeln. „Der ist nicht hier, um zu dienen. Der ist hier, um zu glänzen. Und wer glänzt, wirft Schatten."

Arthur saß am Kopf des Tisches, trank kaum, sprach wenig. Er sah Guinevere. Sie lachte – nicht laut, nicht gellend, aber sie lachte. Zum ersten Mal seit Wochen. Ein Lachen, das nicht für ihn bestimmt war, sondern für den Mann, der neben ihr saß.

Arthur spürte, wie die Brust schwerer wurde. Nicht nur vom Atem. Von etwas anderem.

Später, als das Fest zerfiel und die Ritter ins Stroh kippten, ging Arthur hinaus. Der Hof lag still, die Luft kühl. Merlin trat neben ihn, als hätte er längst gewusst, wo er stehen würde.

„Er ist stark," sagte Arthur. „Das Volk liebt ihn."

„Das Volk liebt Spiegel," entgegnete Merlin. „Und er ist ein Spiegel. Aber Spiegel zerbrechen, wenn man zu tief schaut."

Arthur schwieg.

Merlin blickte auf Excalibur, das leise vibrierte. „Der Kreis war schon voller Risse. Und nun kommt einer, der lächelt und glänzt. Aber sein Verrat wird kein Schwertstoß sein. Sein Verrat wird ein Kuss."

Arthur sah ihn an, das Gesicht hart. „Dann sag mir: Wann?"

Merlin schüttelte den Kopf. „Es gibt Verrat, der kein Datum hat. Nur Atem. Und du wirst ihn erst spüren, wenn er dich schon verschlungen hat."

Arthur schloss die Augen. Und hörte schon jetzt den Jubel, der nicht ihm galt.

In den folgenden Tagen sprach das Volk von nichts anderem. Wo Arthur einst mit Staub und Schweigen zurückgekehrt war, brachte Lancelot wieder Jubel. Kinder malten seinen Namen in den Staub, Frauen banden Schleifen an seine Rüstung, Männer tranken, bis sie umfielen, nur um am nächsten Morgen zu sagen, sie hätten mit *ihm* angestoßen.

Die Ritter der Tafelrunde – jene, die Staub geatmet hatten, die den Atem in Arthurs Brust hörten – sahen das mit gemischten Blicken. Cathan prostete ihm zu und rief: „Endlich einer, der noch lachen kann!" Brangaine dagegen spitzte die Lippen, wie vor einem Dolchstoß. Bedivere schwieg, prüfte, beobachtete. Und Gaheris? Der lachte laut, klopfte Lancelot auf die Schulter – doch seine Augen blieben kalt, als wüssten sie, dass kein Glanz ewig hält.

Arthur saß oft im Hintergrund. Er sprach kaum, aß wenig, trank weniger. Excalibur vibrierte, unruhig, als misstraute auch es dem neuen Ritter.

Guinevere hingegen blühte auf. Es begann leise, fast unsichtbar. Ein Blick länger als nötig, ein Lächeln, das in ihrer Stimme hing, wenn sie Lancelots Namen sprach. Sie sagte nicht viel, aber wenn sie lachte, war es heller als in Monaten.

Arthur sah es. Er sagte nichts. Aber jedes Mal, wenn ihre Augen nicht zu ihm, sondern zu Lancelot wanderten, wurde der Atem in seiner Brust schwerer.

Eines Abends, am Übungsplatz, traten die Ritter an, um ihre Stärke zu messen. Lancelot zog sein Schwert, glänzend, als sei es nie von Blut befleckt gewesen. Er trat gegen Cathan an, dann gegen Gaheris, dann gegen Bedivere – und er siegte. Nicht brutal, nicht grausam. Er siegte mit einem Lächeln, als wäre jeder Schlag ein Tanz, als könne er ewig so weitermachen.

Das Volk jubelte. Guinevere lächelte.

Arthur sah zu. Er hob Excalibur nicht. Er wusste: Wenn er das Schwert zöge, würde das Spiel enden, und nicht mit Jubel.

In der Nacht sprachen die Ritter.

„Er ist der Beste von uns," sagte Cathan, halb bewundernd, halb neidisch.
„Er ist ein Fremder," fauchte Brangaine. „Ein glänzender Hund. Und ihr wedelt mit den Schwänzen."
„Er hebt uns," murmelte Tristan, fast ehrfürchtig. „Er macht uns wieder groß."

Gaheris spie aus. „Er macht uns klein. Wir sehen ihn, und wir wissen, dass wir nur Staub sind neben seinem Lächeln."

Arthur saß schweigend in der Halle, Guinevere neben ihm. Ihre Hand lag im Schoß, aber sie wanderte nicht zu ihm. Er sprach nicht, sie sprach nicht. Aber als Lancelot eintrat, strahlend vom Training, leuchteten ihre Augen auf, wie sie es bei ihm seit Wochen nicht getan hatten.

Arthur sah es. Excalibur vibrierte. Und der Atem in seiner Brust flüsterte: *Da ist dein Verrat.*

Es war ein milder Abend, der Hof still, die Luft roch nach Regen, der nicht fiel. Arthur hatte sich in den Kartenraum zurückgezogen, mit Merlin im Streit über Strategien, die längst mehr Zauber als Stahl verlangten. Die Ritter tranken, übten, fluchten. Nur Guinevere ging hinaus, den Mantel eng um die Schultern.

Sie dachte, sie sei allein. Doch am Brunnen stand Lancelot. Ohne Rüstung, das Hemd offen am Hals, das Gesicht glänzend vom Training. Er schöpfte Wasser, trank, und als er sie sah, verbeugte er sich tief, fast spöttisch.

„Meine Königin," sagte er, die Stimme weich wie Wein, „verzeiht, dass ich euch den Weg versperre."

Sie wollte antworten, streng, höflich. Doch was herauskam, war ein Lächeln. „Ihr sperrt keinen Weg. Ihr seid der Weg, über den alle reden."

Schweigen hing zwischen ihnen, dichter als Nebel.

„Das Volk liebt euch," sagte sie leise. „Mehr, als es je geliebt hat."
„Das Volk liebt ein Bild," erwiderte er. „Aber Bilder sind zerbrechlich."

Er trat näher, nur einen Schritt, nicht mehr. „Und was seht ihr, wenn ihr mich seht? Ein Bild? Oder den Mann darunter?"

Ihre Lippen zitterten, doch sie hielt den Blick. „Ich sehe, was ich vergessen habe."

Ein Tropfen fiel in den Brunnen, das Wasser kräuselte sich.

„Ihr seid müde, Königin," sagte Lancelot, fast sanft. „Müde vom Atem, vom Streit, von einem König, der mehr schweigt als lebt."

Sie schluckte, die Kehle trocken. „Er trägt das Reich. Er trägt alles."

„Und wer trägt ihn?" fragte Lancelot.

Ihre Hand griff unbewusst an den Mantel, als könnte sie sich daran festhalten. „Vielleicht niemand."

Für einen Moment standen sie so – zu nah, zu still. Kein Wort fiel, das wie Verrat klang. Und doch war der Verrat schon da, in dem Schweigen, das mehr sagte als jedes Geständnis.

Guinevere trat zurück, atmete tief. „Ihr solltet schlafen, Sir Lancelot."

„Schlaf ist für die Schuldlosen," antwortete er. „Und wir beide schlafen schlecht."

Sie drehte sich um, ging rasch zurück zur Halle. Doch ihr Herz schlug schneller, als sie wollte. Und Lancelot blieb am Brunnen, das Wasser unbewegt, sein Spiegelbild zerschnitten vom Mond.

Arthur sah sie später eintreten, das Gesicht kühl, aber die Augen zu hell. Er fragte nichts. Doch der Atem in seiner Brust flüsterte: *Du verlierst sie.*

Die Tage danach waren wie ein Spiel, das alle kannten, aber keiner laut benannte. Guinevere lächelte zu oft, wenn Lancelot sprach. Lancelot stand zu lange, wenn sie den Saal verließ. Und Arthur sah zu. Er sagte nichts, er ließ keine Regung zu, aber seine Hände lagen fester um Excalibur, als wäre das Schwert das Einzige, das ihm nicht davonlief.

Die Ritter merkten es. Natürlich merkten sie es.

Cathan grinste breit, wenn er's sah, und raunte: „Der Held hat nicht nur den Kampf gewonnen, was?"
Brangaine kniff die Lippen zusammen, spie ins Stroh und fauchte: „Narren. Das hier ist kein Spiel, das ist Gift."
Bedivere sprach nichts, aber seine Augen verrieten, dass er rechnete. Nicht mit Lächeln oder Blicken, sondern mit Folgen.
Und Gaheris? Der lachte laut, zu laut, als wolle er die Schande mit Lärm ertränken. „Unser König schweigt, und während er schweigt, tanzt der neue Held mit der Königin. Ich wette, das Reich fällt nicht an Atem oder Schwert, sondern an einem Kuss."

Arthur hörte ihre Stimmen, auch wenn sie leise sprachen. Er hörte das Tuscheln im Hof, das Klirren, wenn Namen und Schande aufeinandertrafen. Er ging schweigend weiter, die Augen hart, aber das Schweigen selbst war schon ein Geständnis.

Merlin kam in der Nacht. Kein Gruß, kein Vorwand. Er stand einfach da, während Arthur an der Mauer lehnte, den Blick ins Dunkel, Excalibur an seiner Seite.

„Du siehst es," sagte Merlin leise.
Arthur antwortete nicht.

„Du siehst es," wiederholte er. „Und du weißt, was es heißt. Das Reich zerbricht nicht nur an Atem und Krieg. Es zerbricht an Liebe. Oder an dem, was ihr dafür haltet."

Arthur drehte den Kopf, langsam, als koste jede Bewegung Kraft. „Sagst du mir, ich soll ihn töten?"

Merlin schloss die Augen, als wäre die Frage ein Schlag. „Ich sage dir: Wenn du schweigst, tötet es dich. Wenn du sprichst, tötet es euch beide."

Arthur atmete schwer. Zwei Schläge, zwei Rhythmen, Mensch und Loch. „Dann gibt es kein Gewinnen."

„Nein," flüsterte Merlin. „Es gibt nur ein Ende. Und das hat längst begonnen."

Arthur blickte in die Nacht. Er hörte das Lachen aus der Halle, hörte Guineveres Stimme, zu hell, zu nah bei Lancelots. Und er wusste: Der Verrat war noch nicht geschehen – und doch war er schon da.

Der Sommerabend war warm, fast zu mild für ein Reich, das in Rissen lag. Im Hof glommen die Fackeln, der Wein floss, die Ritter tranken und stritten über Jagden, Schlachten, Ehre. Lancelot lachte, wie nur er lachen konnte – ein Klang, der selbst die Hunde zum Schweigen brachte. Und Guinevere lachte mit.

Arthur saß am Kopf der Tafel, den Becher unberührt. Er sah, wie ihr Blick länger auf Lancelot lag, als er sollte. Er sah, wie sie das Haar zurückstrich, obwohl kein Wind ging. Er sah – und schwieg.

Später, als die Halle sich leerte, ging Guinevere hinaus, den Mantel eng um die Schultern. Sie suchte frische Luft, vielleicht Ruhe. Doch kaum war sie durch den Seitengang, stand Lancelot da, als hätte er sie erwartet.

„Meine Königin," sagte er leise, „ich wollte…" – er stockte, lächelte – „ich weiß selbst nicht, was ich wollte."

Sie atmete tief. „Dann sagt es nicht."

Einen Herzschlag lang standen sie zu nah. Die Mauer im Rücken, sein Blick vor ihr. Keine Hand berührte die andere, kein Wort wurde verräterisch. Und doch war da dieses Feuer, das schon alles verraten hatte.

Da polterten Schritte. Cathan kam schwankend um die Ecke, den Krug noch in der Hand. „Ha! Da seid ihr ja! Ich dachte, der Hund Lancelot säuft allein!“

Guinevere wich zurück, das Herz im Hals. „Ich… ich suchte nur Luft,“ stammelte sie, die Stimme gezwungen ruhig.

Lancelot grinste breit, zu lässig. „Und ich fand sie. Die Königin ist gütig, mir den Hof zu zeigen.“

Cathan blinzelte, dann lachte er dumpf. „Der Hof, ja! Und was noch? Na, macht, was ihr wollt – ich sauf den Rest für euch mit!“ Er schwankte zurück in die Halle.

Guinevere presste die Hand an die Brust, Lancelot trat zurück. „Das war zu nah,“ flüsterte sie.

„Zu nah,“ wiederholte er. „Aber nicht falsch.“

Sie drehte sich um, eilte davon. Lancelot blieb, das Lächeln schief, als hätte er Blut geleckt.

Am nächsten Tag ging das Gerede los. Cathan lachte lauter als nötig, wenn Lancelot sprach. Gaheris zwinkerte zu Brangaine, murmelte: „Hof zeigen, ja?“ Tristan murmelte seinen Namen doppelt so schnell, als wollte er sich davon ablenken.

Arthur hörte es. Jeder Satz, jedes Kichern, jedes halbe Wort. Er sprach nicht, aber sein Schweigen war schwerer als jede Anklage.

Merlin kam zu ihm, flüsterte: „Es ist nur ein Hauch – und doch reicht ein Hauch, um ein Feuer zu entfachen.“

Arthur sah ihn an, die Augen hart. „Das Feuer brennt schon.“

Guinevere schlief nicht mehr. Sie lag im Gemach, das groß genug war, ein Reich zu tragen, und doch fühlte sie sich darin wie in einer Zelle. Der Atem ihres Mannes, tief und schwer, vibrierte durch die Wände, als sei Arthur selbst nur noch das Echo des Lochs. Sie hörte es Nacht für Nacht – dieses doppelte Pochen, Herz und Fremdes – und es ließ sie zittern. Nicht vor Liebe, nicht vor Angst. Vor Fremdheit.

Am Tage zwang sie sich, die Königin zu sein. Sie sprach mit den Damen, verteilte Lächeln, führte die Handarbeiten, die längst bedeutungslos waren. Aber ihre Augen suchten ihn – Lancelot. Im Hof, bei den Übungen, bei den Mahlzeiten. Nicht, weil sie wollte. Weil sie musste.

Und er war da. Immer da. Mit diesem Blick, der zu lange hielt, mit dem Lächeln, das so leicht kam, während Arthurs Mund wie Stein war.

Einmal, im Garten, als die Rosen blühten, trat er zu ihr. „Ihr schlaft nicht,“ sagte er.

Sie wich zurück, die Hände im Schoß. „Ihr sprecht zu frei.“

„Ihr Augen sprechen lauter.“

Sie wollte ihn schlagen. Sie wollte ihn küssen. Stattdessen wandte sie sich ab. „Ich bin Königin. Und ihr seid mein Ritter. Das ist alles."

„Nein," flüsterte er. „Das ist der Käfig. Aber wir beide… wir sind, was darin lebt."

Ihre Knie wurden weich, sie stützte sich am Stein. „Schweigt."

„Ich kann nicht."

Arthur sah sie später. Sie stand am Fenster, die Stirn ans Glas, als suchte sie einen Himmel, der nicht mehr da war. Er trat ein, leise, und sie wandte sich zu ihm, das Gesicht blass, die Augen zu hell.

„Guinevere," sagte er, die Stimme schwer, „was ist es?"

Sie schüttelte den Kopf. „Nichts."

Er wusste, es war alles. Doch er schwieg. Er setzte sich, legte Excalibur vor sich, spürte den Atem in der Brust. Und er begriff: Er konnte gegen Drachen kämpfen, gegen Atem, gegen ganze Heere. Aber nicht gegen ein Schweigen zwischen ihnen.

Merlin kam in jener Nacht. Er fand Arthur allein, das Schwert über den Knien. „Du verlierst sie," sagte er.

Arthur hob den Blick. „Ich weiß."

„Und du weißt, zu wem."

Arthur schwieg.

„Das Reich," flüsterte Merlin, „kann Atem und Schatten tragen. Aber keine Liebe, die falsch liegt. Sie wird den Kreis spalten, wie kein Schwert es könnte."

Arthur ballte die Faust um Excalibur, das vibrierte. „Dann sag mir, wie man's stoppt."

Merlin schloss die Augen. „Liebe stoppt man nicht. Man lässt sie brennen – bis sie alles frisst."

Arthur atmete schwer. Zwei Schläge, zwei Rhythmen. Und er wusste: Er stand nicht mehr nur zwischen Zauberer und Krieger. Er stand nun auch zwischen Frau und Freund. Und es gab kein Halten mehr.

Es geschah nicht in einem großen Saal, nicht unter Fanfaren, sondern in der Stille einer Nacht, die zu warm war, um zu schlafen. Guinevere ging durch die Gänge, barfuß, den Mantel eng um sich, als fröre sie. Ihr Herz schlug zu schnell, ihr Atem war zu laut. Sie wollte nur hinaus, Luft, Stille, irgendetwas, das sie an das Reich erinnerte, das noch atmete.

Doch er war schon da. Lancelot. Am Ende des Flurs, im Schatten einer Fackel, als hätte er sie erwartet.

„Ihr solltet schlafen," flüsterte sie.

„Schlaf kommt nicht," antwortete er, „nicht, wenn das Herz brennt."

Sie wollte ihn wegstoßen, sie wollte ihn umarmen. Ihre Hand hob sich, sank wieder. Sie flüsterte: „Wir dürfen nicht."

„Wir dürfen nichts," erwiderte er, „aber wir müssen alles."

Dann war kein Platz mehr für Worte. Nur noch Hände, die fanden, Lippen, die brannten, das Gewicht von Schuld, das im selben Atemzug Lust war. Es war roh, gierig, nicht zart. Kein Märchen, keine Liebe wie in den Liedern. Es war Hunger. Zwei Menschen, die zu lange an Ketten gelegen hatten, rissen sie auf – und wussten, dass sie sich selbst damit zerfetzten.

Zur gleichen Stunde saß Arthur allein. Er hielt Excalibur über den Knien, die Augen geschlossen. Der Atem in seiner Brust pochte wie ein zweites Herz, tiefer, härter. Und er spürte es. Kein Traum, keine Vision. Er spürte den Verrat, als vibrierte das Reich selbst.

Er schlug die Augen auf. Keine Worte, keine Bilder. Nur ein Wissen, das in seinen Knochen brannte: Guinevere war nicht mehr die Seine. Lancelot war nicht mehr sein Ritter. Und der Kreis, den er um das Reich gezogen hatte, war gebrochen, bevor das Schwert je aus der Scheide kam.

Am Morgen tat niemand so, als sei etwas geschehen. Guinevere saß still, die Hände gefaltet. Lancelot lachte, lauter als nötig, wie einer, der Schuld mit Lärm zudeckt. Die Ritter spürten es, auch wenn sie's nicht sagten.

Arthur aber sprach gar nichts. Er sah nur in den Becher vor sich, und in ihm vibrierte der Atem. Er wusste: Es war nicht nur Atem, das ihn zerriss. Es war Liebe. Es war Verrat. Und beides zusammen war schlimmer als jeder Feind, den er je mit Stahl hätte schlagen können.

Die Magie der Wälder von Brocéliande

Es begann mit Gerüchten. Ein Bote kam, barfuß, die Kleider voller Laub, die Augen so groß, als hätten sie mehr gesehen, als Menschen ertragen sollten. Er sprach nicht viel, aber die wenigen Worte brannten sich ein:

„Im Westen… Brocéliande… die Bäume flüstern von euch. Sie rufen den König."

Dann brach er zusammen, tot wie ein Blatt, das zu lange in der Sonne hing.

Arthur stand schweigend über dem Leichnam. Er hörte die Worte nachhallen, als seien sie nicht von einem Menschen, sondern vom Wald selbst gesprochen. *Sie rufen den König.*

Merlin trat neben ihn, den Blick dunkel. „Es war nur eine Frage der Zeit. Brocéliande schläft nicht. Es sieht, wenn das Reich wankt. Und es ruft den, der das Gewicht trägt."

Arthur ballte die Faust um Excalibur, das vibrierte, als stimmte es zu. „Also gehe ich."

„Wir alle," mischte sich Brangaine ein, hart, entschlossen. „Wenn du allein gehst, verschlingt es dich. Wenn wir mitgehen, verschlingt es uns alle. Aber besser alle als nur du."

„Vielleicht," knurrte Gaheris, „verschlingt es genau den, der uns längst ins Loch zieht." Sein Blick bohrte sich in Arthur, als sei der König selbst schon das Monster.

Arthur antwortete nicht. Er wusste: Die Ritter folgten ihm nicht aus Vertrauen, sondern weil der Weg ohne ihn keinen Sinn hatte.

Am dritten Tag des Ritts änderte sich die Luft. Sie roch süßer, dichter, als hätten die Bäume selbst den Himmel ausgesaugt. Das Licht wurde grün, selbst die Sonne schien wie durch Glas. Die Pferde schnaubten, die Zügel rissen fast in den Händen.

„Wir sind nah," murmelte Merlin. „Spürt ihr's? Die Zeit stockt. Der Atem des Waldes geht nicht wie eurer. Wer hier weiterreitet, verliert den eigenen Takt."

„Klingt nach Schwätzerei," fauchte Gaheris. Doch er ritt langsamer, der Schweiß glänzte auf seiner Stirn.

Guinevere hielt sich dicht an Arthur, die Augen groß. Seit jener Nacht, in der sie gefallen war, sprach sie kaum. Doch hier, im Schatten der Bäume, wirkte sie noch kleiner, wie eine Frau, die ahnte, dass der Wald ihre Schuld sehen würde.

Und Lancelot? Er lächelte. Aber sein Lächeln war schärfer als Stahl, ein Spiegel, der schon Risse trug.

Dann sahen sie den Eingang. Kein Tor, keine Mauer, nur zwei uralte Eichen, deren Stämme ineinander verschlungen waren wie Liebende. Dazwischen lag Schatten, tiefer als Nacht.

„Brocéliande," flüsterte Merlin. Er neigte den Kopf, fast ehrfürchtig. „Der Ort, an dem Wahrheit nicht in Worten, sondern in Spiegeln liegt."

Cathan rieb sich die Hände. „Ein Wald. Mehr nicht. Wir schlagen Schneisen, und wenn Schatten kommen, schlagen wir zurück."

Merlin lächelte bitter. „Versuch es. Jeder Hieb, den du hier führst, trifft dich selbst."

Arthur trat vor, Excalibur an seiner Seite. Das Schwert glomm schwach, als spürte es den alten Atem der Erde.

„Dann gehen wir," sagte er. „Wenn der Wald mich ruft, antworte ich. Und wenn er euch prüft – dann seht, ob ihr wirklich seid, wer ihr zu sein glaubt."

Sie ritten durch das Tor aus Eichen. Und sofort war alles anders.

Die Luft war schwer, feucht, voller Stimmen, die nicht aus Mündern kamen. Schatten bewegten sich, obwohl kein Wind wehte. Jeder Schritt der Pferde klang doppelt, als würde jemand unsichtbar neben ihnen gehen.

Brangaine murmelte ein Gebet, Bedivere zog schweigend das Schwert, Gaheris fluchte leise. Tristan murmelte seinen Namen schneller als je zuvor.

Arthur spürte, wie die Bäume ihn ansahen. Nicht wie Menschen – tiefer, älter. Als wüssten sie schon, was er getan hatte, was er noch tun würde. Und sie schwiegen nicht. Sie flüsterten.

Arthur. Atem. König. Verrat.

Er schloss die Augen. Und ging weiter.

Der Wald nahm sie wie Wasser. Kaum waren sie zwischen den Eichen hindurch, schloss sich der Eingang hinter ihnen. Kein Zurück. Nur Grün, das tiefer war als Nacht, und eine Luft, die schwerer wurde, je weiter sie ritten.

Am Anfang waren es nur Geräusche – das Knacken von Ästen, das Rascheln von Blättern, die Tropfen von Wasser, das niemand sehen konnte. Doch bald kamen die Stimmen.

Nicht laut, nicht klar. Ein Wispern, das in den Ohren kitzelte, als wären die Bäume voller Münder.

„Gaheris…“ flüsterte es.
Er fuhr herum, das Schwert hoch. „Wer sagt das?!“
„Brangaine…“
Sie biss die Zähne zusammen. „Hört auf!“
„Tristan…“
Der Junge stolperte fast, murmelte seinen Namen dreimal so schnell, als könne er die fremde Stimme übertönen.

Arthur hörte es auch. „Arthur… König… Atem…“ Immer wieder. Mal von links, mal von rechts, mal von innen. Excalibur vibrierte, als wollte es selbst antworten.

Die Gruppe ritt enger zusammen. Die Pferde schnaubten, die Augen rollten weiß.

„Es ruft uns einzeln,“ murmelte Bedivere, kühl, fast analytisch. „Es will uns auseinanderbrechen.“
„Dann haltet euch nah,“ sagte Arthur, die Stimme rau. „Keiner reitet allein. Wer sich löst, verschwindet.“

Merlin nickte. „Er hat recht. Brocéliande prüft jeden. Aber es kennt unsere Schwächen besser als wir selbst. Und es wird sie uns zeigen.“

„Schwächen?“ Gaheris spie aus. „Ich hab keine.“

Doch die Stimme flüsterte sofort zurück: „Wut. Wut. Wut.“

Sein Gesicht lief rot an, er schlug gegen einen Baum, und der Baum stöhnte, als hätte er Fleisch getroffen. Blut lief aus der Rinde.

Die Ritter hielten den Atem an.

Guinevere schloss die Augen, hielt sich dicht an Arthur. Doch auch sie hörte es. „Liebe. Schuld. Verrat.“ Drei Worte, wieder und wieder. Ihr Herz raste. Sie wagte nicht, zu Lancelot zu sehen, aber sie spürte seinen Blick.

Arthur hörte es, sah sie nicht an, aber er wusste, was der Wald sprach.

Die Stimmen wurden lauter. Jeder Baum, jeder Ast, jeder Tropfen nannte Namen, sprach Geheimnisse, sang von Sünden. Der Wald war kein Ort. Er war ein Spiegel, der keine Lügen zuließ.

Tristan weinte, murmelte noch schneller, bis Brangaine ihn grob am Arm packte. „Sei still! Dein Name gehört dir, nicht den Bäumen."

„Und wenn sie recht haben?" stammelte er.

„Dann halt ihn fester," fauchte sie.

Arthur spürte den Druck in seiner Brust. Der Atem in ihm ging im Takt mit dem Wispern. *König. Atem. Verrat.* Jedes Wort pochte wie ein Herzschlag.

Er hob Excalibur. Die Klinge glomm schwach, schnitt die Dunkelheit. „Vorwärts," sagte er, tiefer als sonst. „Wenn der Wald uns prüfen will, dann gehen wir. Aber wir gehen zusammen."

Und so zogen sie tiefer hinein, enger, schwerer, jeder im Griff seiner eigenen Stimme.

Die Stimmen hörten nicht auf, sie wurden nur tiefer. Kein Flüstern mehr, sondern Rufen, das durch die Äste hallte, als käme es von allen Seiten zugleich. Jeder Name, jede Schwäche, lauter, dringlicher. Der Wald wollte sie einzeln.

Gaheris war der Erste, der brach.

„Wut!" brüllte der Wald. „Wut, Wut, Wut!"
Gaheris' Gesicht verzog sich, die Hände weiß um den Griff seines Schwertes. „Hört ihr?! Er lacht mich aus!" Er drosch gegen einen Stamm, der blutete wie zuvor, und das Blut spritzte ihm ins Gesicht. „Ich zeig's ihm! Ich zeig's allen!"

Arthur riss ihn zurück, doch Gaheris schlug nach ihm, blind, zornig, nur Fleisch und Rage. Bedivere und Cathan packten ihn, zerrten ihn zu Boden, während er schäumte, die Augen wie im Wahnsinn.

„So sieht er sich selbst," murmelte Merlin, ohne Mitleid. „Nicht Krieger. Nur Zorn in Stahl gegossen."

Brangaine stolperte als Nächste.

„Schuld," raunte der Wald, „Schuld, Schuld."

Vor ihr stand plötzlich ein Kind, kaum zehn, die Augen leer, der Bauch aufgeschlitzt. Es war kein wirklicher Körper, nur Nebel, aber der Gestank von Blut war echt.

„Ich habe dich nicht getötet," flüsterte sie, die Finger zitternd am Bogen. „Das war der Atem. Das war nicht ich."

„Du hast gezielt," murmelte das Kind. „Du hast geschossen."

Ihre Knie gaben nach. Tristan wollte sie halten, aber sie stieß ihn weg, die Augen voller Tränen. „Ich… ich hab gezielt."

Tristan selbst stand starr, das Kinn bebend.

„Furcht," seufzte der Wald. „Furcht, Furcht."

Vor ihm tauchte sein eigenes Spiegelbild auf. Aber nicht mutig, nicht stark – nur ein Junge, der sich die Ohren zuhielt, der weinte, der immer wieder denselben Namen stammelte.

„Tristan," wimmerte er. „Tristan. Tristan. Tristan."

„Hör auf!" schrie Tristan. „Hör auf, hör auf, hör auf!" Doch je lauter er rief, desto lauter rief es zurück.

Er brach zusammen, die Hände über den Kopf, murmelte seinen Namen im Chor mit seinem Spiegel.

Arthur spürte, wie die Runde zerfiel. Einer tobte, eine brach, einer weinte. Der Wald hatte nicht einmal Gewalt gebraucht – nur Spiegel.

Excalibur vibrierte, heiß, als wolle es schlagen. Doch Arthur hielt es zurück. Wenn er es zog, würde er nicht gegen Schatten kämpfen – sondern gegen seine eigenen Männer.

„Das ist erst der Anfang," sagte Merlin leise. „Brocéliande nimmt, was in euch fault, und legt es bloß. Wer's nicht halten kann, verschwindet. Wer's hält, wird gebrochen. Aber niemand geht heil hier raus."

Arthur presste die Lippen zusammen, die Brust schwer. Denn er wusste: auch sein Spiegel wartete schon. Und er ahnte, dass er mehr sah als nur Wut, Schuld oder Angst.

Der Wald schwieg einen Moment, als wollte er die Ritter verschnaufen lassen – und dann richtete er sich gegen die beiden, deren Schuld noch frisch war.

„Liebe," hauchte er. „Schuld. Verrat."

Guinevere hielt den Atem an. Plötzlich stand Arthur vor ihr – nicht der lebendige, sondern eine Gestalt aus Nebel. Seine Augen waren leer, aber seine Stimme war wie Stahl.

„Warum?" fragte er. „Warum, Guinevere?"

Sie taumelte zurück, die Hand an den Mund. „Nein… nein, das bist nicht du…"

„Doch," sprach der Schatten. „Du küsstest ihn. Du nahmst ihn. Dein König atmete – und du ersticktest ihn."

Tränen stiegen ihr in die Augen, sie stolperte gegen einen Baum. Die Rinde war kalt wie Eisen. „Ich… ich konnte nicht… er war so fern…"

Der Schatten-Arthur streckte die Hand aus, berührte sie nicht, und doch fühlte sie den Druck auf der Brust. „Ferne ist kein Grund. Schuld ist Schuld."

Neben ihr erstarrte Lancelot. Auch er sah. Nicht Arthur – sondern sich selbst.

Ein zweiter Lancelot trat aus dem Nebel, makellos, strahlend, gefeiert vom Volk. Doch als er die Augen hob, waren sie schwarz.

„Du bist nicht Held," sagte der Spiegel. „Du bist nur Hunger. Du nimmst, was nicht dir gehört. Krone, Königin, Ruhm. Alles geraubt. Alles geborgt."

Lancelot griff zum Schwert, hieb nach dem Trugbild – doch die Klinge ging durch Nebel, und der Nebel lachte wie eine Menschenmenge.

„Sie lieben dich, weil du schön bist," raunte es. „Doch Schönheit frisst. Und wenn sie dich satt haben, bist du nur Staub."

Arthur sah beide. Er sah Guinevere, weinend, kniend, die Schuld auf den Lippen. Er sah Lancelot, kämpfend gegen sein eigenes Spiegelbild, das lachte wie ein Chor.

Er wollte brüllen, wollte eingreifen – doch der Wald hielt ihn fest. Excalibur vibrierte, brennend, aber wenn er es zog, würde er nicht Schatten spalten, sondern die Wahrheit selbst.

Merlin trat neben ihn, das Gesicht dunkel. „So zeigt Brocéliande, was längst im Fleisch fault. Du kannst es nicht stoppen. Du kannst es nur sehen."

Arthur ballte die Faust um den Griff des Schwertes. Die Brust pochte schwer, zwei Herzen im Takt. Er sah, wie Guinevere die Hand ausstreckte – nicht zu ihm, sondern zu Lancelot.

Und er wusste: Der Wald sprach nicht Lügen. Er sprach nur das, was schon war.

Arthur wusste, dass es kommen würde. Der Wald war nicht nur ein Richter für die anderen – er wartete auf ihn. Jeder Schritt tiefer in Brocéliande ließ Excalibur schwerer werden, als würde das Schwert selbst ahnen, was gleich geschehen musste.

Dann kam der Nebel. Er wallte zwischen den Stämmen hervor, dick wie Milch, kalt wie Grabluft. Die Ritter verschwanden darin, Stimmen wurden fern. Nur Arthur blieb, und der Wald ließ ihn nicht weiter.

Er stand allein. Und vor ihm trat ein Mann aus dem Dunst.

Arthur starrte. Es war er selbst. Älter, schwerer, die Rüstung zerbeult, Excalibur stumpf in der Hand. Sein Gesicht war gezeichnet, die Augen leer wie Löcher.

„Du bist ich," flüsterte Arthur.

Der Spiegel nickte. „Ich bin, was du wirst."

Der ältere Arthur sprach mit einer Stimme, die klang, als hätte sie zu viele Kriege geschrien: „Du trägst das Reich, ja. Aber du trägst auch den Atem. Und irgendwann wird kein Unterschied mehr sein. Dein Schwert wird Staub schneiden, dein Reich wird Asche atmen. Du wirst König eines Nichts."

Arthur hob Excalibur. „Ich kämpfe. Ich halte. Ich bin nicht du."

Der Spiegel lachte rau. „Du bist schon ich. Jeder Atemzug bringt dich näher. Jeder Schlag mit diesem Schwert macht dich weniger Mensch. Und am Ende wirst du nicht der Held sein, den sie besingen – sondern das Loch, das sie verfluchen."

Arthur spürte das Pochen in der Brust, stärker als je. Zwei Schläge, zwei Rhythmen – einer sein eigener, der andere fremd, tiefer, älter.

„Nein," knurrte er. „Ich bin Arthur. Ich bin König. Ich bin mehr als Atem."

Der Spiegel trat näher, so nah, dass Arthur seinen eigenen kalten Atem spüren konnte. „Sag's ihnen. Sag's dir. Aber wenn du in Camlann fällst, wirst du nicht als König sterben. Du wirst als das sterben, was du schon jetzt bist: Atem in Fleisch."

Dann zerbrach das Spiegelbild. Der Nebel zog sich zurück, und Arthur stand allein, das Schwert in der Hand, die Brust schwer.

Als die Ritter ihn wiederfanden, sahen sie den Blick in seinen Augen – finster, brennend, leer. Niemand fragte, was er gesehen hatte. Sie wussten, dass Brocéliande keine Lügen zeigte.

Nur Merlin trat zu ihm, leise: „Du weißt es jetzt."

Arthur nickte. „Ich weiß es. Aber ich gehe weiter."

Und der Wald flüsterte in den Blättern: *Camlann. Camlann. Camlann.*

Die Luft wurde dichter, als Arthur zurückkehrte. Kein Ritter wagte zu fragen, was er gesehen hatte. Sie alle kannten den Blick – den Blick eines Mannes, der etwas gesehen hatte, das nicht mehr aus ihm weichen würde.

Doch der Wald war nicht fertig. Er wandte sich dem Zauberer zu.

Merlin hielt seinen Stab fest, die Finger weiß um das Holz, das schon so viele Worte getragen hatte. Er wusste, dass es kam. Der Wald war älter als seine Zaubersprüche, älter als die Steine von Stonehenge, älter sogar als das, was Menschen „Götter" nannten.

„Merlin," raunte der Wald. „Zauberer. Träger von Worten. Du glaubst, du führst. Doch du bist nur ein Diener. Immer. Für Könige. Für Mächte. Für den Atem."

Vor ihm trat eine Gestalt hervor – ein Mann mit einem Gesicht, das seines war, nur leerer, ausgelaugter. In den Händen kein Stab, sondern Ketten.

„Du bist nicht frei," sprach der Spiegel. „Du bist gebunden. Jeder Spruch, den du sprichst, fesselt dich. Jeder König, dem du dienst, zehrt dich aus. Am Ende bist du kein Magier mehr. Nur ein Sklave deiner eigenen Prophezeiungen."

Merlin schloss die Augen, murmelte alte Worte. Doch die Gestalt lachte. „Deine Worte sind Staub. Der Wald spricht Wahrheit, die kein Spruch bricht."

Die Ritter sahen ihn, wie er zitterte, wie Schweiß über sein Gesicht rann. Noch nie hatten sie ihn so gesehen – nicht als Meister, nicht als Herr. Sondern als Mensch, gefangen in etwas, das größer war als er.

Arthur wollte zu ihm treten, doch der Boden zwischen ihnen spaltete sich, füllte sich mit Wasser, in dem Gesichter auftauchten – Gesichter derer, die Merlin geführt hatte: Könige, Krieger, Opfer. Alle blickten ihn an, leer, vorwurfsvoll.

„Du führtest uns," riefen sie. „Und wir fielen. Wir starben. Deine Weisheit war unser Grab."

Merlin schrie – kein Wort, kein Spruch, nur ein Laut. Der Stab in seiner Hand flammte auf, dann erlosch.

Als der Nebel sich legte, stand er wieder zwischen ihnen. Aber er war gebrochen. Sein Rücken krumm, die Augen matt, als hätten sie mehr gesehen, als ein Mensch je tragen konnte.

Arthur legte ihm die Hand auf die Schulter. „Was hast du gesehen?"

Merlin lächelte müde. „Nur das, was ich immer wusste: Ich bin nicht der, der lenkt. Ich bin der, der fesselt. Und eines Tages werde ich an meinen eigenen Ketten hängen."

Die Ritter schwiegen. Selbst Gaheris sagte nichts. Denn sie hatten gespürt: Zum ersten Mal war der Zauberer nicht unantastbar.

Der Wald flüsterte über ihnen, sanft wie ein Grabgesang: *Alles zerbricht. König. Königin. Ritter. Zauberer. Alles.*

Der Wald hatte gesprochen. Nicht in Sprüchen, nicht in Liedern, sondern in Spiegeln, die niemand zerbrechen konnte. Jeder Ritter trug nun sein eigenes Bild im Herzen: Gaheris voller Raserei, Brangaine voller Schuld, Tristan erdrückt von Angst, Guinevere mit Scham, Lancelot mit Hunger, Arthur mit seinem eigenen Abgrund, und Merlin – gefesselt an Ketten, die niemand lösen konnte.

Die Nacht fiel, aber im Wald gab es keine Nacht und keinen Tag, nur dieses endlose, grüne Dämmern. Sie lagerten nicht, sie kauerten. Niemand sprach. Selbst Gaheris, der sonst donnerte, schwieg, die Augen weit.

Dann erhob sich ein Wind. Kein gewöhnlicher Wind – es war ein Flüstern, das sich über den Boden kroch, durch die Äste stieg und ihnen allen ins Ohr wehte.

Camelot… Camelot… Camelot.

Arthur spürte, wie ihm das Herz stillstand.

Das Flüstern wurde lauter, Stimmen von Tausenden, Männer und Frauen, Kinder, Könige, Tote, Lebende, alle im Chor:

Camelot wird fallen. Am Fluss. Im Staub. Durch Liebe. Durch Schwert. Durch Atem.

Die Ritter pressten die Hände auf die Ohren, doch es half nichts. Tristan schrie, Brangaine weinte, Gaheris schlug ins Leere, Cathan knurrte wie ein Tier. Lancelot starrte Guinevere an, und sie wagte nicht zurückzusehen.

Arthur stand. Excalibur vibrierte, brennend. „Genug!" brüllte er. „Genug!"

Das Flüstern brach ab. Plötzlich war der Wald still. Kein Blatt bewegte sich, kein Tropfen fiel. Nur das Pochen in Arthurs Brust, das lauter war als jedes Wort.

Merlin trat neben ihn, die Stimme schwach, aber klar: „Der Wald hat gesprochen. Wir haben keine Wahl mehr. Wir gehen, und wir tragen das Wissen mit uns. Es wird uns zerreißen, aber wir gehen."

Sie ritten zurück. Niemand sprach. Die Eichen, die den Eingang gebildet hatten, öffneten sich wieder, und hinter ihnen schloss sich Brocéliande, als hätte er sie nie gesehen.

Doch jeder wusste: Sie trugen ihn mit sich. Der Wald war in ihren Augen, in ihren Stimmen, in ihren Herzen. Und sein Flüstern würde nie wieder verstummen.

Arthur sah zurück, ein letztes Mal, und hörte das Echo: *Camlann.*

Er ritt weiter.

Die Prophezeiung des Untergangs

Sie kamen aus Brocéliande wie Männer und Frauen, die aus einem langen Wasser gestiegen waren: schwer, tropfend, stumm. Der Wald blieb hinter ihnen, doch er hing in ihren Gliedern wie Schlamm, den kein Feuer trocknet. Niemand sprach. Selbst die Pferde schnaubten leiser, als wüssten sie, dass Worte jetzt nur Splitter wären, die man sich noch tiefer in die Haut treibt.

Das Land empfing sie nicht mit Freude. Felder, die einst nach Brot rochen, schmeckten nach Eisen im Wind. Ein Bach, der sonst hell plätscherte, floss matt, als sei selbst das Wasser müde geworden. Über einer Hügelkuppe stand ein Baum allein, und seine Krone war so still, dass man hätte schwören können, sie lausche.

Arthur ritt voran. Excalibur lag an seiner Seite, schwer wie ein Urteil. Jeder Atemzug pochte doppelt in seiner Brust – sein Herz und das andere, der Fremde, der ihn seit Brynwaith begleitete. Nach Brocéliande war der Rhythmus nicht mehr Hintergrund. Er war Taktstock. Und Arthur wusste, dass jeder im Kreis ihn hörte. Sie taten nur so, als täten sie es nicht.

Gaheris rieb über sein Gesicht, als wolle er die Wut vom Tag wischen. Sie blieb sitzen, wie eine Tätowierung, die man in einer Nacht Dummheit stechen ließ und am Morgen hasste. Brangaine ritt hart, den Rücken gerade, aber ihre Finger zitterten, wenn der Wind die Blätter so streifte, dass sie an Kinderhände erinnerten. Tristan murmelte seinen Namen, neu betont, als müsse er ihn noch einmal lernen: „Tri-stan." Bedivere schwieg und rechnete – Strecken, Vorräte, Wege – als könne Mathematik den Fluch der Welt ausgleichen. Guinevere sah nicht zu Lancelot, Lancelot nicht zu ihr. Aber die Luft zwischen ihnen wusste Bescheid, und Luft vergisst nicht.

Am frühen Abend erreichten sie ein Dorf, das sich wie eine Frage in die Landschaft duckte. Dächer aus Reet, ein Brunnen, dessen Rand blank war vom Warten. Kein Mensch zu sehen. Ein Hund blickte auf, machte den Mund auf – und bellte nicht.

„Hallo?“ rief Cathan, dessen Stimme meist das Schweigen brach. Sie zerfiel an den Wänden wie trockenes Brot.

Merlin stieg ab. Er kniete am Brunnenrand, tauchte die Fingerspitzen ins Wasser. Er roch daran, und in seinem Gesicht zuckte etwas, das man als Ekel hätte erkennen können, wäre sein Gesicht für so einfache Dinge gemacht. „Es schmeckt nach Sternenstaub,“ murmelte er. „Wie Wasser kurz bevor es vergisst, dass es fließen kann.“

„Was soll das heißen?“ fauchte Gaheris, der jeden Satz hasste, der nicht in ein Schwert passte. „Es heißt,“ sagte Merlin, „dass das Land aufhört, sich an sich selbst zu erinnern.“

Arthur ritt ein Stück weiter, hielt an einem Feldrand. Da standen Halme, halb gewachsen, halb gebrochen, als hätten sie sich mitten im Wachsen umentschieden. Zwischen den Halmen lag ein Brotlaib, ungeschnitten, unangerührt, als hätte jemand begonnen zu essen und dann vergessen, was Hunger ist.

„Siehst du?“ Brangaine war zu ihm getreten. „Kein Atem. Kein Feuer. Nur… Aufhören.“

„Ein Land, das aussetzt,“ sagte Bedivere. „Wie eine Lunge, die vergisst, einzuatmen.“

Bevor Arthur antworten konnte, zog der Himmel die Stirn kraus. Kein Gewitter, kein Donner – eher ein Knirschen, als rieben zwei unsichtbare Platten aneinander, hoch über den Wolken. Die Luft wurde kälter, und die Schatten der Dinge verlängerten sich, ohne dass die Sonne sank. Auf den ersten Blick wirkte es wie Abend; auf den zweiten wie ein Fehler.

Tristan zeigte nach oben. „Da!“

Ein Stern fiel. Kein glühender Schweif, kein Feuerball, der Kinder zum Jubeln bringt. Er fiel langsam, senkrecht, als hänge er an einer unsichtbaren Schnur. Und als er die Höhe der Kirschbäume erreichte, blieb er stehen. Er glomm, weiß, still – ein Auge, das nicht blinzelt.

„Zeichen,“ flüsterte Guinevere, und in dem Wort lag mehr Angst als Hoffnung.

„Zeichen wovon?“ Gaheris griff unwillkürlich nach dem Heft.
„Davon,“ sagte Merlin, „dass die Welt bereit ist zu sprechen, ob wir hören wollen oder nicht.“

Der Stern – wenn es einer war – pulsierte einmal, zweimal, dreimal. Mit jedem Puls zitterte der Boden. Aus dem Brunnen blubberte Wasser hoch, als lache etwas darin. Der einsame Baum auf der Hügelkuppe ließ ein Blatt fallen. Es fiel nicht; es stand in der Luft und drehte sich langsam, als demonstriere es, dass Regeln jetzt verhandelbar seien.

„Ich mag’s nicht,“ knurrte Cathan. „Sterne sollen fallen oder nicht. Schweben ist Feigheit.“

Arthur stieg ab. Die Riemen knarrten, als würden sie protestieren. Er trat in den Dorfplatz, stellte sich unter das schwebende Licht. Excalibur vibrierte, kaum sichtbar, doch in seiner Hand fühlte es sich an, als würde ein Herz versuchen, in der Klinge zu wohnen.

„Also?“ sagte er. „Sprich.“

Merlin setzte den Stab auf, einmal, sanft. „Du verlangst Antwort? Dann halte dich fest.“

Der Stern zog sich zusammen wie eine Lunge vor dem Schrei – und platzte lautlos. Kein Splitter fiel. Stattdessen breitete sich ein Kreis aus weißem Schimmer über dem Platz aus, dünn wie Haut. Darauf erschienen Bilder.

Ein Fluss. Nebel. Männer in Rüstung, deren Schultern tiefer hingen, als Rüstung schwer ist. Eine Fahne, halb im Schlamm, halb im Wind. Eine Krone, die wie ein Ring im Schutt lag. Blut, das nicht rot war, sondern grau, als hätte der Atem es ausgesaugt. Und mitten in all dem: Excalibur, halb versunken, wie ein Mast eines Schiffs, das nie Meer sah.

„Camlann," flüsterte Merlin. „Es zeigt dir den Ort und die Art."

„Ort?" Gaheris trat näher, die Hand ausgestreckt, um das Bild zu berühren. Seine Finger glitten hindurch, als fuhren sie durch kaltes Wasser. „Welcher Fluss?"

„Einer," sagte Bedivere, nüchtern, „der überall sein kann, wenn wir ihn weit genug tragen."

Die Bilder wechselten. Guinevere, die die Augen schloss, und eine Hand, die nicht die ihres Königs war. Lancelot, der kniete, aber vor wem, ließ sich nicht sagen – vielleicht vor einer Schuld, die nicht vergeben wird. Brangaine, die den Bogen senkte, obwohl das Ziel noch stand. Gaheris, der lachte, bis ihm die Tränen kamen, und in seinem Lachen lag Bruch. Merlin, der in Ketten stand, aus Worten geschmiedet. Tristan, der „Tristan" sagte, bis sein Mund sich nicht mehr bewegte und doch das Wort weiterlief.

Dann Arthur. Nicht als König im Glanz, sondern als Mann, der die Klinge hielt, die ihm die Hand fraß. Seine Brust hob sich, senkte sich – und in der Senkung blieb sie stehen. Das Licht um ihn ging aus, nicht wie bei einer Fackel, die man bläst, sondern wie bei einem Stern, der beschließt, dass genug ist.

„Genug," sagte Arthur, und das Wort klang wie Metall, das bricht. „Genug Bilder."

Der Kreis zog sich zusammen, glomm noch einmal und verging, ohne Schatten zu werfen. Die Luft roch plötzlich nach Regen, obwohl es nicht regnete.

Sie standen da, ein Haufen aus glänzenden Rüstungen, müden Gesichtern, schweigenden Mündern. Irgendwo krächzte ein Vogel, als habe er vergessen, dass es nichts zu singen gab.

„Prophezeiung," spuckte Gaheris schließlich aus, „ist nur ein anderes Wort für Drohung."
„Oder Bilanz," sagte Bedivere. „Die Summe von allem, was wir nicht heilen."
Brangaine wischte sich über die Augen, als könnte man Bilder wie Tränen abstreifen. „Und wenn wir wegreiten? Weg vom Fluss, weg von Camlann?"
Merlin sah sie an, müde. „Flüsse sind geduldig. Sie finden dich."

Arthur hob Excalibur an und legte es wieder an die Seite. Dieser kleine, nutzlose Akt der Ordnung gab ihm für einen Atemzug das Gefühl, noch entscheiden zu dürfen. Er sah seine Leute an – sein Reich in zehn Gesichtern. Guinevere, blass. Lancelot, zu schön für das, was in ihm brannte. Gaheris, eine brennende Fackel in Menschengestalt. Brangaine, Bogen und Gewissen in einem. Bedivere, der Rechner. Tristan, der noch immer seinen Namen formte, leise, wie ein schwaches Feuer. Merlin, der Mann, dem die Ketten bereits um die Stimme lagen.

„Hört mich," sagte Arthur, und seine Stimme war nicht laut, aber sie trug. „Wir sind zurück aus einem Wald, der uns zeigte, wer wir sind. Jetzt zeigt uns der Himmel, wohin wir gehen. Ich bin kein Narr: Ich weiß, dass man nicht von einem Stern wegverhandelt. Aber ich reite nicht an einen Fluss, um zu sterben. Ich reite, um zu stehen. Wenn das Ende kommt, kommt es in meiner Rüstung, nicht in meinem Rücken."

„Und wenn das Ende nicht deins ist, sondern unseres?" fragte Brangaine.
„Dann," sagte Arthur, „ist es immer noch meins."

Merlin trat neben ihn, der Stab sacht auf den Boden gesetzt. „Das Zeichen ist gegeben. Es lässt sich nicht zurückholen. Wir können nur entscheiden, wie wir unter ihm gehen."

„Mit vollem Bauch," brummte Cathan, und starrte in seinen leeren Beutel, als sei das die größte Unverschämtheit des Schicksals: dass Prophezeiungen kommen, wenn der Proviant ausgeht.

Ein paar Ritter lachten rau – nicht, weil etwas komisch war, sondern weil der Körper manchmal lachen muss, bevor er weint. Der Hund bellte endlich. Es klang wie ein falsches Echo.

Arthur wandte sich zum Osten, wo der Morgen sich schwer vom Boden hob. „Wir reiten," sagte er. „Nicht zum Fluss – noch nicht. Erst sammeln wir, was uns geblieben ist: Verbündete, Brot, Atem, der uns gehört. Dann sehen wir dem Wasser ins Gesicht."

Der Platz blieb, wie Plätze bleiben: still, nachdem Menschen gegangen sind. Der Baum auf der Kuppe ließ noch ein Blatt fallen. Es fiel normal, brav, wie Blätter eben fallen. Ein Trost, so klein, dass man ihn nur sieht, wenn man verzweifelt genug ist.

Sie ritten an, Hufe im trockenen Staub, der nicht mehr nach Sommer roch. Über ihnen blieb der Himmel leer, aber jeder wusste, dass Leere kein Versprechen ist, sondern nur Pause. Und irgendwo, weit genug, um noch nicht weh zu tun, murmelte etwas, das nach Fluss klang.

Der Ritt nach dem Zeichen war schwerer als jeder Marsch durch Schlamm und Blut. Nicht, weil der Boden anders war, sondern weil jedes Auge ein anderes Bild trug. Keiner sprach es aus, aber jeder hatte gesehen, was er gesehen hatte. Und so war der Kreis nun kein Kreis mehr, sondern zehn einzelne Wege, die zufällig nebeneinander ritten.

Arthur hielt sich aufrecht, Excalibur an der Seite, die Finger unbewusst am Griff. Er war König, ja. Aber seit Brocéliande und dem Stern wusste er: Der Titel war nur ein Mantel, der die Risse nicht verdeckte. Jeder Ritt, jeder Atemzug erinnerte ihn daran, dass Camlann schon wie ein Fluss in ihm rauschte.

Am zweiten Tag begann es. Nicht der Himmel, sondern das Land selbst sprach.

Sie kamen an ein Feld, das zur Hälfte verbrannt war. Nicht von Feuer, nicht von Krieg – sondern von etwas, das wie Müdigkeit aussah. Halme hingen, als hätten sie vergessen, was Wachsen ist. In der Mitte stand eine Vogelscheuche. Die Arme breit, das Gesicht aus Stoff. Und doch drehten sich ihre Knopfaugen, als die Ritter vorbeizogen.

„Das Ding sieht uns an," murmelte Tristan, die Stimme dünn.
„Es hat keine Augen," knurrte Cathan. „Es ist nur ein Sack."
„Manchmal," sagte Merlin, „brauchen Dinge keine Augen, um zu sehen."

Die Vogelscheuche öffnete den Mund. Kein Schrei, kein Wort – nur ein Windstoß, der Staub über das Feld blies. Und im Staub lag ein Satz, klar wie eine Gravur:

Euer Ende ist geschrieben. Nicht in Blut. In Atem.

Guinevere riss den Mantel enger um sich. Sie sagte nichts, aber Arthur sah, wie ihre Lippen bebten. Er wollte sie fragen, doch er wusste: Jede Frage würde mehr verraten, als sie ertragen konnte.

Lancelot ritt neben ihr, die Haltung strahlend, das Lächeln aufgesetzt. Aber sein Blick glitt immer wieder zu ihr, und der Wald von Brocéliande hallte zwischen ihnen wie ein drittes Pferd, das sie begleitete.

Brangaine ritt hinten, den Bogen über der Schulter. „Wenn schon Vogelscheuchen reden," fauchte sie, „dann hat die Welt zu viele Stimmen."
„Oder wir zu wenig Ohren," entgegnete Bedivere, sachlich, und notierte still die Richtung des Windes, als könnte er selbst dem Schicksal Koordinaten geben.

Am dritten Tag schlugen sie Lager an einem Flusslauf auf. Kein großer, nur ein Nebenarm, schmal, aber das Wasser war schwarz wie Öl. Kein Fisch, kein Spiegel, nur eine Fläche, die roch, als hätte man Metall darin gekocht.

Sie aßen kaum, das Brot hart, der Wein schal. Und dann begann das Murmeln. Erst dachten sie, es sei Tristan, der wieder seinen Namen flüsterte. Doch die Stimme kam vom Wasser.

Arthur… Arthur…

Der König erstarrte. Excalibur vibrierte leise. Die Ritter rückten enger, sahen ins Wasser, und dort sahen sie Gesichter. Nicht fremde – ihre eigenen. Verzerrt, älter, tot.

„Ich will das nicht sehen," murmelte Gaheris, die Hand am Schwert. „Das bin nicht ich."
„Doch," antwortete das Wasser. „Das bist du, wenn du Camlann atmest."

Arthur kniete am Ufer. Sein Spiegelbild blickte ihn an – nicht tot, nicht alt, sondern genau so, wie er jetzt war. Und doch war da etwas anders: Im Spiegel war seine Brust leer. Kein Atem, kein Herz, nur Leere.

„König," flüsterte das Wasser. „Du führst sie in ihr Ende. Nicht weil du willst. Weil du bist."

Er griff nach Excalibur, wollte es ins Wasser stoßen, doch Merlin legte ihm die Hand auf den Arm. „Tu's nicht," sagte er leise. „Denn wenn du das Schwert hineinschlägst, schlägst du uns alle."

Arthur verharrte, die Finger zitterten. Dann ließ er die Klinge sinken.

Das Wasser lachte. Kein Schrei, kein Donner – nur ein Lachen, das so still war, dass es noch mehr schmerzte.

In der Nacht schlief niemand. Jeder hörte es noch – das Flüstern des Flusses, das Lachen der Spiegel. Nur Tristan murmelte, immer wieder, als wolle er sein eigenes Ende übertönen: „Tristan, Tristan, Tristan…“

Arthur lag wach, die Augen offen. Und er wusste: Brocéliande hatte sie gebrochen. Der Stern hatte sie verurteilt. Und der Fluss hatte ihnen gezeigt, dass der Untergang nicht kommen würde. Er war schon da – sie ritten nur langsam durch ihn hindurch.

Am vierten Tag trafen sie den Seher. Oder die Seherin – keiner war sich sicher, was sie sahen.

Es war Abend, das Licht hing schwer über den Hügeln, als die Gestalt aus dem hohen Gras trat. Keine Rüstung, kein Schwert, nur Lumpen, die eher nach Erde als nach Stoff aussahen. Das Gesicht war alt und jung zugleich, die Haut runzelig, die Augen klar wie Wasser. Die Stimme, als sie sprach, war weder männlich noch weiblich – sondern beides, und mehr.

„König,“ sagte die Gestalt, und Arthur wusste sofort, dass sie ihn meinte. „Du reitest in dein Ende.“

Die Ritter griffen nach den Waffen. Gaheris fauchte: „Noch einer, der Sprüche macht? Ich hab genug von Stimmen!“
Doch die Gestalt hob nur die Hand, und Gaheris’ Schwert wurde schwer wie Stein. Es fiel zu Boden, als hätte er es nie heben können.

Merlin trat vor, das Gesicht dunkel. „Ich kenne dich.“
„Natürlich,“ sagte die Gestalt, „denn du bist mein Bruder in Ketten. Auch du weißt längst, was ich sage.“

Arthur starrte sie an. „Sprich. Sag es klar.“

Die Seherin hob die Arme, und der Wind stand still. Selbst die Pferde hielten den Atem an.

„Camelot,“ sagte sie, „wird fallen. Nicht durch das Schwert eines Feindes, nicht durch den Sturm eines Gottes. Es wird fallen durch sich selbst. Durch Liebe, die zu Verrat wird. Durch Verrat, der zu Hass wird. Durch Hass, der zu Schlamm wird. Und am Fluss Camlann wird der Kreis sich schließen.“

Die Ritter erstarrten. Das Wort *Camlann* hing in der Luft wie eine Klinge.

Guinevere schlug die Hand vors Gesicht, als wolle sie die Wahrheit wegdrücken. Lancelot ballte die Fäuste, das Lächeln verschwunden, die Zähne blank wie ein Hund.
„Nein,“ zischte er. „Nein, das ist nicht mein Schicksal.“
Die Seherin sah ihn an. „Es ist nicht dein Schicksal. Es ist deins und ihres. Und es ist das seines.“ Ihr Finger wies auf Arthur.

Arthur fühlte, wie alle Blicke sich auf ihn legten. „Und wenn ich mich weigere?“ fragte er rau. „Wenn ich nicht zum Fluss reite?“

Die Gestalt lächelte – nicht grausam, nicht gütig. Nur wie jemand, der längst das Ende gelesen hat. „Dann wird der Fluss zu dir reiten. Kein König entkommt seinem Wasser.“

Brangaine trat vor, der Bogen straff in der Hand. „Und wir? Sind wir nur Zuschauer in diesem Spiel?“

Die Seherin wandte den Kopf, und ihre Augen waren wie Spiegel, in denen jeder sich selbst sah – nicht jetzt, sondern später. Brangaine sah ihr Kind. Gaheris sah Blut, das nicht aufhörte zu fließen. Tristan sah seinen Namen, wie er ihn ein letztes Mal sprach.

„Ihr seid Teil,“ sagte die Stimme. „Teil des Kreises, Teil des Bruchs. Ohne euch kein Ende. Ohne Ende kein Name.“

Cathan lachte hart, schlug sich auf die Brust. „Dann lach ich dem Fluss ins Gesicht, bis er mich säuft!“

„Und er wird lachen zurück,“ sagte die Seherin. „Denn Wasser kennt kein Erbarmen.“

Arthur trat einen Schritt näher. „Und wenn ich kämpfe?“

Die Seherin sah ihn lange an. „Dann stirbst du. Und wenn du nicht kämpfst – stirbst du auch. Aber eines bleibt dir: zu entscheiden, wie deine Leute dein Fallen nennen.“

Die Worte hingen wie Ketten. Dann drehte sich die Gestalt um, schritt zurück ins Gras. Niemand wagte, ihr zu folgen. Sie verschwand nicht – sie wurde einfach weniger, bis nichts mehr da war.

Die Nacht fiel. Kein Ritter sprach. Doch jeder wusste nun, dass das Wort *Camlann* nicht mehr nur ein Schatten war. Es war Ziel. Und Ziel war Schicksal.

Arthur legte sich nieder, den Blick auf die Sterne. Keiner blinkte. Nur Leere. Und er dachte: *Vielleicht sind Sterne nur Löcher, durch die man das Ende schon sehen kann.*

Die Nacht nach der Begegnung mit der Seherin war keine Nacht, sondern ein Haufen von Atemzügen, die nebeneinander im Dunkel lagen. Kein Schlaf kam. Nur das Rascheln von Rüstungen, das Knacken der Glieder, das Flüstern von Gedanken, die jeder verschluckte.

Am Morgen brach es los.

Gaheris war der Erste, wie immer. Er stieß den Spieß in den Boden, dass die Erde bebte. „Genug von diesem Geschwätz! Ein Fluss, ein Ende – verdammte Wahrsagerei! Ich sag euch: Prophezeiungen sind nur Ketten, die man sich selbst anlegt. Wer dran glaubt, stirbt, bevor das Schwert ihn trifft.“

„Und wer sie leugnet,“ fauchte Brangaine, „stirbt blind. Du hast den Wald gesehen. Den Stern. Den Fluss. Hast du geglaubt, das sei alles Zufall?“

„Ich glaub nur an Blut und Eisen,“ knurrte Gaheris, und sein Blick wanderte zu Lancelot. „Und manchmal an Verrat.“

Lancelot hielt stand, das Kinn erhoben. „Sprich es aus, wenn du’s meinst.“
„Ich mein’s,“ zischte Gaheris. „Jeder sieht, wie du sie ansiehst. Der Wald hat’s gezeigt. Und wenn Camelot fällt, bist du der Nagel, der den Sarg schließt.“

Guinevere sprang auf, die Stimme brüchig, aber laut: „Genug! Ihr wagt es, mit meinem Namen zu spielen, als wäre er ein Würfel im Schmutz? Ich bin Königin! Ihr schuldet mir Schweigen!“

Doch ihr Blick fiel auf Lancelot, und der kurze, unkontrollierte Funke darin sprach lauter als jedes Wort.

Cathan lachte rau. „Schweigen, sagt sie, und die Augen schreien. Ha! Das Reich geht nicht an Atem unter – es geht an Bettgeschichten!“

Tristan murmelte hektisch seinen Namen, immer schneller, als könne er das Wort *Bett* aus den Ohren spülen. Bedivere saß still, aber seine Augen gingen von einem zum anderen wie von Spielfigur zu Spielfigur.

Arthur stand, plötzlich, hart, das Schwert in der Faust. Excalibur glomm, leise, bedrohlich.

„Hört auf,“ sagte er. Keine Schreie, keine Drohungen – nur dieses tiefe, schwere Wort, das alle innehalten ließ. „Ihr zankt über Schuld, während das Reich stirbt. Glaubt ihr, der Atem wartet, bis ihr euch ausgeflucht habt? Glaubt ihr, Camlann liegt still, bis wir uns geeinigt haben?“

Er trat näher, die Klinge im Licht. „Ihr wollt Schuldige? Dann seht mich. Ich bin der König. Wenn wir fallen, fällt es durch mich. Und wenn wir stehen, dann auch.“

Ein Schweigen breitete sich aus. Niemand widersprach. Nicht, weil sie überzeugt waren – sondern weil seine Stimme das Gewicht von Stahl hatte.

Merlin trat vor, stützte sich schwer auf den Stab. „Die Prophezeiung ist kein Rätsel mehr. Sie sagt, was kommt. Camlann. Der Fall. Und doch habt ihr eine Wahl: Ihr könnt euch zerfleischen, bis der Fluss euch nicht mehr braucht. Oder ihr könnt ihm entgegengehen – als Kreis, auch wenn der Kreis schon voller Risse ist.“

Brangaine atmete schwer, Gaheris spie aus, Lancelot sah auf den Boden.

Arthur hob Excalibur, legte es langsam wieder in die Scheide. „Dann reiten wir. Nicht fort von der Prophezeiung, nicht in sie hinein. Wir reiten – bis der Fluss uns findet. Aber wir tun es aufrecht. Wie Krieger. Wie Ritter. Wie Menschen, die wissen, dass sie sterben.“

Guinevere schloss die Augen. In der Falte ihres Mundes lag Resignation – und etwas, das schlimmer war: Einverstanden sein.

Die Sonne stieg, müde, über den Horizont. Die Tafelrunde sattelte, die Pferde stampften, der Staub erhob sich. Und über allem hing das Wort, das keiner mehr laut aussprach, aber das in jedem Schritt vibrierte:

Camlann.

Die Nacht nach dem Streit lag schwer über dem Lager. Kein Wind, kein Tierlaut, nur das Knacken des Feuers, das kaum mehr tat, als das Dunkel ein Stück weit zu verschieben. Die Ritter lagen verteilt, jeder in seiner eigenen Welt. Gaheris wälzte sich und fluchte im Schlaf. Brangaine hielt die Augen offen, starrte in die Glut, als wäre sie eine Wunde. Tristan

murmelte seinen Namen, schneller als sonst, bis es klang wie das Zirpen eines Insekts. Guinevere lag still, das Gesicht vom Feuer abgewandt, doch jeder wusste, wohin ihre Gedanken ritten. Lancelot atmete zu gleichmäßig, zu kontrolliert, als spiele er Schlaf nur.

Arthur aber saß wach. Excalibur lag quer über seinen Knien. Die Klinge vibrierte leise, wie ein Herz, das nicht das seine war. Er hielt sie fest, als könne er sich daran klammern, und starrte ins Feuer.

Da setzte sich Merlin zu ihm. Lautlos, wie ein Schatten, der schon immer dort gesessen hatte. Der Stab ruhte über seinen Knien, und in seinen Augen spiegelte sich kein Funken, nur das Dunkel dazwischen.

„Du schläfst nicht," sagte Arthur.

„Prophezeiungen schlafen nicht," antwortete Merlin.

Eine Weile schwiegen sie. Das Feuer knackte, irgendwo stöhnte ein Pferd. Dann hob Arthur den Blick, schwer, hart. „Wusstest du es?"

Merlin nickte, langsam. „Schon lange."

Arthur knirschte mit den Zähnen. „Und du hast geschwiegen?"

„Weil Schicksal nicht mit Warnungen gebrochen wird," sagte Merlin. „Es erfüllt sich, ob du es weißt oder nicht. Aber manchmal… trägt Unwissen länger."

Arthur schlug mit der Faust gegen den Schwertknauf. „Also war all das – Brynwaith, die Wälder, der Atem – nur ein Weg nach Camlann?"

Merlin sah ihn an. „Alles ist Weg nach Camlann."

Arthur atmete hart, zwei Schläge, zwei Rhythmen. „Und wenn ich's verweigere?"

„Dann bist du nicht mehr König," antwortete Merlin. „Denn ein König wählt nicht, ob er fällt. Er wählt nur, wie."

Arthur schloss die Augen. „Also hat alles, was ich getan habe, nichts bedeutet?"

„Alles," sagte Merlin, „hat bedeutet. Weil es dich hierher brachte. Weil es den Kreis zog, der nun bricht. Weil es den Namen Arthur füllte, bis er groß genug war, um zu sterben."

Arthur lachte, rau, ohne Freude. „Ein Name, der groß wird, um zu sterben. Das ist das Reich?"

„Das ist das Menschsein," sagte Merlin. „Namen sind nichts ohne ihr Ende."

Eine Weile saßen sie still. Arthur legte die Hand auf Excalibur, das vibrierte wie ein Tier im Käfig.

„Sag mir eins," murmelte er schließlich. „Wenn ich falle – wird wenigstens einer von ihnen stehen?"

Merlin schwieg lange, so lange, dass Arthur dachte, er würde keine Antwort mehr geben. Dann sagte er: „Vielleicht. Aber nicht lange. Denn Camlann ist nicht nur dein Tod. Es ist das Ende von allem, was ihr gebaut habt. Camelot fällt nicht hinter dir. Es fällt mit dir."

Arthur nickte, langsam, als hätte er es gewusst, nur nicht hören wollen.

Das Feuer sank. Merlin erhob sich, stellte den Stab auf. „Schlaf, Arthur. Morgen reiten wir weiter."

Arthur sah ihn an. „Und wohin?"

„Immer nach Camlann," sagte Merlin. Und ging ins Dunkel.

Arthur blieb zurück, die Hand fest um Excalibur, und wusste: Er schlief nicht mehr. Nicht heute. Nicht jemals.

Der Morgen kam grau. Kein Blau, kein Gold, nur ein Himmel, der aussah wie ein Stein, der zu lange im Wasser gelegen hatte. Der Tau hing schwer auf den Zelten, und selbst die Pferde scharrten leiser als sonst, als hätten sie verstanden, dass jedes Geräusch gegen etwas Größeres ankämpfen musste.

Die Ritter erwachten nicht – sie krochen hervor, bleiern, als trügen sie alle eine Last, die schwerer war als ihre Rüstungen. Keiner hatte gut geschlafen. Guinevere wirkte, als hätte sie geweint, doch die Augen waren trocken; die Tränen hatten sich nach innen verzogen. Lancelot spannte die Schultern, zu straff, zu makellos – ein Mann, der sich selbst eine Statue vorspielte. Gaheris schlug den Mantel über, knurrte, aber seine Stimme fehlte der gewohnte Funke. Brangaine schnürte die Lederriemen mit kalten Fingern, jeder Zug ein Versuch, Ordnung in eine Welt zu bringen, die längst keine mehr hatte. Tristan murmelte seinen Namen, nicht leise diesmal, sondern trotzig, als wollte er ihn in den Tag reißen.

„Also?" brach Cathan das Schweigen, während er in ein Stück Brot biss, das mehr Stein war als Nahrung. „Wollen wir's fressen oder drauf scheißen? Das Schicksal, mein ich."

„Fressen," knurrte Gaheris, „bis wir es kotzen. Dann noch mal fressen."

„Leugnen hilft nichts," mischte sich Brangaine ein, die Hände am Bogen. „Wir wissen jetzt, wie es endet. Und wir wissen, wo. Wer glaubt ihr, dass ihr seid, wenn ihr denkt, ihr könnt's wegtrinken oder weglachen?"

„Und wer bist du," fauchte Gaheris, „dass du schon in die Knie gehst, bevor der Kampf begonnen hat?"

Die Stimmen wurden lauter. Cathan polterte, Gaheris bellte zurück, Tristan presste die Hände auf die Ohren. Lancelot schwieg, aber sein Blick hing starr an Guinevere, die den Kopf senkte, als wolle sie sich unsichtbar machen.

Arthur trat in die Mitte. Excalibur war noch in der Scheide, doch schon seine Hand am Griff reichte, um die Luft zu spalten.

„Genug," sagte er. Nicht geschrien, nur gesprochen, und doch verstummten sie.

„Ihr wollt euch streiten über Schicksal?“ Seine Stimme war rau, heiser von der Nacht. „Dann hört: Das Ende ist uns allen gewiss. Aber das heißt nicht, dass wir schon gefallen sind. Noch stehen wir. Noch reiten wir. Noch essen wir, trinken wir, fluchen wir. Noch sind wir Camelot.“

Er ließ den Blick über jeden von ihnen gleiten – Gaheris, Brangaine, Tristan, Lancelot, Guinevere. „Wenn ihr jetzt brecht, dann erfüllt ihr die Prophezeiung, bevor sie uns trifft. Wollt ihr das? Wollt ihr sterben, bevor ihr überhaupt am Fluss seid?“

Gaheris ballte die Fäuste, knurrte – aber er schwieg. Brangaine biss sich auf die Lippen. Tristan murmelte seinen Namen, langsamer. Guinevere hob den Kopf, ein Hauch von Trotz in den Augen. Lancelot atmete aus, als hätte er gerade einen Schlag abgewehrt.

Arthur nickte. „Gut. Dann reiten wir weiter. Nicht weil wir glauben, das Ende vermeiden zu können. Sondern weil wir es verdienen, es aufrecht zu treffen.“

Die Sonne kämpfte sich durch die Wolken, matt, wie ein krankes Auge. Die Pferde stampften, das Leder knarrte. Der Kreis bewegte sich wieder, ein Haufen von Menschen, die wussten, dass sie zerbrechen würden – und doch noch einmal versuchten, Kreis zu sein.

Merlin sah Arthur von der Seite an, leise, kaum hörbar: „Du hältst sie, aber du hältst dich nicht mehr.“

Arthur antwortete nicht. Er hielt Excalibur, und das Schwert vibrierte, als wüsste es längst, dass es der letzte Knoten war, der noch alles zusammenhielt.

Sie ritten weiter, hinaus aus dem braunen Feld, vorbei an Dörfern, die kaum noch atmeten, und durch Wälder, deren Blätter still wie Glas hingen. Das Schweigen zwischen ihnen war kein Friede – es war nur das Geräusch, das bleibt, wenn alle Zungen wund vom Streiten sind.

Die Sonne stand tief, als der Weg sich senkte. Vor ihnen lag ein Tal, von Nebel gefüllt, der wie Wasser floss. Kein gewöhnlicher Nebel – er bewegte sich gegen den Wind, kroch die Hänge hinauf, als suchte er sie.

„Wir reiten nicht da hinein,“ sagte Brangaine, die den Bogen hob, als könnte er Nebel aufspießen.

„Doch,“ antwortete Arthur. „Denn der Weg geht dort.“

„Und wenn der Weg uns frisst?“ rief Gaheris.

„Dann frisst er mich zuerst,“ entgegnete Arthur, und trieb sein Pferd an.

Sie folgten, einer nach dem anderen, tiefer in die weiße Stille. Der Nebel war kalt, schmeckte nach Eisen, kroch in jede Ritze der Rüstung. Die Pferde schnauften, Augen weit.

Dann, mitten im Tal, geschah es.

Ein Rauschen, leise, erst wie ein Bach. Doch es war kein Bach. Es war ein Fluss – unsichtbar, und doch hörbar, mitten im Nebel.

„Hört ihr?“ flüsterte Tristan. „Das ist…“

„Camlann,“ sprach Merlin. Die Stimme war kaum ein Hauch, aber jeder hörte sie.

Der Nebel teilte sich. Und sie sahen etwas, das kein Mensch sehen sollte: den Fluss selbst, schwarz und still, ohne Ufer, ohne Quelle, mitten in der Luft. Er schwebte, als sei er von der Welt losgelöst. Und in seinem Wasser spiegelte sich nicht das Tal, sondern Schlacht. Rüstungen, zerbrochen. Schilde, im Schlamm. Gesichter, die keiner nennen wollte.

Excalibur glomm in der Scheide, vibrierte so stark, dass Arthur glaubte, es würde von selbst aufspringen.

„Das ist ein Omen,“ sagte Brangaine, die Stimme brüchig. „Es sagt uns, dass wir…“

„Dass wir schon auf dem Weg sind,“ unterbrach Arthur. Seine Hand ruhte fest auf dem Griff des Schwertes. „Kein Zurück. Kein Umweg.“

Der Fluss zog sich langsam zurück, löste sich im Nebel auf, als hätte er sich nur gezeigt, um ihnen die Richtung zu weisen.

Die Ritter sahen einander an. Keiner sprach, keiner musste. Jeder wusste: Das war keine Warnung mehr gewesen. Das war die Einladung.

Als sie das Tal verließen, hing der Nebel noch lange an ihren Mänteln, in ihren Haaren, in den Ritzen der Waffen. Er war Erinnerung und Vorbote zugleich.

Arthur ritt vorne, starrte in die Ferne. Er spürte den Atem in seiner Brust, spürte Excalibur, spürte das Gewicht von Camlann, das schon auf ihnen lag.

Und er wusste: Sie ritten nicht mehr auf das Ende zu. Sie ritten im Ende.

Der Traum vom goldenen Reich

In jener Nacht schlief Arthur nicht – er fiel. Nicht in Müdigkeit, sondern in Glanz. Er saß noch am Feuer, Excalibur quer über den Knien, das Metall warm wie eine Katze, die endlich aufgehört hat zu fauchen. Der doppelte Schlag in seiner Brust – Herz und Fremdes – wurde leiser, tiefer, bis er nur noch einen Rhythmus hörte, der so einfach war, dass er an Kindheit erinnerte. Er atmete ein, aus – und als die Lider fielen, stand er bereits auf den Zinnen von Camelot.

Aber es war nicht das Camelot, das er kannte. Dieses hier war aus hellem Stein, der nicht von Regen dunkel wurde. Fahnen hingen über den Mauern, schwer vor Farbe, und kein Wind riss sie, aber doch flatterten sie, als hätten sie Lust dazu. Der Morgen schob den Himmel auf wie einen goldenen Vorhang. Unter ihm lag die Stadt: Dächer, die sich aneinander lehnten, Gassen, die nicht stanken, ein Markt, der sang. Kein Schrei, kein Handelngeschrei, das in Flüche kippte – es war ein Summen, wie von Bienen, die genau wissen, was sie tun.

Arthur senkte den Blick. Auf dem Platz führte ein alter Bäcker einen Teig wie ein Priester eine Messe. Kinder liefen ihm um die Schürze, bekamen Brotrinden, die warm waren wie Hände. Eine Frau mit schweren Armen ließ einen Korb mit Äpfeln in die Hände eines Bettlers fallen, und der Bettler vergaß, dankbar zu spielen, er lachte einfach. Eine Wache lehnte an der Pforte, nicht müde, sondern wachsam wie jemand, der nichts zu befürchten hat und es gerade darum ernst nimmt.

Arthur hob die Hand an die Brust. Da war nur eine Ruhe. Kein Zischen, kein fremder Schlag. Er fühlte seinen eigenen Puls – allein. Excalibur, an seiner Seite, war schwer wie Recht und leicht wie Atem. Es vibrierte nicht. Es summte – ein Ton, so gering, dass er eher ein Gedanke war.

Er stieg die Treppen hinab. Die Stufen hatten keine Ausbrüche, kein Loch, das man kannte und übertrat. Im Hof roch die Luft nach Heu, Eisen, Brot und – merkwürdig – Apfelblüte, obwohl keine Bäume im Hof standen. Ein Stallknecht schob ihm das Pferd zu, strahlte, verbeugte sich, stolperte fast und lachte dann über sich selbst. „Verzeiht, mein König," sagte er, „heute tragen die Tiere keine Launen." Arthur nickte, als wäre das ein normales Wetter.

Die Halle lag offen. Der runde Tisch, aus Holz, das in der Sonne aufging wie Haut. Rüstungen standen an den Wänden, blank, aber nicht prahlerisch. Die Ritter kamen – nicht in Aufmarsch, sondern in Bewegung: Gaheris mit einem Krug, der tatsächlich Wasser enthielt, und er tat, als sei das kein Fehler. Cathan schleppte ein Tablett, auf dem Gänsekeulen lagen, und schimpfte, weil Brangaine ihm eine stahl, bevor er abstellen konnte. Brangaine biss hinein, grinste mit Fett am Mundwinkel und reichte Tristan eine zweite; der Junge nahm sie, ohne seinen Namen zu murmeln, sagte stattdessen – staunend über den Klang – „Guten Morgen". Bedivere ordnete Messer und Löffel so präzise, als säße in jedem Besteckteil ein Gesetz, und diesmal rollte niemand die Augen.

Lancelot trat von der Seite ein, unterm Arm den Helm, die Haare noch feucht vom Training. Er blieb stehen, kniete – kein dramatischer Bogen, kein Blick zu Guinevere – nur ein klarer, einfacher Schwur: „Ich diene." Gaheris klopfte ihm auf die Schulter, nicht zu hart, und es wurde kein Vergleich daraus. Brangaine grinste, aber es war kein Spott. Tristan sah auf und wieder weg, wie einer, der in Frieden üben darf.

Guinevere stand an Arthurs Seite, nicht fern, nicht zu nah. Ihre Hand lag auf seinem Unterarm, so selbstverständlich, als wäre sie immer dort gewesen. Ihre Augen hatten nicht die Helligkeit eines Schuldblicks, sondern das matte Gold von Ruhe. Als Lancelot schwor, senkte sie den Kopf, nicht vor ihm, sondern vor der Stille im Raum, die schöner war als Musik. Arthur fühlte, wie sich ihre Finger leicht schlossen. Kein Gezerr, kein Indiz – nur Gewicht.

Merlin trat zuletzt. Ohne Stab. Er brauchte keinen. Er trug keinen Bart voller Rätsel, den man auswringen könnte, und keine Augen, die in Ketten dachten. Er kam wie ein Mann, der gut geschlafen hat und genau weiß, warum er wach ist. Als Arthur ihn ansah, lächelte Merlin – nicht wissend, nicht überlegen, nur warm. „Heute," sagte er, „muss ich niemanden führen." Und Arthur glaubte es.

Sie setzten sich. Der Tisch nahm sie an wie ein See Boote. Es gab Brot, Käse, Fleisch, Obst; nichts davon war zu viel. Gaheris nahm sich die kleinste Keule, murmelte etwas wie „Höflichkeit", und Brangaine stieß ihn halb zärtlich, halb gewohnheitsmäßig an, damit er doch die größere nehme. Bedivere erzählte, wie er die Wachpläne umstellte, und niemand widersprach reflexhaft, weil jeder merkte, dass Ordnung hier nicht gegen Freiheit sprach.

Cathan schwor, die Pferde würden heute nicht scheuen, und die Pferde schnaubten so, als hätten sie’s verstanden. Tristan bat um ein Stück Brot und vergaß, seinen Namen zu sagen, und niemand erschrak.

Arthur ließ den Blick über sie gehen, im Umlauf wie der Schatten einer Wolke. Kein Riss, kein Splitter. Er stand auf, und die Halle stand mit. Er sprach, und seine Stimme trug ohne Anstrengung: „Freunde. Heute richtet Camelot über kleine Dinge: Grenzpfähle, die verrückt wurden; eine Brücke, die erneuert werden muss; Streit um Fische im Fluss. Und dann, wenn die Sonne steigt, üben wir. Nicht um zu töten – um zu halten.“

„Und um den letzten Hühnerschenkel gerecht zu verteilen,“ rief Brangaine.
Bedivere hob die Hand: „Dafür habe ich eine Liste.“
„Verbrenn die Liste,“ grummelte Cathan, „oder wir führen Krieg um Federn.“
Lachen rollte durch die Halle, nicht laut, nicht peinlich, nur rund.

Sie gingen hinaus in den Hof, in den Tag, der so gold war, dass selbst die Schatten hell blieben. An der Pforte wartete ein Müller mit einem Hut, der zu groß war, und erklärte, sein Wagen habe den Radkranz verloren. Arthur ließ ihn sprechen, stellte zwei Fragen, die trafen, und schickte zwei Männer mit. Der Müller verneigte sich – nicht zu tief. Ein Kind rannte heran, blieb kurz stehen, weil ihm gesagt worden war, es solle nicht rennen, wenn der König vorbeigeht, und vergaß im selben Atemzug den Rat, weil sein Zahn wackelte. Es streckte Arthur den wackelnden Zahn entgegen wie eine Trophäe. Arthur lachte. Das Kind lachte zurück und fragte, ob es das Schwert berühren dürfe. „Nur mit zwei Fingern,“ sagte Arthur, „und nur an der Klinge, wo sie den Himmel spiegelt.“ Das Kind legte zwei sehr ernste Finger auf das Metall. In der Klinge lag kein Blut, nur Blau.

Auf der Mauer saßen Vögel, in einer Reihe, als hätte jemand sie dort hingesetzt. Sie sangen nicht plötzlich im Chor, sie sangen einzeln, aber die Lieder passten zusammen, wie wenn Menschen zufällig dasselbe denken und freundlich nicken. Ein Schmied hämmerte, und der Takt war nicht der eines Krieges, sondern der eines Liedes, das man beim Gehen tragen kann.

Am Fluss – er war klar, er war nicht Camlann – standen Fischer, die die Netze zogen, und anstatt sich anzuschreien, wenn ein Netz leer blieb, begannen sie, seltsam ernsthaft darüber zu diskutieren, ob Fische eher an guten Geschichten oder an Brotkrumen interessiert sind. Ein alter Mann behauptete, Fische seien von Natur aus Höflinge, und deshalb brauche man höfliche Netze; ein Junge lachte so, dass er fast ins Wasser fiel.

In der Ferne lag Stonehenge, nicht wie Zähne, die aus einem Alten herausragten, sondern wie Steine, die beschlossen hatten, Freunde zu sein. Sie summten – nicht laut, nicht mystisch, eher wie Mühlen, die arbeiten, während niemand sie bemerkt. Brocéliande war eine grüne Linie am Horizont, freundlich wie eine Hecke zwischen Nachbarn, die nicht mehr streiten.

Guinevere ging neben Arthur, ihre Schritte passten. „So,“ sagte sie, „könnte es immer sein.“
„So,“ wiederholte er, und merkte, dass in diesem Wort etwas brannte. Nicht Schmerz – Sehnsucht, die schon weiß, dass sie Sehnsucht bleiben wird.

Merlin blieb kurz zurück, strich über den Stein der Pforte, als streiche er einer Katze das Fell. „Gold,“ murmelte er, „ist das Metall der Vollendung. Aber es ist auch das Metall, das die Sonne trägt. Und Sonne brennt, wenn man zu nahe kommt.“
Arthur drehte sich zu ihm. „Bleibst du bei Bildern?“

„Heute," sagte Merlin, „genügen mir Bilder. Weil sie nicht beißen." Und er lächelte, ohne Schatten.

Am Nachmittag übten sie. Nicht hart, nicht zornig. Excalibur schnitt Luft, als wäre Luft etwas, das geschnitten werden möchte, um leichter zu werden. Lancelot führte eine Reihe an, und niemand suchte in seinem Schritt den Hochmut; er führte gut. Gaheris hielt den Schild, und der Schild hielt ihn zurück, damit er nicht zu weit ging. Brangaine gab Zeichen, die jeder verstand. Tristan parierte, und sein Name blieb ihm, ohne dass er ihn rufen musste.

Als die Sonne tiefer sank, saßen sie auf der Mauer und aßen Trauben, die kühl waren. Ein kleiner Streit entbrannte darüber, ob Trauben besser schmecken, wenn man sie zählt, bevor man sie isst. Bedivere bestand auf Zählen. Cathan bestand auf Essen. Merlin bot an, die Trauben zu verhext, damit sie sich selbst zählen. Man lachte – wieder rund, wieder sanft.

Arthur sah sein Reich – die Menschen, die Steine, das Wasser, den Atem der Stadt. Er sah es und fühlte, wie etwas in ihm ruhig wurde, so ruhig, dass er dachte: *So also.* Keine Rede von Flüssen, kein Wort von Schicksal, nur der klare, müde Wille eines Mannes, der endlich das Ding in Händen hält, das er die ganze Zeit gesucht hatte: nicht Ruhm, nicht Sieg – Ordnung, die freundlich ist.

„Camelot," sagte er leise. Niemand fragte warum. Manche Dinge erklärt man nicht, man nickt dazu.

Der Abend legte sich wie ein warmer Mantel. Glocken läuteten, nicht zu hoch, nicht zu tief. Aus der Küche wehte der Duft von Suppe, die nicht zu dünn war. Eine Katze strich um Arthurs Stiefel und tat so, als sei das eine große politische Handlung. Guinevere legte die Hand wieder auf seinen Arm. Lancelot stand zwei Schritte entfernt und lächelte – nicht in ihre Richtung, sondern in die Luft, als sei die Luft heute freundlich. Merlin sah zum Himmel und zählte keine Sterne. Vielleicht, weil heute keine Löcher waren.

Arthur atmete ein. Aus. Ein Herz. Ein Reich. Ein Tag, der golden war, ohne zu prahlen.

Er dachte: *Wenn ich schon fallen muss, dann von hier*.

Arthur blieb im Traum, als hätte ihn jemand mit weichen Bändern an diese Welt gebunden. Jedes Bild leuchtete – aber nicht so, wie die Sonne leuchtet. Eher wie Metall, das so blank poliert ist, dass es blendet.

Am nächsten Morgen – im Traum – stand er wieder auf den Zinnen. Die Stadt darunter war dieselbe, aber diesmal hörte er genauer hin. Das Summen des Marktes klang schön, ja, aber es war immer derselbe Ton. Keine Dissonanz, kein Streit, nicht einmal ein ungeduldiges Rufen. Ein Kind fiel hin, stand auf, lachte – und die Mutter lachte genau im selben Takt. Es wirkte nicht falsch, aber es wirkte… abgesprochen.

Am Hof ritten die Ritter aus. Ihre Lanzen hielten sie so gleich, dass die Spitzen wirkten wie ein einziger Strich am Himmel. Sie lachten – und das Lachen kam gleichzeitig, als hätten sie es geübt. Cathan machte einen Witz über Gänse, und alle lachten, aber Arthur hörte, dass jeder Ton exakt gleich hoch war. Ein Chor, ohne Falschheit – und gerade das machte es fremd.

Guinevere ging neben ihm, so schön, dass der Blick wehtat. Aber ihre Schönheit war wie Glas – durchsichtig, glatt, keine Risse. Als sie die Hand auf seinen Arm legte, war sie warm, aber er spürte keinen Druck. „So also," sagte sie, „könnte es immer sein." Sie lächelte, und das Lächeln blieb, ohne zu zittern. Zu vollkommen.

Beim Essen im Saal sah Arthur, dass der Tisch wie immer voll war – Brot, Fleisch, Obst, Wein – aber niemand griff gierig. Niemand aß zu schnell, niemand verschluckte sich, niemand schimpfte, weil jemand anders das letzte Stück nahm. Alles ging rund, gerecht, still. Zu still.

Brangaine biss in einen Apfel, aber der Apfel knackte nicht. Er zerfiel weich, fast lautlos, wie Butter. Tristan sprach, aber sein Satz hatte keine Pausen, keine Stolperer. Gaheris grinste, aber seine Zähne waren zu weiß.

Arthur trank Wein – er war süß, warm, ohne Bitterkeit. Und gerade das machte ihn durstig. Er wünschte, der Wein hätte eine Kante, etwas, das im Hals brennt. Aber er brannte nicht.

Er ritt mit Lancelot durch den Hof. Der junge Ritter sprach Worte von Treue, rein, makellos. Doch als Arthur hinsah, bemerkte er: Lancelots Stiefel waren blitzsauber, obwohl sie durch Matsch gegangen sein mussten. Kein Schmutz, kein Staub. Die Pferdehufe waren trocken, obwohl es geregnet hatte.

„Alles ist, wie es sein soll," sagte Lancelot.

„Ja," antwortete Arthur. Aber er dachte: *Es ist zu sehr so, wie es sein soll.*

In der Stadt lächelten alle. Jede Frau, jeder Mann, jedes Kind. Nicht aufgesetzt, nicht falsch – nur gleich. Niemand stritt auf dem Markt, niemand betrog beim Maß. Selbst die Hunde bellten nicht, sie wedelten nur. Arthur blieb stehen, sah in die Gesichter. Sie waren schön. Aber sie waren sich zu ähnlich. Nicht Kopien, nicht Masken – eher wie verschiedene Versionen derselben Idee.

Ein Bäcker bot ihm Brot an. Arthur nahm es. Es war warm, goldgelb, knusprig. Aber als er hineinbiss, schmeckte er – nichts. Kein Salz, keine Hefe, kein Korn. Es war Brot, das Brot spielte.

Abends standen die Ritter wieder am runden Tisch. Jeder sprach klug, ausgewogen, höflich. Niemand fiel ins Wort. Niemand schlug die Faust auf den Tisch. Niemand lachte zu laut. Niemand weinte.

Arthur sah sie und dachte: *So müsste es sein. Und doch… so darf es nicht sein.*

Seine Brust hob sich. Kein Doppelherz, nur eines. Aber dieses eine schlug, als wolle es ihm sagen: Das ist ein Traum. Ein goldener, ja. Aber ein Traum.

Und während die Halle lachte, während die Stimmen sangen, während Guineveres Hand ruhig auf seinem Arm lag, fühlte Arthur zum ersten Mal Sehnsucht nicht nach mehr Gold – sondern nach einem Riss. Nach Schmutz. Nach Blut. Nach einem echten Laut, der nicht passt.

Er dachte: *Ein Traum, der keine Schatten hat, ist schlimmer als eine Prophezeiung, die nur aus Schatten besteht.*

Arthur ging durch die Straßen seines goldenen Reiches, und alles schimmerte so stark, dass er die Augen zusammenkneifen musste. Doch je mehr er hinsah, desto mehr schälte sich das Fremde aus dem Glanz.

Ein Kind lief lachend vorbei. Doch das Lachen brach nicht ab. Es lief weiter, die Kehle offen, derselbe Ton, derselbe Rhythmus – fünf Schritte, zehn Schritte, zwanzig – immer noch dasselbe Lachen, als hätte jemand es auf eine Saite gespannt, die nicht reißen durfte. Arthur drehte sich um, aber das Kind war schon verschwunden, und das Lachen hing noch in der Luft.

Ein Hund kam an ihm vorbei. Kein Bellen, kein Knurren, nur ein perfektes, lautloses Wedeln. Das Tier sah ihn an, die Augen hell, aber ohne Tiefe – als hätte man zwei Steine genommen, die glänzen, und sie in eine Maske gelegt. Arthur ging weiter, schneller.

Auf dem Markt legte ein Händler Goldmünzen auf den Tisch. Sie klirrten nicht. Sie fielen nebeneinander, lautlos, jede Münze dieselbe. Arthur hob eine auf, drehte sie – auf beiden Seiten war sein Gesicht. Zu glatt, zu jung, ohne Falten. „Goldene Zeiten, Herr," sagte der Händler. Seine Stimme war hell, aber der Mund bewegte sich kaum.

Arthur ließ die Münze fallen. Sie landete aufrecht und blieb so stehen.

Am Abend kehrte er in die Halle zurück. Die Ritter saßen am Tisch, lachten, redeten. Doch diesmal hörte er es anders. Das Lachen klang gleich, wie in einem Takt. Jeder Satz war gleich lang. Brangaine erzählte, dass sie einen Pfeil geschossen hatte, und alle nickten, exakt gleichzeitig. Cathan machte eine Bemerkung über Pferde, und jeder lachte, als wären sie ein Chor.

Arthur schlug die Faust auf den Tisch. Niemand zuckte. Niemand hielt inne. Sie lachten weiter, als hätte sein Schlag nicht stattgefunden.

„Hört ihr mich?!" rief er. „Seht ihr mich?!"

Guinevere drehte den Kopf zu ihm. Ihr Gesicht war vollkommen. Zu vollkommen. Kein Schatten, kein Zittern, keine Müdigkeit. „Natürlich," sagte sie. „Wir sehen dich, Arthur. Wir sehen nur dich."

Und alle am Tisch wiederholten im Chor: „Wir sehen nur dich."

Arthur riss Excalibur aus der Scheide. Die Klinge war golden, heller als je. Doch als er sie hob, sah er sein Spiegelbild darin – nicht gebrochen, nicht müde, nicht doppelt atmend. Nur perfekt. Ein Gesicht ohne Narben, ohne Fehler. Kein Mensch. Eine Statue.

„Nein," flüsterte er. „Das bin nicht ich."

Doch das Spiegelbild lächelte und sprach zurück: „Das bist du, wenn du golden bist. Das bist du, wenn du endlich vollkommen bist."

Arthur ließ die Klinge sinken. Sie vibrierte nicht. Sie war still, totstill.

In dieser Nacht legte er sich neben Guinevere. Sie drehte sich zu ihm, legte den Arm auf seine Brust. Er fühlte keinen Druck. Ihre Hand lag da, aber sie wog nichts. Ihre Haut war warm,

aber sie war nicht lebendig. Er schloss die Augen, und selbst im Dunkel war Gold. Zu viel Gold.

Er drehte sich weg, und da war der Himmel. Kein Stern. Kein Loch. Nur eine glatte, goldene Fläche. Keine Tiefe. Kein Ende. Nur ein Deckel.

Arthur verstand. Dies war kein Reich. Dies war ein Traum. Und Träume, die zu golden sind, sind Fallen.

Er wachte auf – schweißgebadet, das Herz hämmernd, Excalibur vibrierend, als wollte es ihn daran erinnern, dass es noch da war. Um ihn herum die Ritter, wie sie im Schlaf murmelten, schnarchten, drehten. Gaheris warf sich stöhnend um, Brangaine knirschte mit den Zähnen, Tristan sagte seinen Namen, Guinevere wimmerte leise. Menschen. Echte. Zerbrochen, schmutzig, lebendig.

Arthur legte die Hand auf sein Schwert. „Lieber das," flüsterte er, „als ein Reich aus Gold, das tot ist."

Arthur stand wieder im Traum, mitten in der Halle. Der Tisch war gedeckt, die Ritter lachten, Guinevere lächelte, Merlin nickte weise – alles zu glatt, zu vollkommen. Excalibur lag vor ihm, goldener als Gold, so hell, dass es blendete.

„Dies ist Camelot," sagte die Halle. Nicht eine Stimme, nicht viele – die Halle selbst sprach. „So sollte es sein. So wird es sein, wenn du das Dunkel vergisst."

Arthur hob das Schwert. Es war leicht. Zu leicht. Kein Gewicht, kein Herz, kein Zittern. Nur ein glänzender Stock.

„Nein," sagte er leise. „Camelot ist nicht so. Camelot schreit. Camelot lacht falsch. Camelot blutet und säuft und bricht und liebt. Camelot ist Dreck und Stolz zugleich."

Die Gesichter um den Tisch lächelten weiter, unbeirrt. Guinevere beugte sich zu ihm, legte die Hand auf seinen Arm – federleicht, als sei sie nicht mehr als Rauch. „Aber so," hauchte sie, „wäre es ohne Schmerz."

„Ohne Schmerz," wiederholte Arthur, „gäbe es keine Menschen. Ohne Fehler keine Treue. Ohne Verrat keine Liebe. Ohne Blut keine Krone."

Er packte Excalibur mit beiden Händen. Zum ersten Mal war es schwer, richtig schwer, so schwer wie in der Wirklichkeit. Er schrie – nicht wie ein König, sondern wie ein Mann – und rammte das Schwert in den Tisch.

Die Halle erzitterte. Das Lachen brach ab. Die Gesichter blieben starr, aber in ihren Augen flackerte ein Riss, ein schwarzer Strich. Das Gold begann zu blättern, erst langsam, dann schneller, wie Farbe, die zu dick aufgetragen wurde. Die Wände bröckelten, der Himmel stürzte ein.

Guinevere löste sich wie Staub, die Ritter zerfielen in Splitter aus Licht, der runde Tisch brach auseinander – nicht in Holz, sondern in leere, goldene Flocken.

Arthur schrie, Excalibur fest in den Händen. „Lieber Schmutz! Lieber Blut! Lieber ein Reich aus Staub, als eine Lüge aus Gold!“

Er wachte auf. Das Feuer war fast erloschen, die Nacht kalt. Sein Gesicht klebte von Schweiß, die Finger klammerten sich noch immer um Excalibur. Und diesmal vibrierte es, rau, echt, voller Gewicht.

Neben ihm schnarchte Cathan, schief, laut, wie ein sterbendes Schwein. Gaheris murmelte etwas von „Saufen“ im Traum. Tristan sagte seinen Namen, aber er verschluckte sich dabei und hustete. Brangaine lag mit offenem Mund, ein Stück Brot noch in der Hand. Guinevere zog im Schlaf die Decke enger, seufzte.

Arthur sah sie alle – nicht schön, nicht perfekt, nicht golden. Menschlich. Zerbrochen. Echt.

Er atmete ein. Zwei Schläge. Sein Herz und das Fremde. Aber zum ersten Mal klang es nicht wie ein Urteil, sondern wie ein Trommeln, das sagte: *Du bist noch da.*

Er sah zum Himmel. Sterne. Löcher. Endlich.

„Danke,“ flüsterte er. Nicht an Gott. Nicht an das Schicksal. Nur an das Leben selbst, das ihn verhöhnt und geliebt hatte, indem es ihn unvollkommen machte.

Der Morgen kam mit einem Himmel, der nicht golden war, sondern grau. Regen hing in der Luft, aber er fiel nicht – wie eine Drohung, die sich Zeit ließ. Die Ritter erwachten einer nach dem anderen, verschwitzt, verkatert vom Schlaf, mit Gesichtern, die aussahen wie die Wahrheit: zerknittert, verquollen, echt.

Arthur saß bereits am Feuer, Excalibur über den Knien. Er hatte nicht geschlafen, nicht seit der Traum sich in Staub verwandelt hatte. Der Blick war hart, aber nicht leer – eher wie Stein, der zu lange im Fluss liegt und weiß, dass er trotzdem nicht weggeschwemmt wird.

Gaheris knurrte, zog den Mantel enger. „Wieder so ein Blick. Was war’s diesmal? Noch ein Stern, der dir dein Grab zeigt?“

Arthur schüttelte den Kopf. „Nein. Ein Traum.“

„Ein Traum?“ Cathan lachte rau. „Dann erzähl ihn uns. Vielleicht haben wir endlich was zu lachen, das nicht über verdorbenes Brot geht.“

Die Ritter sammelten sich. Brangaine rieb sich die Augen, Tristan murmelte seinen Namen, Guinevere sah Arthur an, aber nur aus den Augenwinkeln, als wüsste sie schon, was kam. Lancelot starrte ins Feuer, die Hände zu ruhig. Merlin schwieg.

Arthur begann. Er sprach nicht wie ein Prophet, nicht wie ein König – eher wie ein Mann, der endlich eine Wahrheit ausspuckt, die ihm auf der Zunge verbrannt hat.

„Ich sah Camelot,“ sagte er. „Nicht so, wie es ist, sondern so, wie es sein könnte. Gold, makellos, ohne Streit, ohne Blut. Ein Reich, das so perfekt war, dass selbst der Himmel keine Löcher mehr hatte. Und ich sage euch: Es war falsch.“

Die Ritter sahen ihn an, manche fassungslos, manche trotzig.

„Falsch?“ wiederholte Brangaine. „Ein Reich ohne Blut, ohne Verrat – und du nennst es falsch?“

Arthur nickte. „Weil es nicht lebte. Weil kein Schrei kam, kein Lachen, das zu laut war. Weil Brot keinen Geschmack hatte, weil Hände keinen Druck hatten, weil Gesichter alle dieselbe Maske trugen. Das war kein Reich. Das war eine Lüge, die uns vergolden wollte, bis wir vergessen hätten, dass wir Menschen sind.“

Gaheris schnaubte. „Ich brauch keinen Traum, um zu wissen, dass Perfektion Scheiße ist. Aber wenn du sagst, dass Camelot Dreck braucht – was sagst du damit?“

Arthur sah ihn an, fest. „Dass wir nicht mehr kämpfen, um ein goldenes Reich zu retten. Es gibt kein goldenes Reich. Wir kämpfen, um das Camelot zu halten, das wir haben – mit all seinen Rissen, mit all seinen Schmerzen. Wir kämpfen, damit es menschlich fällt, nicht makellos.“

Guinevere schlug die Hand vor den Mund. Tränen stiegen ihr in die Augen, nicht weil er sie bloßstellte – sondern weil er endlich aussprach, was sie schon immer fühlte: Dass Camelot kein Märchen war. Es war ihr Leben.

Lancelot ballte die Fäuste. „Dann sagst du, wir sterben umsonst?“

Arthur schüttelte den Kopf. „Nein. Wir sterben – aber nicht umsonst. Denn selbst der Fall eines Reiches ist wertvoll, wenn er zeigt, dass wir Menschen waren. Kein Gold, kein Traum, keine verdammte Statue – Menschen, mit Fehlern, mit Schuld, mit Mut.“

Ein Schweigen breitete sich aus. Das Feuer knackte. Tristan murmelte seinen Namen – und zum ersten Mal klang es nicht wie Angst, sondern wie ein Festhalten: „Tristan. Tristan. Tristan.“

Brangaine nickte langsam. „Dann sterben wir nicht für Perfektion, sondern für Wahrheit.“
„Genau,“ sagte Arthur. „Und Wahrheit ist Blut. Und Blut ist Camelot.“

Merlin hob den Stab, sein Gesicht dunkel, aber seine Stimme warm. „Endlich hast du verstanden. Das goldene Reich ist eine Täuschung. Das wahre Camelot ist dies hier – gebrochen, schwer, schmutzig. Aber echt. Und dafür lohnt es sich, in Camlann zu sterben.“

Arthur nickte, und diesmal zitterte seine Hand nicht, als er Excalibur aufnahm. Es vibrierte, rau, lebendig, wie ein Herz, das nicht golden sein wollte.

Die Worte hingen noch in der Luft, als hätte das Feuer selbst sie aufgesogen. Die Ritter saßen um Arthur herum, jeder in seinem eigenen Schweigen, jeder mit einem anderen Gewicht auf der Brust.

Gaheris war der Erste, der reagierte. Er stieß mit der Faust gegen seinen Schild, dass es dröhnte. „Gut so!“ rief er. „Scheiß auf Gold! Gold macht Männer träge, macht sie satt, macht sie weich. Wenn wir sterben müssen, dann im Schlamm, mit Blut im Mund und Dreck in den Nägeln. So erkennt uns wenigstens die Erde, wenn sie uns frisst.“ Seine Augen funkelten, nicht vor Angst, sondern vor Trotz.

Brangaine legte den Bogen über die Knie, strich über das Holz wie über ein verletztes Tier. „Und doch," sagte sie leise, „träumen wir alle von Gold. Wir tun's, auch wenn wir wissen, dass es uns nicht gehört. Vielleicht ist das unsere Strafe – zu wissen, dass es besser sein könnte, und doch im Riss zu leben." Ihre Stimme bebte, aber sie lächelte schwach, wie jemand, der den Schmerz lieber annimmt als noch länger gegen ihn kämpft.

Tristan hob den Kopf. Seine Lippen formten seinen Namen, aber diesmal sprach er nicht nur „Tristan". Er sagte: „Ich bin Tristan. Und ich will nicht in einem Traum sterben. Ich will… ich." Er stockte, die Kehle eng, und Brangaine legte ihm eine Hand auf die Schulter. Zum ersten Mal schien er für einen Atemzug weniger verloren.

Lancelot stand. Seine Faust lag am Schwertknauf, die Knöchel weiß. „Du sagst, wir sterben für Wahrheit. Aber was, wenn die Wahrheit ist, dass wir selbst Camelot zerstören? Dass nicht Atem oder Schicksal uns bricht, sondern unser eigenes Blut?" Seine Stimme zitterte vor Zorn, aber nicht gegen Arthur – gegen sich selbst.

Arthur sah ihn an, fest. „Dann kämpfen wir trotzdem. Auch wenn wir es selbst sind, die den Riss schlagen – wir kämpfen. Denn auch das ist Menschsein: Fehler machen, Schuld tragen, trotzdem stehen."

Lancelot schloss die Augen, presste die Lippen zusammen. Er schwieg, aber die Stille war lauter als jedes Wort.

Guinevere hob schließlich den Blick. Ihre Augen waren gerötet, doch klar. „Das Reich war nie golden," sagte sie. „Aber es war… uns. Ich liebe es, weil es uns ist. Auch wenn es bricht." Sie sah Arthur an, und für einen Atemzug war da kein Verrat, kein Geheimnis – nur diese nackte Wahrheit, die wehtat, weil sie zu spät kam.

Arthur nickte ihr zu, ernst. „Dann halten wir es. Bis Camlann. Wir halten es nicht, weil es Gold ist, sondern weil es unser Staub ist."

Merlin trat näher, den Stab in der Hand, als brauche er ihn diesmal nicht. „Nun seid ihr bereit," sagte er. „Nicht für Sieg. Für Fall. Aber ein Fall, der Gewicht hat. Mehr kann ein Mensch nicht erwarten."

Arthur stand auf. Excalibur in der Faust, schwer, vibrierend, lebendig. Er sah in die Runde, über jedes Gesicht, jede Schwäche, jeden Riss.

„Schwört mit mir," sagte er, „nicht für ein goldenes Camelot. Schwört für das Camelot, das wir haben. Für Blut, für Lachen, für Fehler, für das, was echt ist. Schwört, dass wir fallen, aber nicht als Lüge."

Die Ritter standen. Einer nach dem anderen legten sie die Hand auf das Schwert: Gaheris mit Funken in den Augen. Brangaine mit stiller Härte. Tristan zitternd, aber lächelnd. Cathan brummend, als sei er mit der Welt im Streit, doch willig. Bedivere schweigend, aber fest. Lancelot zuletzt, die Hand schwer wie Schuld. Guinevere legte ihre Finger zögernd darüber, leise, kaum hörbar: „Für uns."

Arthur sah sie alle. „Dann reiten wir weiter."

Und über ihnen zog der Himmel zu – nicht golden, nicht schwarz. Grau. Menschlich.

Der Schwur hallte noch zwischen ihnen nach, als die Hände sich lösten und das Schwert zurück in Arthurs Scheide glitt. Es war kein heiliges Gelöbnis, keine Hymne, die die Jahrhunderte überdauern würde. Es war rau, brüchig, voller Zweifel – und gerade deshalb wahr.

Die Ritter setzten sich wieder ans Feuer. Keiner sprach mehr von Gold, keiner von Rettung. Sie kauten hartes Brot, tranken dünnen Wein, starrten in die Glut. Jeder dachte an Camlann, aber niemand sagte das Wort. Es war nicht nötig – der Klang hing in der Luft wie Rauch, den man auch dann riecht, wenn das Feuer längst erloschen ist.

Arthur stand noch. Er blickte auf sie alle: Gaheris, trotzig wie immer, aber mit einem Funken Stolz im Blick. Brangaine, die den Bogen hielt wie eine Schuld, die sie tragen würde bis ans Ende. Tristan, leise seinen Namen murmelnd, diesmal wie ein Mantra, das ihn aufrecht hielt. Cathan, brummend, aber verlässlich wie Stein. Bedivere, schweigend, das Maß in den Händen. Lancelot, angespannt, die Schuld wie ein zweites Herz. Guinevere, schön und gebrochen, aber bei ihm. Und Merlin, der alte Magier, dessen Augen schon weiter waren, als jeder andere blicken konnte.

Arthur spürte, wie seine Brust schlug – zwei Schläge, zwei Rhythmen. Herz und Atem. Leben und Tod. Er wusste: Das Ende war unausweichlich. Aber er wusste nun auch, dass sie es nicht als Masken, nicht als Statuen, nicht als Lüge treffen würden. Sondern als Menschen.

„So soll es sein," murmelte er. Nicht laut, nur für sich. „Wir sterben nicht im Gold. Wir sterben im Staub. Und Staub ist wahr."

Er sah zum Himmel. Wolken zogen, grau, schwer, unruhig. Zwischen ihnen blitzte ein Stern hervor, klein, unscheinbar – aber er blinkte. Nicht golden, nicht makellos. Ein schwaches, flackerndes Licht. Echt.

Arthur nickte. „Dann reiten wir."

Und in diesem Augenblick wusste er: Der Traum vom goldenen Reich war nicht sein Vermächtnis. Sein Vermächtnis war, dass er ihn zerschlagen hatte – und das Unvollkommene wählte.

Nimue – Liebe oder Verderben

Der Fluss war schmal, kaum mehr als ein Streifen Wasser, der müde zwischen grauen Steinen lief. Kein Camlann, kein Schicksalsstrom – nur ein namenloses Rinnsal, das wie ein schiefer Spiegel in der Landschaft lag. Die Ritter hatten abgestiegen, um zu trinken, um die Pferde fressen zu lassen, um ihre müden Glieder zu strecken.

Arthur kniete, schöpfte Wasser in die Hände. Es schmeckte nicht nach Eisen wie in den letzten Tagen, sondern seltsam süß, fast honighaft. Er runzelte die Stirn. „Das ist kein normales Wasser," murmelte er.

Bevor jemand antworten konnte, trat sie aus dem Fluss.

Eine Frau, barfuß, das Haar lang und dunkel wie nasser Wald, das Kleid so dünn, dass es eher an Nebel erinnerte als an Stoff. Sie war jung, doch ihre Augen trugen Falten, die kein Alter kannten. Jede Bewegung war weich, als ginge sie nicht, sondern würde vom Wasser selbst getragen.

Die Pferde schnaubten, manche wichen zurück. Gaheris griff sofort zum Schwert. „Hexe," zischte er. „Raus aus dem Weg."

Doch Arthur hob die Hand. Etwas in ihr hielt ihn zurück.

„Wer bist du?" fragte er.

Die Frau lächelte. „Namen sind Ketten," sagte sie. „Aber wenn ihr mich nennen wollt – Nimue."

Die Ritter tauschten Blicke. Cathan spuckte in den Staub. „Noch so eine Zauberin. Als hätten wir mit einer nicht genug."
Brangaine legte unbewusst die Hand auf den Bogen. „Was willst du?"

Nimue sah nicht sie, nicht die Ritter. Sie sah Merlin.

Der Zauberer stand ein paar Schritte hinter Arthur. Sein Gesicht, sonst so unbewegt, hatte sich verändert. Seine Augen weiteten sich, nicht vor Angst, sondern vor Erkennen. Als sähe er in Nimue nicht eine Fremde, sondern ein Echo.

„Du," flüsterte er.

Nimue neigte den Kopf, wie ein Schüler, der den Meister grüßt – und zugleich wie jemand, der genau weiß, dass er eines Tages an seine Stelle treten wird. „Ja. Ich."

Gaheris trat vor, die Klinge halb gezogen. „Ich trau ihr nicht. Sie kommt aus dem Wasser wie ein Aal, redet in Rätseln – das stinkt nach Gift."

„Alles, was du nicht verstehst, stinkt für dich nach Gift," knurrte Brangaine, ohne den Blick von Nimue zu lassen. „Aber…" Sie stockte. Ihre Stimme wurde leiser. „Da ist etwas. Ich spür's."

Arthur nickte. Auch er spürte es – eine Wärme in der Luft, die nicht zur grauen Landschaft passte. Kein Feuer, kein Licht, eher wie ein Atem, der ihm den Nacken streifte.

„Warum bist du hier?" fragte er.

Nimue trat aus dem Wasser. Ihre Füße blieben trocken, als hätte das Flussbett sie freiwillig freigegeben. „Weil ihr mich gerufen habt."

„Niemand hat…" begann Cathan.

„Doch," unterbrach sie, die Augen auf Merlin gerichtet. „Er."

Alle sahen zu Merlin. Er schwieg. Die Hand umklammerte den Stab, als wäre er plötzlich schwerer.

„Ich…“ Er stockte, hustete, als müsse er Worte freibrennen. „Ich habe geträumt. Von einer Schülerin. Von einer, die das lernt, was ich nicht mehr tragen kann.“

„Dann bin ich hier,“ sagte Nimue. „Zu lernen. Und zu lehren.“

Guinevere trat näher zu Arthur, flüsterte: „Sie ist schön.“ Es klang nicht wie Bewunderung, sondern wie Warnung. Arthur nickte, hielt den Blick auf Nimue – und merkte, dass er nicht wegsehen konnte.

Nimue ging durch die Ritter, ohne Scheu. Gaheris wich aus, knurrte. Brangaine spannte die Finger um den Bogen, ließ aber die Sehne los. Tristan murmelte seinen Namen, doch als Nimue ihn ansah, verstummte er – als habe sie das Wort selbst aus seiner Kehle genommen.

Sie blieb vor Merlin stehen. „Du bist müde,“ sagte sie. „Du hast zu lange getragen. Lass mich es halten.“

Merlins Kiefer zuckte. „Weißt du, was du bittest?“

„Ja,“ antwortete sie, „und nein. Aber ich weiß, dass die Kette bricht, wenn sie nicht weitergegeben wird.“

Arthur spürte, wie etwas in der Luft sich spannte – wie ein unsichtbarer Faden, der vom Fluss zu Nimue, von Nimue zu Merlin und von Merlin zurück zum Wasser lief. Es war, als hätte sich eine neue Achse geöffnet, und er wusste: Dies war nicht Zufall. Nimue war Schicksal.

„Wir brauchen keine weiteren Geheimnisse,“ rief Gaheris, die Geduld verloren. „Wir haben genug Zauber und genug Wahnsinn. Halten wir uns an Stahl!“

Doch Arthur hob die Hand. „Nein. Sie bleibt.“

Alle starrten ihn an.

„Warum?“ fragte Brangaine, misstrauisch.

Arthur sah Nimue an, die ihn direkt ansah, ohne Angst, ohne Unterwürfigkeit. „Weil das Schicksal sich selten zweimal zeigt. Und wenn es das tut, dann als Hohn. Ich will wissen, ob sie Segen ist – oder Fluch.“

Nimue lächelte, und der Wind regte sich, zum ersten Mal seit Tagen.

Nimue blieb. Nicht, weil alle es wollten, sondern weil Arthur es entschied. Und wenn Arthur entschied, dann war das so, auch wenn es wie eine offene Wunde im Kreis lag.

Sie gingen weiter, das Flusswasser noch an ihren Stiefeln, und Nimue schritt zwischen ihnen, barfuß, als würde sie den Boden nicht berühren. Jeder Ritter reagierte anders – und sie reagierte auf jeden mit einer seltsamen Klarheit, die gleichzeitig Wärme und Kälte war.

Bei **Gaheris** blieb sie stehen, legte den Kopf leicht schief. „Du bist Feuer,“ sagte sie. „Aber Feuer verbrennt auch die, die es wärmen will.“
„Halt dein Maul,“ knurrte er. „Ich brauch keine Hexe, die mir erzählt, was ich bin.“

Sie lächelte nur, und das machte ihn wütender. Doch in seinen Augen lag für einen Moment ein Flackern – als habe sie etwas berührt, das er selbst nicht aussprechen konnte.

Brangaine beobachtete sie, den Bogen halb gespannt, als sei jede Geste ein Ziel. Nimue sah sie an, ernst. „Deine Hände zittern, weil dein Herz zu groß ist."
Brangaine lachte hart. „Mein Herz ist eine Waffe. Und es trifft besser, wenn es nicht zittert."
„Oder es trifft besser," erwiderte Nimue ruhig, „weil es zittert."
Brangaine sagte nichts mehr – aber sie ließ den Bogen sinken.

Tristan stolperte wie immer über seinen Namen. „Tri… Tri…" Doch Nimue legte ihm eine Hand auf die Brust. „Du bist mehr als ein Name," flüsterte sie. „Sag nicht, wer du bist. Sei es."
Zum ersten Mal schwieg Tristan – und das Schweigen wirkte wie ein Sieg.

Cathan brummte, als Nimue ihm zu nahekam. „Bleib weg, Weib. Ich brauch keine Rätsel."
„Du bist der Erdige," sagte sie. „Der, der den Kreis hält, auch wenn er ihn verachtet."
„Ich halt nix," knurrte er. Doch er rückte nicht von ihrer Seite, als sie weiterging.

Bedivere musterte sie, kühl, wie eine Rechnung. „Du willst lernen von Merlin?" fragte er.
„Oder willst du ihn brechen?"
„Beides," antwortete Nimue, ohne Zögern.
Bedivere nickte nur, als habe er das erwartet.

Bei **Guinevere** blieb sie stehen, lächelte, aber nicht freundlich – eher wissend. „Du bist der Riss, durch den das Licht fällt – und das Dunkel."
Guinevere erbleichte, wandte den Blick ab. „Sprich nicht zu mir."
„Ich spreche nicht," sagte Nimue, „ich sehe nur."

Und dann war da **Lancelot**. Sie trat zu ihm, sah ihn lange an. „Du bist zu schön für dein Schicksal," murmelte sie. „Und genau deshalb wird es dich zerreißen."
Lancelot verzog keine Miene. Aber seine Hand am Schwertgriff zuckte, als habe er kurz überlegt, die Klinge zu ziehen – nicht aus Hass, sondern aus Angst.

Schließlich blieb sie vor **Merlin**. Er stand da, schwer, müde, mit dem Stab wie ein Krückstock. Nimue legte die Hand auf den Stab, und für einen Atemzug schien er leichter.

„Lehre mich," sagte sie.
„Ich kann dir nur lehren, was dich zerstört," antwortete er.
„Dann zerstör mich," sagte sie. „Denn aus Zerstörung wächst, was lebt."

Merlin schloss die Augen, als habe er genau auf diesen Satz gewartet.

Arthur beobachtete alles. Er spürte, wie der Kreis sich spannte, wie jeder Blick, jede Berührung, jede Silbe von Nimue wie ein Messer durch die Tafelrunde fuhr. Und doch war da auch ein Zug – eine Kraft, die ihn selbst nicht losließ.

In der Nacht schlief niemand tief. Nimue saß am Feuer, das Haar wie Schatten, die Augen hell. Sie sprach nicht, sie sang nicht, sie war einfach da – und doch hörte jeder Ritter sie, ob er wollte oder nicht.

Merlin saß ihr gegenüber. Und zum ersten Mal seit vielen Tagen wirkte er nicht wie ein Mann in Ketten – sondern wie einer, der den Schlüssel in der Hand hielt.

Am Morgen war Nimue schon wach, bevor das Feuer ganz erloschen war. Sie saß am Fluss, die Füße im Wasser, und summte eine Melodie, die keiner kannte. Kein Lied, keine Worte, nur ein Laut, der wie eine Brücke klang – zwischen Atem und Schweigen.

Merlin ging zu ihr. Kein Gruß, keine Frage. Er setzte sich neben sie, den Stab quer über die Knie gelegt. Eine Weile schwiegen sie beide. Dann hob Nimue die Hand und ließ einen Tropfen Wasser auf ihren Finger laufen. Der Tropfen blieb liegen, rollte nicht, fiel nicht. Er blieb wie eine Perle.

„Zeig mir," sagte sie.

Merlin seufzte. „Das ist kein Zauber, den man zeigt. Es ist Geduld. Jahre. Schmerzen."
„Dann nimm meine Jahre," antwortete sie. „Nimm meinen Schmerz."

Er legte seine Hand über ihre, die den Tropfen hielt. Und plötzlich begann der Tropfen zu leuchten – nicht grell, sondern matt, wie Mondlicht, das man in einem Glas eingefangen hat. Nimue lächelte. „Jetzt," flüsterte sie, „versteh ich."

Die Ritter beobachteten sie aus der Ferne. Gaheris knurrte. „Seht ihr? Er gibt ihr schon alles. Ein Tropfen, und er hängt an ihr wie ein Hund."
Brangaine schüttelte den Kopf. „Nein. Es ist mehr. Er sieht in ihr etwas…" Sie stockte, weil sie selbst nicht wusste, ob es Bewunderung oder Furcht war.
Cathan spuckte ins Gras. „Ich sag's: Hexe. Hexe mit hübschem Gesicht. Und unser alter Mann geht ihr voll ins Netz."
Bedivere notierte trocken: „Wenn Merlin fällt, fällt Camelot. Ich rechne nur."

Guinevere schwieg, aber ihr Blick war scharf. Lancelot stand neben ihr, die Hände zu Fäusten geballt. „Sie bringt Unruhe," murmelte er.
„Oder Wahrheit," erwiderte Guinevere, ohne ihn anzusehen.

Später, im Wald, begann der Unterricht. Merlin sprach von Kräften, die nicht in den Händen, sondern im Atem wohnen. „Alles ist Muster," sagte er. „Luft, Feuer, Wasser – Fäden im selben Gewebe."
Nimue legte die Hand auf den Boden. „Und der Mensch ist Knoten."
Merlin nickte. „Ein Knoten, ja. Der das Gewebe hält – oder zerreißt."

Sie übten mit Blättern, mit Funken, mit Schatten. Nimue lernte schnell, zu schnell. Ein Blatt, das sie anhauchte, drehte sich, als sei es lebendig. Ein Funken, den sie auffing, blieb in ihrer Hand wie eine Glut, ohne sie zu verbrennen. Ein Schatten legte sich auf ihre Stirn, und sie lachte – als gehöre er ihr.

„Du bist bereit," murmelte Merlin, „viel zu bereit."

Am Abend saßen sie am Feuer. Merlin erklärte ein altes Zeichen, das selbst die Druiden nur flüsterten. Nimue zeichnete es nach – und der Rauch über den Flammen bog sich, als folge er ihr. Die Ritter starrten.

„Das geht zu schnell," flüsterte Brangaine. „Keiner lernt so schnell."
„Außer die, die lügen," knurrte Gaheris.
„Oder die, die schon wissen," sagte Bedivere.

Arthur schwieg. Er sah Merlin – und sah, wie der alte Zauberer lachte. Nicht müde, nicht verbittert, nicht wie einer, der das Ende kennt. Er lachte wie ein Mann, der zum ersten Mal seit Jahren nicht allein war.

Und das machte Arthur Angst.

Die Tage danach waren ein Spiel aus Nähe und Schweigen. Nimue und Merlin zogen sich abends vom Lager zurück, angeblich um zu üben. Die Ritter hörten das Knacken von Zweigen, das Flüstern von Stimmen, manchmal ein Lachen, das Merlin nie zuvor hervorgebracht hatte.

Gaheris schlug eines Abends die Faust so hart gegen sein Schild, dass Funken sprangen. „Genug! Ich schwör's, er verliert sich. Der Alte, der uns alle führen sollte, hängt an ihrem Blick wie ein Bursche an der Schürze seiner ersten Dirne."
Cathan nickte. „Und wir folgen dann einem Kreis, den eine Hexe zieht. Das ist unser Ende."
Brangaine schwieg. Doch in ihrem Blick lag Sorge. Sie hatte Nimues Hände gesehen, wenn sie die Zeichen zog – zarte Hände, die doch mehr Macht hielten, als selbst Merlin zeigte.

Arthur rief Merlin zu sich. Es war Nacht, das Feuer war klein, der Rauch träge. „Du weißt, was sie ist," sagte er leise.
Merlin sah ihn an, mit Augen, die heller wirkten als sonst. „Ich weiß, was sie sein kann."
„Und wenn sie dein Verderben ist?"
Merlin lächelte müde. „Dann ist sie mein Verderben. Aber sie ist auch das Leben, das mir noch bleibt. Willst du mir das nehmen, Arthur? Nach all dem?"

Arthur schwieg. Denn in Merlins Stimme war kein Trotz, nur ein Hunger, den er kannte – derselbe Hunger, der Camelot gebaut hatte: die Sehnsucht, nicht allein zu sein.

Die Ritter murrten offen. Bedivere sprach es aus, nüchtern wie eine Bilanz: „Merlin bindet sich. Und wenn Merlin fällt, fällt das Reich schneller, als jeder Fluss es könnte."
Tristan murmelte seinen Namen, starrte in die Dunkelheit, als suche er dort Nimues Schatten.
Guinevere saß still, die Hände gefaltet. Schließlich sagte sie: „Vielleicht braucht er sie. Vielleicht brauchen wir sie alle."
Lancelot lachte bitter. „Brauchst du's auch, Guinevere? Eine Frau, die den Zauberer frisst, während wir in den Krieg reiten?"
Guinevere sah ihn scharf an, und für einen Atemzug blitzte zwischen ihnen eine Wahrheit auf, die nichts mit Nimue zu tun hatte.

Nimue selbst tat nichts, um die Flammen zu löschen. Sie bewegte sich frei unter ihnen, sprach wenig, aber jedes Wort traf. Sie berührte Arthur einmal am Arm, nur flüchtig – und er spürte die Wärme noch Stunden später. Sie lachte über Cathans Flüche, und für einen Moment lachte sogar er. Sie legte Brangaine eine Hand auf die Stirn, als diese vom Fieber geschüttelt wurde, und die Hitze wich, so schnell, dass selbst Bedivere das Kreuzzeichen schlug.

Doch immer wieder kehrte sie zu Merlin zurück. In der Nacht hörte man sie singen, leise, und Merlins Stimme, die dazwischen murmelte, fast flehte. Am Morgen wirkte er jünger, leichter – und zugleich zerbrechlicher.

Arthur wusste: Etwas Unumkehrbares geschah. Nicht Krieg, nicht Schicksal – sondern Bindung. Nimue spann ein Netz, Faden um Faden, und selbst der stärkste Zauberer des Reiches ließ es zu.

Und in seinem Herzen, zwischen den zwei Schlägen, wuchs eine Frage, die ihn nicht mehr verließ:
War Nimue Liebe – oder war sie das Messer, das schon an der Kehle Camelots lag?

Der Bruch kam nicht mit Donner, sondern mit einem Satz.

Es war Morgen, die Sonne hing blass über den Hügeln, als Nimue vom Fluss zurückkam. Ihr Haar klebte noch nass an der Stirn, ihre Augen glänzten. Merlin ging neben ihr, den Stab leicht wie eine Feder, das Gesicht fast friedlich.

Gaheris sah sie und konnte nicht mehr. „Genug," knurrte er, so laut, dass selbst die Pferde scheuten. „Wir reiten in den Untergang, und unser Zauberer treibt's mit einer Hexe, die aus dem Wasser kroch wie eine Schlange."

Nimue blieb stehen. Kein Zucken, kein Schreck. Sie sah ihn nur an. „Schlange?" fragte sie sanft. „Dann nenn dich Feuer. Denn wir beide gehören zur Erde, ob du willst oder nicht."

„Ich nenn dich Tod," fauchte Gaheris, und sein Schwert war draußen. „Und wenn Merlin zu blind ist, dich zu sehen, dann schlag ich dich nieder, bevor du uns alle verfluchst."

Brangaine packte seinen Arm. „Nein!" Aber er riss sich los. Cathan trat nach vorn, brüllte: „Lass ihn! Vielleicht braucht's genau das."

Tristan murmelte panisch seinen Namen, immer wieder, immer schneller. Bedivere stand still, die Hand am Dolch, abwartend, wie ein Mann, der Zahlen addiert.

Arthur trat dazwischen, Excalibur halb gezogen. „Kein Blut," sagte er, die Stimme hart. „Nicht hier. Nicht jetzt."

Doch Gaheris' Augen waren rot. „Du willst sie schützen?"

„Ich will den Kreis schützen," antwortete Arthur.

Merlin trat vor. Seine Stimme war so scharf wie nie. „Genug!" Der Stab krachte in die Erde, und das Beben war stärker als Gaheris' Wut. „Sie ist meine Schülerin. Wer sie verletzt, verletzt mich."

„Dann bist du verloren," spie Gaheris, „weil sie dich schon frisst."

„Wenn sie mich frisst," sagte Merlin, „dann bin ich wenigstens nicht mehr allein."

Das Schweigen danach war schlimmer als jeder Schrei.

Nimue sah ihn an, sanft, und legte die Hand auf seinen Arm. „Lass sie reden," sagte sie leise. „Sie wissen nicht, dass Liebe und Verderben Zwillinge sind."

Arthur starrte die beiden an – den alten Zauberer, der plötzlich wie ein junger Mann wirkte, und die Frau, die ihn hielt, als wäre er ihr Gefangener und ihr Retter zugleich.

Guinevere trat an seine Seite, flüsterte: „Sie wird ihn zerstören."
Arthur antwortete nicht. Denn er wusste, dass sie recht hatte – und dass Merlin es selbst so gewählt hatte.

Der Kreis zerbrach an diesem Morgen ein Stück weiter. Nicht durch ein Schwert, nicht durch Blut – sondern durch ein Blick, eine Berührung, eine Entscheidung, die niemand zurücknehmen konnte.

Und Arthur dachte, während Excalibur vibrierte: *Vielleicht ist dies nicht Camelots Untergang durch Schicksal. Vielleicht beginnt er hier, am Fluss, mit zwei Menschen, die sich fanden, als sie sich hätten meiden müssen.*

Die Spannung war so dicht, dass selbst der Wind schwieg. Gaheris hielt das Schwert noch erhoben, Arthur stand zwischen ihm und Nimue, und Merlin drückte den Stab in die Erde, als könnte er damit den Kreis zusammenhalten.

Da hob Nimue die Hand. Keine Drohung, keine Hast – nur eine sanfte Bewegung, als wolle sie ein Blatt vom Boden aufheben.

Der Fluss hinter ihnen regte sich. Erst ein Gluckern, dann ein Rauschen, obwohl kein Wind ging. Das Wasser hob sich – nicht wie eine Welle, sondern wie ein Tuch, das jemand in die Luft schüttelt. Tropfen schwebten, lösten sich, formten Muster.

Die Ritter starrten. Brangaine griff instinktiv zum Bogen, ließ ihn aber sinken, weil sie wusste, dass kein Pfeil Wasser trifft. Cathan trat zurück, die Augen groß. Tristan verstummte mitten im eigenen Namen.

Die Tropfen ordneten sich. Erst waren es Kreise, dann Linien, dann Bilder. Gesichter erschienen im Schweben – vertraute Gesichter.

Guinevere keuchte: Sie sah ihr eigenes Antlitz, jünger, lachend, frei. Lancelot sah sich selbst, stolzer, ungebrochener, ohne Schuld. Brangaine sah ihr Kind, das sie nie geboren hatte. Gaheris sah seinen Bruder, noch lebendig. Tristan sah sich selbst, das Wort *Tristan* klar sprechend, ohne Stottern.

Und Arthur – Arthur sah Camelot. Nicht golden wie im Traum, sondern echt: die Mauern voller Risse, das Volk lachend und schimpfend, die Ritter streitend und schwörend, das Reich, das er liebte.

Nimues Stimme kam leise, fast flüsternd, und doch hörte jeder sie. „Dies könnte euer Sein sein. Nicht Traum. Nicht Lüge. Wahrheit – wenn ihr mich lasst."

Die Bilder flackerten. Für einen Augenblick glaubten sie, dass die Tropfen wirklich Fleisch und Blut werden würden.

Dann ließ Nimue die Hand sinken. Das Wasser fiel, spritzte in den Fluss zurück. Der Zauber war vorbei. Nur das Rauschen des Stroms blieb.

Stille. Keiner rührte sich. Dann brach Gaheris' Stimme, rau, voller Trotz: „Hexerei. Blendwerk. Trug." Doch selbst er klang nicht sicher.

Brangaine starrte ins Wasser, als suchte sie noch ihr Kind darin. Tristan lächelte schwach, das erste echte Lächeln seit Wochen. Guinevere sah zu Boden, die Schultern zitternd. Lancelot ballte die Fäuste, als wolle er den eigenen Traum erwürgen.

Arthur stand schweigend. Er wusste, dass es eine Verführung war. Aber er wusste auch: Es hatte sich wahr angefühlt, mehr als alles Gold.

Merlin legte die Hand auf Nimues Schulter. „Sie ist keine Schlange," sagte er leise. „Sie ist das Messer, das uns schneidet – und vielleicht der Balsam, der uns heilt."

Nimue sah Arthur an. Ihre Augen waren klar, dunkel, bodenlos. „Liebe oder Verderben," sagte sie. „Du wirst entscheiden, welches ich bin."

Arthur fühlte, wie Excalibur vibrierte – nicht warnend, sondern fragend.

Und in diesem Moment wusste er: Nimue war keine Begleiterin. Sie war Prüfung.

Die Nacht lag schwer über dem Lager. Kein Wind, kein Tierlaut, nur das Tropfen des Flusses, der noch immer so klang, als hätte er sich an Nimues Hand erinnert.

Die Ritter schliefen schlecht. Gaheris wälzte sich, murmelte Flüche im Traum. Brangaine hielt die Augen offen, als wolle sie ihr Kind noch einmal im Wasser sehen. Tristan lächelte im Schlaf, murmelte seinen Namen klarer als je zuvor. Lancelot ging unruhig auf und ab, die Hand immer wieder am Schwertknauf, als könne er damit ein Bild zerschlagen, das längst verschwunden war. Guinevere lag still, das Gesicht von den Flammen abgewandt, die Lider schwer, aber nicht aus Schlaf.

Und Merlin – Merlin saß bei Nimue. Er sprach mit ihr leise, Worte, die die anderen nicht verstanden, Worte aus einer Sprache, die älter war als der Kreis. Manchmal lachte er, ein Lachen, das keiner von ihnen je von ihm gehört hatte. Manchmal senkte er die Stirn gegen ihre Schulter.

Arthur sah das alles. Er schlief nicht. Excalibur lag über seinen Knien, vibrierte leise, als wäre es unruhig. Seine Augen brannten, doch nicht vom Feuer – von den Bildern, die er gesehen hatte. Camelot, wie es sein könnte. Camelot, wie es nie sein wird.

Nimue hob plötzlich den Kopf, als hätte sie gespürt, dass er sie beobachtete. Ihr Blick traf ihn durch die Dunkelheit, klar, unbeweglich. Kein Lächeln, kein Spott – nur diese Stille, die wie ein Messer schnitt.

„Liebe oder Verderben," hallten ihre Worte in ihm nach. Er wusste: Für Merlin war sie längst Liebe. Für Gaheris und Cathan war sie Verderben. Für die anderen war sie Versuchung. Und für ihn selbst? Er wusste es nicht. Noch nicht.

Arthur senkte den Blick, presste die Hand fester auf den Schwertknauf. Zwei Schläge in seiner Brust – Herz und Atem, Leben und Tod. Und dazwischen Nimue, die alles ins Wanken brachte.

Er verstand in dieser Nacht, dass sie nicht nur Merlin gefangen hatte. Sie hielt Camelot in den Händen, zart, wie man eine Blume hält – und zugleich wie man eine Kehle hält.

Am Morgen würde der Kreis weiterziehen. Aber Arthur wusste: Der Weg nach Camlann hatte eine neue Gestalt bekommen. Sie hieß Nimue. Und sie würde entscheiden, ob ihr Untergang Liebe war – oder nur Verderben.

Gefangen im eigenen Zauber

Merlin saß im Wald, den Stab quer über den Knien. Um ihn her das Zirpen von Grillen, das Knacken von Holz, das Murmeln des Flusses. Nimue hockte ihm gegenüber, barfuß, die Hände im Gras, die Augen wach wie zwei schwarze Spiegel. Sie hatte die Geduld einer Katze, die genau weiß, dass die Maus irgendwann kommt.

„Es gibt Zauber, die man nicht weitergibt," murmelte Merlin. Seine Stimme war rau, gebrochen von Nächten, die zu viel trugen. „Nicht, weil sie zu stark sind – sondern weil sie zu endgültig sind."

Nimue neigte den Kopf. „Und doch wirst du ihn mir zeigen."

Merlin sah sie lange an. Ein Mann, der wusste, dass er besser schweigen sollte – und doch nicht schweigen konnte. Er war der Lehrer, der nie ohne Schüler sein konnte. Und er war der Alte, der in ihren Augen eine Zukunft sah, die er selbst nie erreichen würde.

„Es ist ein Bann," sagte er schließlich. „Ein Kreis aus Worten. Wer darin steht, kann nicht entkommen. Kein Schwert, kein Feuer, kein Gebet bricht ihn. Nur der, der ihn spricht, hält den Schlüssel."

Nimue lächelte. „Dann zeig mir den Schlüssel."

Sie zeichneten Kreise in die Erde. Erst kleine, dann größere. Merlin sprach die alten Silben, Wörter, die klangen wie Steine, die in einen tiefen Brunnen fallen. Nimue wiederholte sie, nicht stockend, nicht zögernd – glatt, klar, so als hätte sie sie schon gekannt.

„Langsamer," mahnte Merlin, doch seine Stimme bebte. Nicht vor Zorn, sondern vor Staunen.

Sie legte ihre Hände auf die Erde. Der Kreis schloss sich. Ein Vogel, der zufällig hineinflog, flatterte, schlug mit den Flügeln – und blieb gefangen, als wären die Luftwände Glas. Er kreischte, ein schrilles, hilfloses Geräusch. Nimue hob die Hand – und der Kreis öffnete sich. Der Vogel flog davon, frei, als wäre nichts geschehen.

Die Ritter, die aus der Ferne zusahen, erstarrten.

„Bei allen Göttern," flüsterte Brangaine. „Sie kann's. Beim ersten Mal."
Cathan spuckte. „Zu schnell. Das ist kein Lernen – das ist Stehlen."
Bedivere notierte trocken: „Wenn sie das kann, dann kann sie auch ihn binden."

Merlin wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Du begreifst zu schnell," sagte er.
„Oder du hast zu lange gewartet," antwortete Nimue. „Vielleicht war ich schon immer deine Schülerin, Merlin. Du hast mich nur nicht erkannt."

Er lachte kurz, bitter. „Vielleicht. Oder vielleicht bist du die Prüfung, die man mir zu spät geschickt hat."

Nimue beugte sich näher. „Und wenn ich beides bin?"

Merlins Hand zuckte, als wollte er zurückweichen – doch er tat es nicht. Er spürte die Wärme ihres Atems, roch Wasser und Rauch.

Arthur stand einige Schritte entfernt, Excalibur an der Seite. Er sah Merlin, den größten Zauberer, gebannt von einer Frau, die kaum älter wirkte als ein Mädchen. Er sah Nimue, wie sie den Kreis zog, wie sie Merlin das Herz aus der Brust nahm, ohne ihn zu berühren.

Guinevere flüsterte neben ihm: „Er gräbt sein eigenes Grab."
Arthur antwortete nicht. Denn er wusste: Es war wahr.

Nimue zeichnete einen zweiten Kreis, größer, schwerer. Merlin sprach die Worte, und sie sprach sie nach – flüssig, makellos. Die Erde vibrierte, das Gras legte sich flach, selbst der Fluss schien kurz stillzustehen.

„Das ist gefährlich," warnte Merlin.
„Alles ist gefährlich," sagte sie. „Auch Liebe. Auch Atem. Auch du."

Merlin schloss die Augen. Er wusste, er sollte jetzt abbrechen. Doch er tat es nicht.

Er sah in Nimue nicht nur Gefahr. Er sah ein Erbe. Eine Hand, die seine Last übernehmen könnte. Und vielleicht – nur vielleicht – eine Frau, die ihn nicht nur als Zauberer sah, sondern als Mann.

Und so sprach er die letzten Worte. Und er hörte sie von ihr zurück – stärker, klarer, schöner.

Der Bann stand in der Luft. Unsichtbar, aber spürbar. Ein Kreis, der alles in sich hielt. Nimue trat hinein, lachte, sprang heraus, frei wie ein Kind im Spiel. Merlin sah sie an, und in seinen Augen lag ein Glanz, der mehr war als Stolz.

„Du bist bereit," flüsterte er.
„Bereit," wiederholte sie. „Und du auch."

Merlin verstand die Worte nicht. Oder er wollte sie nicht verstehen.

Arthur aber verstand. Und er wusste: Dies war der Anfang vom Ende.

Am nächsten Tag lag der Wald still, als lausche er auf Worte, die nicht ihm gehörten. Nimue saß im Gras, zeichnete mit einem Zweig Kreise in die Erde, während Merlin ihr die Silben vorsprach. Sie wiederholte sie – nicht mehr tastend, nicht mehr lernend, sondern sicher, fest, als hätte sie die Stimme längst in ihrer Kehle getragen.

Der Bann entstand schneller als zuvor. Erde zitterte, Luft verdichtete sich. Ein Eichhörnchen, das zu nah kam, rannte blindlings hinein, prallte ab wie gegen eine unsichtbare Wand. Es quiekte, rannte im Kreis, bis Nimue die Hand hob und die Schranke löste.

Sie lachte, hell, unbeschwert. „Es ist wie Atmen," sagte sie. „Nicht schwer, nur verborgen."

Merlin sah sie an, seine Augen voller Stolz. „Du bist schneller als ich jemals war."
„Weil du schon müde bist," entgegnete sie. „Aber müde sein ist kein Fehler, Merlin. Es bedeutet nur, dass du weitergeben musst."

Arthur hörte es, und in seiner Brust schlugen beide Herzen unruhig. *Weitergeben,* dachte er. *Oder verraten.*

Die Ritter flüsterten untereinander.

„Das geht zu weit," zischte Gaheris. „Sie spielt mit Kräften, die selbst die Druiden fürchteten. Und er lacht noch."
Brangaine schüttelte den Kopf, aber ihre Augen waren schmal. „Sie hat etwas an sich… als wäre sie nicht Schülerin, sondern Spiegel. Er erkennt sich selbst in ihr. Vielleicht ist das das Gefährlichste."
Cathan knurrte. „Ich sag's euch: Er liebt sie. Und wenn ein alter Mann liebt, dann ist er dümmer als jeder Knabe."
Bedivere sprach kühl: „Rechnen wir nüchtern. Wenn Merlin fällt, verlieren wir das Gleichgewicht. Und alles, was wir haben, stürzt schneller. Das ist keine Leidenschaft – das ist eine Schwachstelle."

Arthur schwieg, doch er wusste, dass Bedivere recht hatte.

Am Abend, als das Feuer klein war, traten sie zu Merlin. Arthur vorn, die Ritter im Halbkreis.

„Du gibst ihr zu viel," sagte Arthur ruhig. „Diese Kunst ist nicht für eine, die wir kaum kennen."
Merlin sah ihn lange an, dann schüttelte er den Kopf. „Du verstehst nicht. Nimue ist… notwendig. Ich habe getragen, was keiner tragen konnte. Sie nimmt es mir ab."
„Oder sie nimmt es dir weg," entgegnete Arthur.

Brangaine trat vor. „Meister, hör uns. Sie ist mächtig, ja. Aber Macht allein ist kein Grund zu vertrauen. Sie spielt mit dir."

Merlin lachte bitter. „Ihr nennt es Spiel, weil ihr nie gefühlt habt, was es heißt, erkannt zu werden. Sie sieht mich, nicht nur meinen Stab, nicht nur meine Prophezeiungen. Sie sieht, wer ich bin."

„Und genau deshalb," fauchte Gaheris, „wird sie dich brechen. Weil sie weiß, wo dein Herz sitzt."

Nimue trat aus der Dunkelheit des Waldes, als hätte sie das alles gehört – vielleicht hatte sie es. Ihr Blick war ruhig, unerschütterlich.

„Warum fürchtet ihr," fragte sie, „dass Wissen Verderben ist? Ist es nicht schlimmer, blind zu sterben?"

Arthur hielt ihrem Blick stand. „Weil Wissen Ketten sein kann. Und ich sehe schon, wie sie sich um ihn legen."

Nimue lächelte sanft. „Vielleicht. Aber manche Ketten tragen, nicht fesseln."

Merlin stand zwischen ihnen, den Blick hin- und hergerissen, aber am Ende fiel er zu Nimue.

„Ich vertraue ihr," sagte er. „Mehr als mir selbst."

Die Ritter schwiegen, aber in ihren Gesichtern war die Antwort klar: Das war der Anfang von Merlins Untergang.

Arthur schloss die Finger fester um Excalibur. Zwei Schläge in der Brust, laut, unruhig. Er wusste: Bald würde der Tag kommen, an dem Nimue die Worte sprechen würde, die er selbst Merlin lehren hörte.

Und Merlin – blind vor Sehnsucht – würde ihr nicht widerstehen.

Die Nacht war still, zu still. Kein Tier, kein Wind, nur das Knistern der Glut. Nimue saß neben Merlin, ihr Haar fiel über die Schultern wie schwarzer Rauch. Er wirkte jünger in ihrem Licht, fast wie ein Mann, der noch einmal an Anfang glaubt.

„Warum vertraust du mir?" fragte sie.

Merlin sah ins Feuer. „Weil ich müde bin. Weil ich weiß, dass mein Wissen endet, wenn es nicht weitergegeben wird. Weil du…" – er stockte – „weil du der erste Spiegel bist, in dem ich nicht nur den Zauberer sehe."

Nimue legte die Hand auf seinen. „Dann gib mir alles. Auch das, was du nie ausgesprochen hast."

Er zögerte, der Stab schwer in seiner Faust. „Es gibt Worte, die selbst Könige nicht hören durften. Worte, die nicht Macht sind, sondern Ketten."

„Und wenn ich sie brauche?" fragte Nimue.

„Dann bin ich verloren," flüsterte er. „Aber vielleicht ist genau das der Preis."

Er zog mit der Stabspitze ein Zeichen in die Erde, langsam, zögernd, als kratze er eine Wunde auf. Ein Kreis, darin ein Dreieck, darin wieder ein Kreis. „Das ist der Schlüssel," sagte er. „Der Bann hält, bis dies gebrochen wird. Wer ihn spricht, gibt alles aus der Hand – außer die Hoffnung, dass er selbst den Schlüssel behält."

Nimue zeichnete es nach, präzise, beinahe ehrfürchtig. „So also," sagte sie.

Merlin legte seine Hand über ihre. „Sprich es nie gegen mich."

Sie sah ihn an. Ein Blick, dunkel und weich zugleich. „Ich verspreche nichts."

Und Merlin lächelte – schwach, wissend, und doch froh, dass sie ehrlich war.

In der Ferne schliefen die Ritter unruhig. Arthur lag wach, Excalibur quer über den Beinen. Er sah, wie Nimue und Merlin über die Glut gebeugt waren, zu nah, zu vertraut. Es sah nicht aus wie Zauberunterricht. Es sah aus wie eine Beichte. Eine Hingabe. Eine Fessel, die nicht sichtbar, aber tödlich war.

Guinevere bewegte sich neben ihm, flüsterte kaum hörbar: „Er liebt sie."
Arthur nickte. „Und sie liebt… was er ihr gibt."

„Das ist kein Unterschied," sagte sie.

Arthur schwieg. Doch in seiner Brust hämmerte der doppelte Schlag, als wollte er ihn warnen: *Das Ende ist schon hier.*

Merlin nahm Nimues Hand, führte sie über das Symbol. „Nun weißt du alles," sagte er. „Nun bist du mehr als Schülerin. Nun bist du… mein Erbe."

Nimue legte den Kopf schief, ihr Haar streifte sein Gesicht. „Oder dein Schicksal."

Und Merlin, blind vor Nähe, nickte. „Vielleicht dasselbe."

Der Morgen kam grau, mit Regen, der nicht fallen wollte, sondern in der Luft hing wie kalter Rauch. Die Ritter sammelten sich um das Feuer, Brot hart wie Stein zwischen den Zähnen, Gesichter voller Misstrauen. Nimue saß ein Stück abseits, die Knie angezogen, das Haar nass vom Fluss, als wäre der Regen nur für sie gefallen. Merlin saß neben ihr, schweigend, zufrieden, wie ein Mann, der endlich etwas gefunden hatte, das er sein Eigen nannte.

Gaheris war der Erste, der brach. „Genug," knurrte er, während er das Brot ins Feuer schleuderte. „Ich ertrag das nicht länger. Sie zieht dich an wie ein Aal den Köder, und du beißt zu wie ein alter Barsch. Wir alle sehen's, Merlin. Du nicht."

Merlin hob den Kopf, langsam, wie einer, der sich ungern stören lässt. „Sprich mit Respekt."
„Respekt?" Gaheris lachte bitter. „Wovor? Vor einer Hexe, die deine Zunge lenkt? Vor einem Zauber, den du selbst in ihre Hände legst?"

Cathan brummte: „Er hat recht. Seit sie da ist, riecht alles nach Falle. Du bist nicht mehr derselbe, alter Mann."
Brangaine nickte zögernd. „Sie ist mächtig, ja. Aber Macht allein ist kein Grund, zu folgen. Und du folgst ihr. Nicht wir dir."

Merlin stützte sich auf den Stab, stand auf. „Ihr sprecht, als wäret ihr Kinder, die Schatten für Monster halten. Nimue ist keine Gefahr. Sie ist Hoffnung."

„Hoffnung?" Bedivere trat vor, kühl, messerscharf. „Oder dein Grabstein? Ich habe gezählt, Merlin – jedes Mal, wenn sie spricht, wirst du leichter, und wir schwerer. Das Gleichgewicht kippt."

Tristan murmelte seinen Namen, immer wieder, als wolle er sich selbst daran erinnern, dass er noch existierte. Nimue sah ihn an, und er verstummte sofort – als hätte sie ihm die Stimme genommen.

Arthur erhob sich, Excalibur in der Faust. „Merlin," sagte er ruhig, „wir alle sehen, dass du in ihr mehr siehst, als sie ist. Ich sage nicht, dass sie uns zerstören will – aber sie könnte. Und du hast ihr den Schlüssel in die Hand gegeben."

Merlin trat ihm entgegen, die Augen hell, glühend. „Und wenn ja? Wenn ich ihn ihr gab, weil es so sein muss? Ihr glaubt, ihr tragt die Welt auf Schwertern. Aber Schwerter brechen. Worte bleiben. Nimue ist meine Schülerin. Meine Erbin. Ihr könnt sie hassen, fürchten, anklagen – aber sie bleibt."

Stille. Selbst der Regen hielt den Atem an.

Guinevere trat einen Schritt vor, die Stimme klar, fest. „Du stellst dich gegen uns, Merlin."

Merlin schloss die Augen, atmete schwer. Dann nickte er. „Nein. Ich stelle mich nicht gegen euch. Ich stelle mich hinter sie. Und wenn ihr das gegen euch versteht – dann ist es so."

Gaheris riss das Schwert aus der Scheide. „Dann sei verflucht!" brüllte er, und wäre nicht Arthur dazwischengetreten, hätte das Blut geflossen.

Arthur hielt Excalibur quer, die Klinge zwischen Gaheris und Merlin. „Nicht hier," sagte er, die Stimme hart wie Stein. „Noch nicht."

Doch in diesem Moment wusste jeder am Feuer: Merlin war nicht mehr ihr Schild. Er war Nimues Schild.

Und Camelot hatte einen Spalt mehr.

Die Stimmung im Lager blieb angespannt wie eine Sehne, die kurz vorm Reißen steht. Jeder Schritt, jedes Wort knisterte. Die Ritter warfen Nimue Blicke zu, die zwischen Furcht und Hass schwankten. Doch sie schien sich daran nicht zu stoßen. Sie ging barfuß über nassen Boden, als gehöre er ihr, sammelte Kräuter, die keiner von ihnen kannte, und sprach leise mit Merlin, so nah, dass es aussah wie ein Beichtstuhl für zwei.

Am Abend saßen sie abseits vom Feuer, nur von einer kleinen Fackel erleuchtet. Die Ritter taten so, als würden sie nicht lauschen, aber jeder lauschte.

„Warum tust du das?" fragte Merlin. Seine Stimme war heiser, wie eine Flamme, die zu oft gelöscht und neu entfacht wurde. „Warum bleibst du?"

Nimue lächelte, nicht süß, sondern wissend. „Weil ich das bin, was du gerufen hast. Du dachtest, du brauchst nur einen Schüler. Aber du brauchtest mehr: eine Hand, die dich hält. Einen Spiegel, der dich zeigt. Und ein Messer, das dich befreit."

„Ein Messer?" Merlin runzelte die Stirn. „Du sprichst von Liebe und von Tod im gleichen Atemzug."

„Weil sie dasselbe sind," flüsterte Nimue. „Liebe ist ein Zauber. Und Zauber endet immer mit Fesseln."

Er schloss die Augen, atmete schwer. „Ich bin der größte Zauberer dieser Zeit. Ich habe Könige gestürzt, Reiche gelenkt, Prophezeiungen getragen, die schwerer waren als Berge. Und doch sitze ich hier – und du brichst mich mit einem Blick."

Nimue legte die Hand an seine Wange. „Nein. Ich breche dich nicht. Ich öffne dich. Du hast dich selbst gefangen, Merlin. Ich bin nur die, die die Kette sichtbar macht."

Er neigte sich vor, als wollte er sie küssen, hielt aber im letzten Augenblick inne. „Wenn ich falle…"
„Dann fällst du in meine Arme," antwortete sie.

Die Ritter flüsterten.

„Hört ihr das?" Gaheris' Stimme war voller Gift. „Er ist verloren."
Brangaine presste die Lippen zusammen. „Nein. Noch nicht. Aber wenn sie ihn einmal hält, lässt sie nicht mehr los."
Bedivere knurrte: „Schon jetzt ist er nicht mehr bei uns. Er sitzt da und redet von Fesseln, während wir das Reich tragen."
Tristan murmelte seinen Namen, als wollte er die eigene Angst binden.

Arthur saß schweigend, Excalibur über den Knien. Zwei Schläge pochten in seiner Brust, hart, warnend. *Liebe oder Verderben,* hallte es in ihm. *Und er wählt beides.*

Merlin nahm Nimues Hand, hielt sie wie ein Mann, der längst beschlossen hatte, den letzten Schritt zu gehen. „Ich vertraue dir mehr als mir selbst," sagte er.

„Dann bist du frei," flüsterte sie.

Und Arthur wusste in diesem Moment: Merlin war nicht mehr der ihre. Nicht mehr der Zauberer, der sie geführt hatte. Er war Nimues. Und er würde nicht zurückkehren.

Die Nacht war schwarz, schwer, ohne Sterne. Das Feuer war längst verglommen, nur ein schwacher Schimmer von Glut glomm zwischen den Steinen. Die Ritter schliefen unruhig, einer nach dem anderen, die Hände an Schwertern, als hätten sie gespürt, dass dies keine gewöhnliche Nacht war.

Merlin saß mit Nimue abseits, nahe am Fluss. Sein Stab ruhte neben ihm, vergessen. Die Schatten tanzten über sein Gesicht, ließen ihn jünger erscheinen, beinahe friedlich.

„Du hast mir alles gegeben," sagte Nimue leise. „Die Worte. Die Zeichen. Den Schlüssel."

Merlin nickte, müde. „Weil ich wollte, dass es weitergeht. Weil ich wusste, dass ich nicht ewig tragen kann."

„Und weil du mich liebst," flüsterte sie.

Er schloss die Augen. „Ja. Selbst wenn das mein Untergang ist."

Nimue beugte sich näher. Ihre Lippen berührten seine Stirn. „Dann hör mich, Merlin. Hör, wie ich deine Worte spreche."

Sie zeichnete den Kreis in die Erde, fließend, sicher. Ihre Finger glitten wie Messer über das Gras. Sie murmelte die Silben, die er ihr gegeben hatte – tief, schwer, alt. Die Luft wurde dichter, das Atmen schwer.

Merlin öffnete die Augen – und sah es. Der Kreis leuchtete, unsichtbar und doch brennend, wie eine Linie, die das Herz zerschneidet.

„Nimue…“ flüsterte er.

„Still,“ sagte sie. „Dies ist, was du mir gabst. Dies ist, was du wolltest.“

Er versuchte, sich zu erheben, doch seine Beine gehorchten nicht. Er griff nach dem Stab, aber der lag jenseits der Linie – und die Linie ließ ihn nicht hinaus.

Panik blitzte in seinen Augen, nur kurz, dann wich sie einem bitteren Lächeln. „Ich habe dich gelehrt,“ murmelte er. „Und du hast gelernt. Mehr als ich je wollte.“

„Du hast gewusst, dass es so endet,“ antwortete Nimue. „In Liebe. In Fesseln.“

Der Bann schloss sich. Ein unsichtbarer Käfig, so fest wie Stein, so klar wie Wasser. Merlin saß darin, reglos, die Hände im Schoß, als hätte er selbst die Ketten gewählt.

Die Ritter wachten auf. Gaheris riss das Schwert, Brangaine griff nach dem Bogen, Cathan fluchte. „Sie hat ihn! Sie hat den Alten!“

Arthur trat näher, Excalibur in der Hand. Er sah Merlin im Kreis – und Nimue, die ruhig vor ihm stand, die Augen dunkel, unbewegt.

„Warum?“ fragte Arthur, die Stimme hart.

Nimue sah ihn an. „Weil er es wollte. Weil er frei sein wollte – und Freiheit trägt Masken.“

Merlin nickte schwach. „Sie hat recht. Ich habe mir mein eigenes Grab gegraben. Dies war immer mein Weg.“

Arthur hob das Schwert, doch Excalibur vibrierte, als wolle es ihm sagen: Dies ist kein Kampf aus Stahl. Dies ist ein Kampf aus Willen.

UndDer Bann hielt. Unsichtbar, aber jeder spürte ihn – wie eine unsichtbare Mauer, gegen die der Atem prallte. Merlin saß im Kreis, die Schultern gebeugt, den Blick nach innen gekehrt. Seine Finger zuckten noch einmal nach dem Stab, dann sanken sie in den Schoß.

„Merlin!“ brüllte Gaheris, die Adern am Hals geschwollen. „Kämpf! Tu was! Zerreiß das Ding!“
„Er kann nicht,“ flüsterte Brangaine. „Er hat es ihr selbst gelehrt.“
„Dann war er dümmer, als wir alle dachten,“ spie Cathan.

Nimue stand ruhig. Keine Hast, kein Triumph im Gesicht – nur Stille. „Er ist nicht dumm,“ sagte sie. „Er ist frei.“

„Frei?“ Bedivere lachte kalt. „Er sitzt wie ein Hund in deinem Käfig.“
„Nicht in meinem,“ erwiderte sie, „in seinem. Ihr alle baut Käfige, die ihr nicht seht. Ich habe nur den Schlüssel benutzt, den er mir gab.“

Arthur trat näher, Excalibur in der Hand. Das Schwert vibrierte, verlangte Handlung. Doch er wusste: Stahl war machtlos hier. Er kniete an der Grenze des Kreises, starrte Merlin an.

„Alter Freund,“ sagte er leise, „ist das, was du wolltest?“

Merlin hob langsam den Kopf. Seine Augen waren klar, aber müde, so müde, dass man sah, er kämpfte nicht mehr. „Arthur,“ murmelte er, „ich habe mein Leben lang gegen Ketten gewütet. Ich habe sie den Königen, den Priestern, den Göttern genommen. Aber am Ende…“ Er lächelte schwach. „Am Ende war ich nur mein eigener Knoten. Nimue hat ihn sichtbar gemacht.“

„Und Camelot?“ fragte Arthur, die Stimme rau. „Wer trägt jetzt, wenn du fällst?“

Merlin schloss die Augen. „Du. Immer du. Ich habe nur die Steine gesetzt. Aber du… du bist der Bau. Nun halte ihn, so lange du kannst.“

Die Ritter tobten. Gaheris schlug gegen die unsichtbare Wand, dass sein Schwert Funken sprühte. Cathan brüllte, Brangaine weinte still, Tristan murmelte seinen Namen, bis Nimue ihn mit einem Blick zum Schweigen brachte.

Guinevere trat an Arthurs Seite. „Er ist verloren,“ sagte sie.
Arthur nickte, das Herz doppelt hämmernd. „Ja. Aber er ging freiwillig.“

Nimue sah Arthur an, kalt und sanft zugleich. „Er gehört mir jetzt. Doch nicht als Gefangener – als der, der endlich ruhen darf.“

Arthur hob Excalibur, zögerte, dann ließ er es sinken. Er wusste: Es gab keinen Schnitt, der den Kreis brechen konnte.

Er wandte sich ab, die Schultern schwer. „Dann ist es so,“ murmelte er. „Der größte Zauberer fiel nicht durch Krieg, nicht durch Schicksal. Sondern durch sein eigenes Herz.“

Der Bann blieb bestehen, leuchtete schwach in der Dunkelheit wie ein Atem, der nicht vergehen wollte. Nimue stand am Rand, unerschütterlich, die Ritter voller Zorn und Misstrauen, Arthur still.

Und Merlin – gefangen im eigenen Zauber – lächelte zum letzten Mal.

Arthur wusste: Er konnte Merlin nicht befreien. Niemand konnte.

Der Fall von Camelot

Die Rückkehr nach Camelot war kein Triumphzug. Keine Trompeten, keine jubelnden Kinder, kein Volk, das Blumen warf. Stattdessen standen Menschen am Straßenrand mit

gesenkten Köpfen, manche mit leeren Augen, manche mit harten Gesichtern. Wo einst Lachen und Stolz geherrscht hatten, lag jetzt eine Schwere, die nicht vom Regen kam.

Arthur ritt an der Spitze, Excalibur an seiner Seite, aber das Schwert vibrierte nicht. Es hing wie müde an seiner Hüfte. Neben ihm Guinevere, still, das Gesicht hinter einem Schleier verborgen. Dahinter die Ritter, weniger als einst, gezeichnet, misstrauisch. Und Merlin fehlte.

Die Leute spürten es sofort. Sie flüsterten. „Wo ist der Zauberer?" – „Hat er sie verlassen?" – „Ohne ihn sind sie schwach." – „Vielleicht sind die Tage Camelots gezählt."
Arthur hörte jedes Wort, und jedes Wort schnitt wie ein Messer.

Die Mauern der Stadt erhoben sich wie graue Riesen, doch sie wirkten nicht mehr wie Schutz. Sie sahen aus wie Käfige. Auf den Zinnen hingen zerrissene Banner, vom Wind zerschlagen. Einmal war dieses Zeichen – der goldene Drache – ein Versprechen gewesen. Nun war es nur Stoff, der im Regen klebte.

Als sie durch das Tor ritten, blickte Arthur zu den Menschen, die ihnen auswichen. Kein Jubel, kein Vertrauen. Nur Augen, die fragten: *Warum seid ihr zurückgekommen, wenn ihr nichts mehr bringen könnt?*

Arthur spürte, wie sich der Doppelschlag in seiner Brust verstärkte – Herz und Atem, Leben und Tod, zwei Rhythmen, die ihn quälten.

Im Thronsaal empfing sie eine Stille, die lauter war als jedes Fest. Früher war es ein Ort voller Stimmen, voller Rufe, voller Gelächter. Jetzt hallte jeder Schritt gespenstisch nach.

Arthur setzte sich schwer auf den Thron. Guinevere stand neben ihm, doch sie wirkte fern. Lancelot trat einen Schritt vor, senkte den Kopf – ein Bild von Treue, und doch bebte sein Kiefer.

„Camelot steht noch," begann Arthur, die Stimme rau. „Aber es steht nicht auf Stein, sondern auf uns. Wir sind zurück, ohne Merlin. Aber wir tragen weiter."

Ein Murmeln ging durch die Halle – nicht Jubel, nicht Hoffnung, sondern das leise Summen einer Menge, die weiß, dass Worte allein keine Mauern halten.

Nachts konnte Arthur nicht schlafen. Er ging durch die Gänge, lauschte den Stimmen, die durch die Mauern sickerten.

„Das Volk hungert," hörte er eine Magd flüstern.
„Die Felder sind verbrannt," antwortete ein Knecht. „Und die Nordmänner im Norden warten nur."
„Ohne Merlin," sagte ein alter Mann, „ist der König nackt."

Arthur stand im Schatten und hörte, wie seine eigene Herrschaft zerfiel, nicht durch Schwerter, sondern durch Worte.

Am Morgen berief er die Ritter an den runden Tisch. Sie setzten sich, schwer, müde, die Gesichter voller Schatten.

Bedivere sprach zuerst. „Die Dörfer im Osten haben aufgehört, Steuern zu schicken. Sie sagen, der König hat keine Macht mehr.“
Cathan knurrte: „Und die Sachsen sammeln sich. Meine Späher berichten von Lagern am Fluss. Sie wittern Blut.“
Brangaine schlug mit der Faust auf den Tisch. „Und wir? Wir streiten nur noch über Schatten. Ohne Merlin sind wir ein Kreis ohne Mitte.“

Alle sahen zu Arthur.

Er wollte sprechen, wollte sie an den Traum erinnern. Doch er sah ihre Gesichter – müde, gebrochen, voll von Misstrauen – und er wusste: Der Traum hielt sie nicht mehr.

Und dann kam Lancelot. Er erhob sich, das Gesicht bleich, die Hände zu Fäusten geballt. „Arthur,“ sagte er, „es gibt etwas, das du wissen musst.“

Die Luft fror. Guinevere senkte den Blick. Arthur spürte, wie die Schläge in seiner Brust lauter wurden, als wollte sein zweites Herz ausbrechen.

„Nicht jetzt,“ murmelte er. „Nicht hier.“

Doch er wusste: Es würde kommen. Ob er wollte oder nicht.

Die Tage nach der Rückkehr waren schwer wie Blei. Kein Lied hallte durch die Gassen, kein Markt rief nach Kunden. Stattdessen stapften Bauern mit leeren Körben durch die Straßen, und Kinder zogen an den Ärmeln ihrer Mütter, bettelnd, ohne dass es noch etwas zu betteln gab.

Arthur ritt oft hinaus, allein, nur um die Gesichter zu sehen. Er hörte, was sie nicht mehr flüsterten, sondern offen sagten:
„Der König hat uns verlassen.“
„Merlin ist fort – ohne ihn ist er nur ein Mann mit Schwert.“
„Warum sollen wir hungern, wenn die Ritter am runden Tisch noch Fleisch essen?“

Es war kein offener Aufstand, noch nicht. Aber es war ein Glimmen, ein Grollen. Ein König wusste, wann Worte gefährlicher waren als Klingen.

Im Thronsaal traf er die Ritter. Die Spannungen waren mit Händen greifbar.

„Das Volk verhungert,“ sagte Brangaine, und ihre Stimme brach, weil sie selbst zu lange in den Dörfern gesehen hatte, wie Mütter ihre Kinder mit Wasser satt machten.
„Und wir können nichts geben,“ erwiderte Bedivere kühl. „Die Vorräte sind leer, und die Felder verbrannt. Wenn wir die Scheunen öffnen, sind wir binnen Tagen am Ende.“
Cathan schlug mit der Faust auf den Tisch. „Dann kämpfen wir um das, was übrig bleibt! Wer uns etwas nimmt, soll den Stahl spüren.“
„Das Volk ist nicht der Feind,“ knurrte Gaheris. „Aber es wird einer, wenn wir weiter zusehen.“

Arthur hörte zu, fühlte, wie der Kreis auseinanderbrach. Früher hätten sie gestritten, ja, aber im Streit lag Glut, aus der Feuer wurde. Jetzt lag nur Asche.

Die Nachricht kam eines Morgens: Ein Dorf am Rand des Reiches hatte sich geweigert, den Steuereintreiber hereinzulassen. Sie hatten ihn verjagt – nicht mit Waffen, sondern mit Steinen, mit Fäusten, mit Verzweiflung.

„Es ist ein Anfang," murmelte Bedivere. „Heute ein Dorf, morgen zehn."

Arthur stand auf, schwer, müde. „Wir reiten hin. Nicht mit Schwertern. Mit Worten."

„Worte?" Gaheris lachte bitter. „Das Volk glaubt nur noch an Brot. Und wir haben keines."

In der Nacht stritten die Ritter am Feuer.

„Ohne Merlin sind wir verloren," sagte Brangaine. „Er war das Band."
„Nein," fauchte Cathan. „Er war die Kette. Und nun sind wir frei."
„Frei?" Gaheris spie ins Feuer. „Wir sind nicht frei. Wir sind gespalten."
Tristan murmelte immer wieder seinen Namen, als wäre er der Einzige, der ihm blieb.

Guinevere schwieg. Lancelot saß neben ihr, die Finger ihrer Hände berührten sich im Schatten. Arthur sah es. Er sah es längst. Doch er schwieg auch – denn er wusste: Noch ein Riss, und Camelot fiel.

Und draußen, jenseits der Mauern, sammelten sich schon die Feinde. Reiter aus dem Norden, Kriegsschreie, Rauch von fernen Dörfern. Camelot blutete, und die Wölfe rochen es.

Arthur stand in seiner Kammer, Excalibur in den Händen. Das Schwert vibrierte noch, aber schwächer. Wie ein Herz, das bald aufhört zu schlagen.

„Noch nicht," flüsterte er. „Noch nicht."

Es begann mit Blicken.
Nicht auf dem Schlachtfeld, nicht am runden Tisch – sondern in den stillen Ecken der Halle, im Schatten der Gänge. Blicke, die länger dauerten als nötig. Finger, die sich flüchtig berührten und doch nicht voneinander lösten. Arthur sah sie. Er sah sie längst.

Guinevere, seine Königin, bewegte sich neben Lancelot, als hätte sie vergessen, dass andere Augen sie sahen. Lancelot, der treueste Ritter, wich ihrem Blick nicht mehr aus. Es war kein Geständnis, kein Kuss. Aber es war genug.

Arthur spürte, wie der Doppelschlag in seiner Brust lauter wurde – Herz und Atem, Liebe und Tod, Schicksal und Verrat.

Eines Abends, beim runden Tisch, geschah es fast offen.

Guinevere reichte Arthur den Becher Wein. Ihre Hand zitterte kaum merklich – und Lancelots Hand war da, um ihn zu stützen. Ein Augenblick nur, doch das Feuer warf die Bewegung in alle Gesichter.

Gaheris knurrte, schlug die Faust auf den Tisch. „Das ist ein Spott! Vor aller Augen!"
Cathan lachte rau. „Kein Spott. Nur das Ende, das wir alle kommen sehen."
Brangaine senkte den Blick, schwieg. Bedivere sah kühl zu Arthur, als wollte er sagen: *Nun musst du entscheiden.*

Arthur nahm den Becher, trank, ohne ein Wort. Aber die Halle war still. Selbst Tristan murmelte keinen Namen.

Später in der Nacht fand er sie im Garten – Guinevere und Lancelot, zu nah, zu vertraut. Keine Lippen berührten sich, keine Umarmung – doch das Schweigen zwischen ihnen war lauter als jede Tat.

„Ihr liebt euch," sagte Arthur. Keine Anklage, kein Schrei. Nur ein Satz.

Guinevere erstarrte. Lancelot trat vor, als wolle er die Schuld nehmen. „Es ist wahr," sagte er rau. „Aber wir wollten dir nicht…"
„Nicht zerstören?" Arthur lachte bitter. „Ihr habt es längst getan."

Guinevere trat näher, Tränen in den Augen. „Arthur, ich…"
„Nein," unterbrach er sie. „Sag nichts. Worte ändern nichts. Der Riss ist da."

Er wandte sich ab. Hinter ihm hörte er, wie Lancelot ihre Hand nahm. Arthur blieb stehen, das Schwert schwer an seiner Seite. Excalibur vibrierte, als wolle es gezogen werden – doch er ließ es.

„Noch nicht," murmelte er. „Nicht mit Stahl. Nicht so."

Am nächsten Morgen wusste die Tafelrunde. Man sah es an den Blicken, am Schweigen, an der Härte in den Stimmen. Was einst ein Kreis gewesen war, war nun ein Bruch.

„Das ist der Anfang vom Ende," murmelte Brangaine.
„Nein," erwiderte Bedivere. „Das Ende ist längst hier."

Und draußen vor den Mauern sammelten sich die Feinde. Der Fall begann nicht mit Schwertern – er begann mit Herzen, die einander verrieten.

Der erste Schlag kam nicht von außen, sondern von innen. Ein Aufstand im Süden – Bauern, die ihre Felder verbrannt fanden, ihre Kinder verhungern sahen, und keinen König mehr, der ihnen Hoffnung gab. Sie griffen zu Fackeln, zu Sensen, zu Steinen. Sie marschierten nicht auf die Felder – sie marschierten auf Camelot.

Arthur ritt ihnen entgegen, nicht mit einer Armee, sondern mit einer Handvoll Ritter. Er rief ihnen zu, er sprach von Einheit, vom Reich, von der Tafelrunde. Doch die Gesichter, die ihm entgegenschlugen, waren hart, leer, hungrig. Sie sahen keinen König – sie sahen nur einen Mann, der ihre Mägen nicht füllte.

Die Steine flogen. Einer traf Gaheris am Helm, ein anderer Brangaine an der Schulter. Cathan schrie, wollte das Schwert ziehen. „Nein!" brüllte Arthur, die Hand auf Excalibur. „Kein Blut! Nicht gegen unser Volk!"

Doch das Volk ließ nicht ab. Sie schrien, dass Camelot sie verraten hatte. Sie schrien nach Brot, nach Gerechtigkeit, nach einem Ende der Lügen.

Am Ende ritten die Ritter zurück, beschimpft, beworfen, ohne Sieg, ohne Antworten. Camelot hatte seine Kinder verloren.

Doch kaum waren sie zurück in den Mauern, kam die zweite Nachricht: die Sachsen im Osten hatten die Flüsse überschritten.

„Sie wittern Blut," sagte Bedivere kalt. „Wir sind schwach, sie riechen es. Sie werden kommen, und diesmal nicht nur plündern."

Arthur stützte die Stirn in die Hände. Zwei Schläge hämmerten in seiner Brust, als würde ihn sein eigener Körper verhöhnen. „Wir halten sie," sagte er. „Wir müssen."

Doch er wusste: Mit jedem Tag bröckelte Camelot von innen – und nun nagten auch die Feinde von außen.

Am runden Tisch tobte Streit.

„Wir reiten gegen die Sachsen!" brüllte Cathan. „Wir zeigen, dass Camelot noch lebt!"
„Und wer schützt das Volk?" fauchte Brangaine. „Sollen sie sterben, während wir Ruhm suchen?"
„Das Volk hat uns schon den Rücken gekehrt," knurrte Gaheris. „Wozu sie schützen, wenn sie uns verraten?"
Bedivere schlug mit der Hand auf den Tisch. „Ihr redet, als ginge es um Wahl. Es geht ums Überleben."

Und mittendrin Arthur, schweigend, während Excalibur vibrierte, als wolle es ihn zwingen, endlich eine Richtung zu wählen.

Guinevere schwieg, die Augen gerötet. Lancelot saß neben ihr, den Blick fest auf Arthur gerichtet, als sei jeder Atemzug zwischen ihnen ein stiller Kampf.

Arthur wusste: Er kämpfte an zwei Fronten. Gegen Sachsen und Nordmänner – und gegen die Risse in seiner eigenen Halle. Und er ahnte, dass die zweite Front tödlicher war als die erste.

In der Nacht ging er allein auf die Mauern. Der Himmel war schwarz, kein Stern zu sehen. Nur Rauch in der Ferne, die Feuer der Sachsen, das Leuchten der Aufstände.

Arthur hob Excalibur. Das Schwert vibrierte, schwach, müde, als ahnte es, dass sein Glanz bald erlöschen würde.

„Noch nicht," flüsterte Arthur. „Noch halten wir. Noch."

Doch tief in sich wusste er: Camelot fiel bereits. Nicht durch Feuer, nicht durch Schwert – sondern weil seine eigenen Mauern sich gegeneinander richteten.

Der runde Tisch war kein Kreis mehr. Er war ein Schlachtfeld aus Worten, das jederzeit in Stahl hätte übergehen können.

Gaheris stand auf, das Gesicht rot, die Hände auf dem Schwertknauf. „Ich kämpfe nicht mehr für eine Königin, die den König verrät." Seine Stimme hallte durch die Halle, und die Ritter erstarrten.

Guinevere erblasste, Lancelot sprang auf. „Halt deine Zunge, sonst schneide ich sie dir heraus!"

„Versuch es," knurrte Gaheris.

Cathan schlug die Faust auf den Tisch. „Genug! Wollt ihr Camelot im Saal zerreißen, bevor die Sachsen es vor den Mauern tun?"

Brangaine schüttelte den Kopf, doch ihre Stimme war voller Bitterkeit. „Es ist zu spät. Der Verrat ist offen. Jeder sieht es."

Arthur stand am Kopf des Tisches, Excalibur in der Faust. „Setzt euch," befahl er. Aber keiner gehorchte. Die Blicke waren scharf wie Klingen, die Hände an Griffen, jeder bereit, den Kreis in Blut zu brechen.

„Ich sagte, setzt euch!" donnerte Arthur, und diesmal vibrierte Excalibur hörbar, ein Schrei aus Stahl. Sie setzten sich, widerwillig, wie Tiere, die nur kurz zurückweichen.

Arthur sah jeden von ihnen an. „Wir sterben draußen oder wir sterben hier. Wählt."

„Dann sterben wir hier," murmelte Gaheris, „weil Verräter mehr Gift sind als Sachsen."

Die Tage danach waren vergiftet. Lancelot wich Guinevere nicht von der Seite. Manche Ritter mieden sie, andere schlossen sich an, als hätten sie längst gewusst, dass Arthurs Herz gebrochen war.

Brangaine hielt still zu Arthur, Bedivere sprach nur Zahlen, nüchtern, kalt. Tristan murmelte seinen Namen, immer schneller, immer lauter, als wolle er den Lärm übertönen.

Der Kreis war nicht mehr ein Ring. Er war zwei Hälften, gegeneinander gerichtet, verbunden nur durch den schwankenden Thron.

Eines Abends kam Arthur in die Halle und fand Lancelot allein. Der Ritter hielt das Schwert in der Hand, blank, schimmernd.

„Du wirst mich richten," sagte Lancelot. „Früher oder später. Weil ich die Königin liebe. Und weil sie dich liebt – aber anders."

Arthur blieb stehen, schwer, müde. „Ich sollte dich erschlagen," sagte er. „Und doch tue ich es nicht. Weil wir Brüder waren."

Lancelot sah ihn an, und in seinen Augen lag Schmerz, echter Schmerz. „Und genau deshalb bin ich dein größter Verrat."

Arthur wusste: Es war soweit. Der Kreis konnte nicht mehr bestehen. Er musste zerbrechen, damit Camelot wenigstens noch den Schein von Ordnung trug.

Am nächsten Morgen rief er die Ritter. „Von heute an," sagte er, „ist die Tafelrunde kein Kreis mehr. Wer mir treu bleibt, reitet mit mir gegen die Feinde. Wer sich abwendet, mag in Camelot bleiben – aber nicht mehr unter meinem Banner."

Die Halle hallte von Schweigen. Dann stand Lancelot auf. „Dann bin ich nicht mehr dein Ritter." Guinevere folgte seinem Blick, und mit ihr andere, die schwankten.

Arthur senkte Excalibur, als habe er selbst sein Herz gespalten.

Die Nachricht erreichte Camelot wie ein Keulenschlag: Die Sachsen hatten die Grenze durchbrochen. Dörfer brannten, Rauch stieg über den Hügeln auf, und die Schreie der Flüchtlinge hallten bis an die Mauern der Stadt.

Arthur stand auf den Zinnen, die Hand an Excalibur. Unter ihm drängten sich Frauen, Kinder, Alte – alles, was von den Feldern hereingeflohen war. Sie schrien nicht nach Ruhm, sie schrien nach Brot, nach Schutz, nach Rettung.

Hinter ihm stritten die Ritter schon wieder.

„Wir müssen ihnen entgegenreiten!“ brüllte Cathan. „Wenn wir warten, verbrennen sie uns wie die anderen.“
„Und mit wem?“ fauchte Brangaine. „Mit halbem Kreis, halber Kraft? Lancelot und seine Männer fehlen!“
Gaheris schlug die Faust gegen die Zinnen. „Dann reiten wir mit den, die geblieben sind! Besser halbe Stärke als gar keine!“

Arthur drehte sich zu ihnen um. Sein Blick war müde, aber hart. „Wir reiten,“ sagte er. „Nicht für Ruhm. Nicht für Sieg. Nur, weil wir noch stehen.“

Am Tor sammelten sich die Ritter, weniger als je zuvor. Lancelots Platz war leer, und sein Fehlen wog schwerer als hundert Feinde. Guinevere stand in den Schatten, den Schleier über dem Gesicht. Arthur sah sie nicht an, konnte es nicht.

Das Volk jubelte nicht, als sie ausritten. Es schwieg. Und in diesem Schweigen lag etwas Schlimmeres als Angst: Gleichgültigkeit.

Die Schlacht kam schneller, als sie dachten. Am Fluss, dort, wo das Wasser rot im Abendlicht glühte, trafen sie auf die Sachsen. Eine Flut von Schilden, Speeren, Kriegern mit Augen so kalt wie Stein.

Arthur riss Excalibur hoch, und das Schwert vibrierte – noch einmal, als wollte es flammen, als wollte es leben. „Für Camelot!“ brüllte er, und seine Stimme brach durch den Nebel.

Die Ritter folgten ihm. Gaheris wie ein wildes Tier, Cathan brüllend wie Donner, Brangaine mit Pfeilen so schnell, dass sie im Rauch verschwanden. Tristan murmelte seinen Namen, immer wieder, als Zauber gegen die Angst.

Sie kämpften. Blut, Schlamm, Schrei. Arthur schnitt durch Speere, durch Schilde, durch Männer, die wie Schatten fielen. Doch für jeden, der fiel, kamen zwei nach.

Und in der Ferne, am anderen Ufer, sah Arthur sie: Lancelot. Mit seinen Männern. Er stand da, glänzend, stark, aber er ritt nicht zu ihnen. Er sah nur zu.

Arthur fühlte, wie der Schlag in seiner Brust fast zerriss. „Bruder,“ flüsterte er, „wo bist du?“

Die Schlacht endete nicht mit Sieg. Sie endete mit Rückzug. Die Ritter ritten zurück in die Nacht, blutverschmiert, verwundet, weniger als zuvor.

Arthur blieb am Fluss, das Schwert schwer in der Hand, das Herz doppelt hämmernd. Hinter ihm das Reich, vor ihm der Feind – und dazwischen die Leere, wo einst seine Brüder standen.

Camelot war nicht gefallen – noch nicht. Aber es stürzte bereits.

Sie kehrten zurück, aber nicht wie Ritter. Sie schleppten sich heim, Pferde lahm, Rüstungen zerbeult, Gesichter leer. Das Tor von Camelot öffnete sich langsam, ohne Jubel, ohne Gesang. Das Volk stand da, stumm, sah ihre Helden an und erkannte: es waren keine Helden mehr, sondern Männer und Frauen, die mehr Blut verloren hatten, als sie ertragen konnten.

Arthur ritt vorn, Excalibur schlaff in der Hand. Kein Glanz ging mehr von der Klinge aus, sie hing wie ein Stück Eisen. Guinevere stand am Tor, der Schleier vom Wind gehoben. Ihre Augen suchten ihn, aber er wich ihrem Blick aus.

„Wo ist der Sieg?“ fragte eine Stimme aus der Menge.
Arthur blieb stehen, sah nicht hinunter. „Es gab keinen.“
Ein Murmeln, ein Raunen, das wie Donner durch die Gassen rollte. Kein Schrei, kein Aufstand – nur die Gewissheit, dass der Traum gebrochen war.

Im Thronsaal versammelten sich die Ritter. Gaheris’ Stirn war von einer Narbe gezeichnet, Brangaines Schulter blutete durch den Verband, Cathans Stimme war heiser vom Brüllen. Tristan murmelte seinen Namen, leiser als sonst, fast wie eine Klage. Bedivere zählte, kühl, sachlich: „Wir sind nur noch die Hälfte.“

„Und sie werden wiederkommen,“ fügte er hinzu. „Stärker. Bald.“

Arthur setzte sich schwer auf den Thron. Die Halle hallte leer. Früher war sie Ort des Glanzes, jetzt war sie nur Stein.

In der Nacht wanderte er allein durch Camelot. Die Mauern wirkten wie Grabsteine, die Banner wie Lumpen. Das Volk schlief nicht – er sah Lichter in den Hütten, hörte Kinder weinen, hörte Männer fluchen. Sie wussten alle, was er wusste: Das Reich war gefallen, auch wenn die Mauern noch standen.

Arthur blieb auf der höchsten Zinne stehen, sah hinaus in die Nacht. Rauch stieg auf im Süden, Fackeln im Osten, und irgendwo im Dunkel – Lancelot. Bruder und Verräter zugleich.

Der Doppelschlag in seiner Brust war so laut, dass er die Welt übertönte. Herz und Atem, Leben und Tod. Und Arthur wusste: Das Ende war nicht nah. Es war da.

Camelot fiel nicht in einer einzigen Nacht. Aber in diesem Moment, auf dieser Zinne, erkannte Arthur: Der Fall war unumkehrbar. Alles, was kam, war nur das letzte Zittern eines Reiches, das bereits tot war.

Die letzte Schlacht am Fluss Camlann

Der Morgen von Camlann war kein Morgen. Es war ein grauer Riss im Himmel, ein Schweigen zwischen Nacht und Tag. Kein Vogel sang, kein Wind rührte sich. Nur das Schnauben der Pferde und das Klirren von Eisen hallten durch die Luft.

Arthur ritt an der Spitze. Excalibur hing an seiner Seite, schwer wie nie. Früher hatte es gebrannt, wenn er es zog, hatte gesungen, wenn er es schwang. Heute vibrierte es nur schwach, wie ein Herz, das zu müde zum Schlagen war.

Hinter ihm ritten die letzten Ritter: Brangaine, die sich an den Bogen klammerte, obwohl ihre Schulter noch blutete. Gaheris, schweigend, die Augen rot vom Hass, der ihn am Leben hielt. Cathan, fluchend, als wolle er die Angst im Matsch ersticken. Tristan, murmelnd, immer wieder seinen Namen, leise wie ein Gebet. Bedivere, kühl, nüchtern, rechnend, als wäre jede Meile nur eine Zahl.

Es waren nicht mehr viele. Und sie wussten es.

Das Volk stand am Stadttor, doch sie jubelten nicht. Kein Ruf, kein Gesang. Nur Schweigen, Augen voller Hunger, Hände voller Leere. Manche weinten, andere sahen weg. Sie wussten, dass dies kein Ritt in den Ruhm war, sondern in den Tod.

Guinevere stand am Rand, den Schleier über das Gesicht gezogen. Arthur sah sie nicht an. Er wusste, ihr Herz gehörte längst einem anderen. Lancelot war nicht da. Nicht an diesem Morgen. Der Platz neben Arthur war leer – und dieser leere Platz wog schwerer als jeder Feind.

Als sie die Stadt hinter sich ließen, begann der Himmel zu beben. Schwarze Wolken zogen zusammen, ein Donnergrollen vibrierte über das Land. Brangaine spürte es zuerst. „Das ist kein Wetter," murmelte sie. „Das ist ein Zeichen."

Merlin war nicht da, um es zu deuten. Nur die Stille war da – und Nimues Schatten, der in Arthurs Gedanken hing, wie eine Kette, die selbst in Abwesenheit hielt.

Am Horizont sahen sie den Fluss. Camlann. Er schlängelte sich träge durch das Land, doch heute glitzerte er rot, als hätte er das Blut der kommenden Toten schon vorweggetrunken.

Arthur hielt an, blickte zu seinen Rittern. „Dies ist der Ort," sagte er. Seine Stimme klang wie Stein, der bricht. „Hier endet es. Vielleicht mit Sieg, vielleicht mit Tod. Aber wir reiten, weil wir Camelot sind."

Keiner antwortete mit Jubel. Gaheris spuckte in den Schlamm. „Dann sterben wir wenigstens mit gezogenen Schwertern."
Cathan nickte. „Besser hier, als im Bett wie Hunde."
Brangaine sah in den Himmel. „Oder wie Vögel, die in den Netzen hängen."
Tristan murmelte seinen Namen, fester als sonst, als hätte er den Klang endlich gefasst.
Bedivere notierte leise: „Sechs gegen Hundert."

Arthur zog Excalibur. Es flackerte kurz, ein letzter Schimmer, wie ein Herzschlag im Dunkel. „Für Camelot," sagte er. Nicht laut, nicht für Ruhm – sondern wie ein Mann, der seine letzten Worte spricht.

Sie ritten weiter, hinein ins Tal, zum Fluss. Und am anderen Ufer wartete schon der Feind: Schilde wie eine Wand, Speere wie ein Wald, Gesichter bemalt mit Blut und Schlamm. Sie waren viele. Sie waren bereit.

Arthur hielt an, sah das Heer. In seiner Brust schlugen beide Herzen. *Noch nicht,* dachte er. *Noch nicht.*

Doch er wusste: Camlann war nicht Zukunft. Camlann war jetzt.

Die Vorzeichen häuften sich wie leere Flaschen nach einer langen Nacht. Erst war es der Wind, der nicht wehte und doch die Gräser rückwärts legte, als striche eine unsichtbare Hand gegen die Zeit. Dann waren es die Krähen über dem Tal – ein schwarzer Kreis, stumm, als hätten sie ihre Stimmen gegen bessere Plätze im Jenseits eingetauscht.

Am Flussufer kniete Arthur, tauchte die Hand ins Wasser. Es war kalt, aber nicht wie Wasser kalt ist. Eher wie Eisen. Von irgendwoher roch es nach Regen, der nie fiel. Excalibur neben ihm gab einen Ton von sich – nicht das alte, helle Singen, sondern ein dünnes, ermüdetes Klicken, als spränge tief im Metall ein unsichtbarer Zahn über.

„Hast du das gehört?" fragte Brangaine, die den Bogen spannte und wieder sinken ließ, als sei der Himmel selbst das Ziel.
„Ja," sagte Arthur. Er sagte nicht: *Es war ein Riss.*

Gaheris stand breitbeinig, die Finger am Heft, die Lippen blutig, weil er darauf gebissen hatte. „Wenn Prophezeiungen kommen, sollen sie endlich sprechen. Ich höre lieber Donner als dieses Warten."
„Das hier ist der Donner," brummte Cathan. „Nur ohne Geräusch."

Tristan tastete mit den Lippen an seinem Namen, sprach ihn einmal, deutlich: „Tristan." Es war nicht laut, aber es stand. Bedivere schrieb mit dem Handschuh eine Zahl in den Schlamm, als müsste er dem Ende wenigstens eine Ordnung schenken, und wischte sie wieder weg.

Über der rechten Uferböschung lag Nebel, der keine Farbe annahm. Er klebte an den Dornen, an den Schilden des Feindes, an den Augen der Männer drüben. Ein Saxenhauptmann hob den Speer und bewegte ihn langsam wie ein Priester die Monstranz. Aus den Reihen antwortete kein Schlachtruf. Nur das Schaben von Holz und Atem in Bärten.

Arthur richtete sich auf. Der Doppelschlag in seiner Brust schlug unrund, als sei auch da drinnen ein Fluss, der kurz rückwärts lief. Er sah in die Gesichter seiner Ritter – gezeichnete Landkarten, jedes mit einer anderen Grenze, aber alle im selben Krieg.

„Hört zu," sagte er, und das Wort trug, weil ringsum nichts anderes wagte, sich zu regen. „Dies ist es. Kein Trick, keine Wende mehr. Wenn einer gehen will, er geht jetzt. Ich halte niemanden."

Keiner rührte sich. Brangaine steckte einen Pfeil auf, den sie nie wieder einziehen würde. Gaheris spuckte in die Handfläche. Cathan grinste dem Fluss den Zahn entgegen. Bedivere

nickte nur, weil für ein *Ja* kein Atem übrig war. Tristan legte die Hand an Arthurs Ellbogen, kurz, wie ein Kind, das sich vergewissert.

Da kippte das Licht. Nicht viel. Nur genug, dass die Schatten der Männer länger wurden und der Fluss für einen Atemzug schwarz wie Öl lag. Ein Fisch sprang – ohne Platschen, als sei die Haut des Wassers Glas. Auf der fernsten Höhe riss eine Wolke auf wie ein Lid: für den Bruchteil eines Herzschlags war in der Öffnung kein Himmel zu sehen, sondern etwas Weißes, Rundes, ein stilles Auge. Der Stern von damals? Oder nur die Erinnerung an ihn? Es reichte. Alle wussten: Die Seherin hatte nicht gelogen.

Excalibur vibrierte jetzt deutlicher, ein müdes Zittern, das in Arthurs Unterarm kroch. Er hob die Klinge ein Stück, und in der Schneide spiegelte sich nicht der Feind, nicht der Fluss – nur eine dünne Linie, die quer durch sein eigenes Gesicht lief. Kein Sprung im Stahl. Ein Sprung im Mann.

„Merlin," flüsterte Guineveres Name in ihm, obwohl sie weit hinter Mauern stand und er ihren Duft nicht mehr kannte. Stattdessen hörte er den Bann in der Erinnerung knacken wie altes Holz. Er sah Nimues reglosen Blick vor sich, wie eine Hand, die nichts greift und doch alles hält. Ein fernes Sausen durchlief das Tal, als wehte Wind in einer anderen Welt.

„Zeichen genug," sagte Bedivere nüchtern, weil jemand es sagen musste. „Die Zeit ist um."

Auf der Gegenseite hob sich eine Standarte. Keine Worte. Ein Totenkopf aus Pech, grob auf grobes Leinen gewischt. Die Speerreihe senkte sich, ein gemeinsamer Atemzug über hundert Leibern.

Arthur griff fester. „Wir tun es nicht für Lieder," sagte er. „Nicht für Götter. Für die, die hinter uns stehen und Brot brauchen. Für die, die neben uns fallen. Für Camelot, so schmutzig es ist."

Gaheris grinste schief. „Und wenn der Himmel was dagegen hat?"
„Dann soll er herunterkommen," sagte Brangaine, und der Bogen sprach endlich: ein Pfeil, der nicht pfiff, sondern nur verschwand. Drüben fiel ein Mann, ohne Laut, als habe ihn der Boden ungeduldig zu sich gezogen. Die Antwort war ein dumpfes Stampfen, das die Uferkante zittern ließ.

In diesem Zittern rührte sich auch Arthur. Etwas in ihm klickte ein – nicht Hoffnung, nicht Mut, nur die alte, trockene Notwendigkeit, die jeden Morgen die Knie aus dem Schlaf hebt. Er sah auf Excalibur und dachte: *Noch einmal. Und danach nie wieder.*

Die Krähen lösten ihren Kreis und setzten sich in die Weiden, als wollten sie näher zuhören. Der Fluss zog jetzt sichtbar schneller, warf kleine Wirbel, die aussahen wie geöffnete Münder. Ein Reifen platzte weit hinten – nicht aus Leder, sondern im Kopf: Lancelots Name flog kurz wie ein Funke durch Arthurs Hirn und erlosch, weil Funken in diesem Nebel keine Nahrung fanden.

„Formiert euch," befahl er. „Drei Reihen, eng. Kein Heldentum, nur Arbeit."
Cathan lachte trocken. „Arbeit kann ich."
„Dann arbeite still," knurrte Gaheris und schob sich an die Spitze der linken Flanke.
Brangaine nahm die rechte, Pfeile wie Atemzüge. Bedivere hielt die Mitte wie ein Nagel.
Tristan blieb bei Arthur, und das war diesmal richtig.

Noch ein Zeichen: Aus dem Schlamm löste sich ein Stein, rollte bergauf und blieb Arthur vor den Stiefeln liegen. Er bückte sich nicht. Nichts mehr aufheben, das man nicht bis ans Ende tragen kann.

„König," sagte Bedivere leise. „Sag's."

Arthur hob Excalibur. Kein Glanz, nur Metall, das wusste, wofür es geschmiedet war. „Vorwärts."

Sie setzten sich in Bewegung. Kein Schlachtruf, nur das Reiben von Leder und das schiefe Konzert aus Metall, Zähnen, Atem. Hinter ihnen blieb das Tal, das an diesem Morgen keine Erinnerung mehr aufnahm. Vor ihnen Camlann, das seinen Mund weit öffnete.

Noch ein letztes Omen: Ein einziger Tropfen fiel, obwohl kein Regen war. Er traf Arthurs Stirn, lief in die Augenbraue, schmeckte nach Salz. Vielleicht war es Schweiß. Vielleicht die Welt, die schon mitweinte.

„Gut," sagte Arthur zu niemandem. „Dann zählt mit."

Und sie gingen los.

Der erste Pfeil war Brangaines – er bohrte sich in den Hals eines Sachsen, der die Standarte trug. Das Banner schwankte, fiel ins Wasser, wurde vom Fluss verschluckt. Für den Bruchteil eines Atems war Stille. Dann kam das Donnern der Schilde.

Die Sachsen rannten wie eine schwarze Welle. Speere vorgestreckt, Augen schimmernd unter Helmen, Zähne gefletscht. Der Boden bebte, Schlamm spritzte, der Fluss zischte, als würde er schon die Namen der Toten summen.

„Schild hoch!" brüllte Bedivere. Die Ritter formierten sich, eine schmale Wand gegen ein Meer. Metall schlug auf Metall. Der Aufprall war kein Klang, sondern ein Erdbeben. Tristan fiel zu Boden, rappelte sich hoch, murmelte seinen Namen zwischen den Zähnen, als sei er selbst sein letzter Halt.

Arthur riss Excalibur hoch. Die Klinge vibrierte wie ein Herzschlag, stieß Funken aus, wenn sie auf Eisen traf. Er schnitt einen Speer entzwei, spaltete einen Helm, drückte den nächsten Gegner zurück in den Schlamm. Neben ihm fluchte Cathan, jeder Schlag roh wie ein Fluch. Gaheris stürmte nach vorn, so blind vor Wut, dass er mehr brüllte als atmete.

Brangaine schoss, schnell, präzise. Pfeil um Pfeil. Doch die Masse kam weiter, wälzte sich vor, nahm jeden Verlust in Kauf.

Ein Schrei. Ein Ritter wurde zu Boden gedrückt, Speere stachen, der Körper verschwand unter Stiefeln. Tristan sah es, schrie seinen Namen wie ein Bannspruch und schlug einen Gegner nieder, der doppelt so groß war wie er.

Der Fluss schäumte. Männer stolperten hinein, wurden fortgerissen, Körper und Waffen trieben davon, verschwanden in der Strömung, als hätte das Wasser Hunger.

Arthur kämpfte, Schritt für Schritt. Jeder Hieb ein Nein gegen das Ende. Doch die Gegner waren viele, zu viele. Schilde krachten, Schwerter brachen. Der Boden war Matsch und Blut, kein Halt mehr, nur ein Rutschen von Leibern.

Gaheris lachte, mitten im Sterben. „Noch nicht, ihr Hunde!“ Er riss einen Speer an sich, stieß ihn dem nächsten Gegner durch die Kehle. Blut spritzte warm auf sein Gesicht, und er grinste.

Brangaine schrie, als ein Pfeil sie traf. Sie brach zusammen, der Bogen noch in der Hand. Cathan versuchte, sie zu erreichen, doch der Feind drängte dazwischen. „Halt die Reihe!“ brüllte Bedivere, kühl, kalt, und schlug einen Mann nieder, dessen Helm zerbarst.

Arthur sah es alles, und jeder Verlust war ein Stein mehr, der aus Camelots Mauern brach. Doch er hatte keine Zeit zu trauern. Ein Krieger stürzte auf ihn zu, das Schwert hoch. Excalibur sang ein letztes Mal hell auf, durchbrach den Angriff, spaltete Fleisch und Eisen.

Die Luft stank nach Blut und Schlamm. Das Schreien der Männer war kein Klang mehr, sondern ein Sturm, in dem man unterging. Der Himmel hing schwarz über ihnen, schwer, als drücke er das Tal selbst tiefer in die Erde.

Arthur kämpfte weiter, Excalibur schwer in den Händen, das Herz in der Brust doppelt hämmernd. Er wusste: Das war erst der Anfang.

Und Camlann würde noch viel Blut trinken, bevor es satt war.

Die Schlacht fraß sich vorwärts wie Feuer im Trockenholz. Jeder Schritt, den die Ritter hielten, wurde im nächsten wieder zurückgedrängt. Der Boden war längst kein Feld mehr, sondern eine schwarze, schlüpfrige Grube, in der Blut und Regen zu einer einzigen Brühe verschmolzen.

Arthur schwang Excalibur, spürte das Gewicht tiefer in den Armen. Die Klinge war noch scharf, doch sie vibrierte nicht mehr wie früher. Kein Lied, kein Feuer – nur kaltes Metall, das mitleidslos schnitt.

Gaheris war eine Furie. Er stürmte vor, schrie, schlug, wurde getroffen, wieder und wieder, aber er fiel nicht. Ein Speer bohrte sich in seine Seite, er riss ihn heraus und erstach damit den Mann, der ihn geführt hatte. „Kommt doch!“ brüllte er, das Gesicht blutverschmiert. „Ich nehm euch alle mit!“

Cathan stand an seiner Flanke, das Schwert zerbrochen, kämpfte mit einer Axt, die er einem Sachsen entrissen hatte. Er lachte zwischen den Hieben, ein Lachen voller Wahnsinn. „Endlich eine Arbeit, die mich satt macht!“

Bedivere hielt die Mitte, präzise wie ein Buchhalter. Jeder Schlag berechnet, jeder Tritt im richtigen Moment. Er zählte die Männer, die er fällte, nicht aus Stolz, sondern weil Zahlen Ordnung gaben. Doch selbst seine Ruhe zerbrach, als er sah, wie Brangaine am Boden lag. Sie rang noch nach Luft, der Pfeil tief in der Brust.

Arthur kämpfte sich zu ihr durch, kniete kurz neben ihr. „Brangaine!“
Sie öffnete die Augen, Blut am Mund. „Camelot… war nur ein Traum,“ flüsterte sie. „Aber ein schöner Traum.“ Dann sackte ihr Kopf zur Seite, und der Bogen glitt aus der Hand.

Arthur schloss kurz die Augen. Als er sie öffnete, war sein Gesicht Stein.

Tristan stolperte, murmelte immer wieder seinen Namen, als könnte er sich selbst retten. Ein Gegner schlug ihn nieder, doch er kroch hoch, schrie den eigenen Namen ins Gesicht des Mannes und stieß ihm die Klinge in den Bauch. Blut quoll hervor, Tristan lachte heiser – und murmelte „Tristan“ ein letztes Mal, bevor er im Schlamm versank.

Arthur spürte, wie der Kreis enger wurde. Sie waren weniger, immer weniger. Um sie her die Sachsen, ein Meer von Stahl, Gesichter wie Masken, Arme voller Kraft.

„Halt die Linie!“ brüllte Bedivere.
„Es gibt keine Linie mehr!“ schrie Cathan zurück. „Nur noch Schlamm und Knochen!“

Ein Horn gellte vom anderen Ufer. Verstärkung. Mehr Feinde. Arthur wusste, sie konnten es nicht halten. Doch er hob Excalibur, schwer, müde, und rief: „Noch einmal! Noch für Camelot!“

Die Ritter brüllten, kämpften weiter. Aber die Flut der Sachsen drängte sie zurück, Schritt für Schritt, ins Wasser, in den Schlamm. Der Fluss schäumte rot, trug Körper fort, als wäre er ein Schlund, der nicht satt wurde.

Arthur sah es, wusste es: Camlann war nicht nur eine Schlacht. Es war ein Grab. Und sie alle sanken tiefer hinein.

Der Fluss grollte, als würde er lachen. Blut färbte das Wasser, Körper trieben wie Holzstücke, die kein Ufer wollte. Der Regen setzte ein, schwer, dick, mischte sich mit dem Schlamm, machte jedes Schwert schwerer, jedes Herz müder.

Gaheris schrie, ein Brüllen, das mehr Tier als Mensch war. Ein Speer traf ihn in die Brust, er riss ihn heraus, brach ihn in zwei Hälften und hämmerte die Splitter in die Kehlen von zwei Männern, die ihn umringten. Seine Rüstung hing in Fetzen, sein Gesicht war kaum mehr zu erkennen, aber er kämpfte weiter, schlug mit bloßen Fäusten, als das Schwert ihm aus den Händen glitt.

„Noch nicht!“ keuchte er. „Nicht, bevor… ich jeden von euch… mitnehme!“
Dann kam der Schlag von hinten. Eine Axt, tief in seinen Schädel. Gaheris sackte zu Boden, und der Fluss nahm ihn an sich, leise, als hätte er ihn erwartet.

Cathan sah es und lachte, ein raues, wildes Lachen. „Gut so, Bruder! Ich komm gleich nach!“ Er warf sich in die Menge, die Axt kreisend, jedes Heben ein Schnitt, jedes Senken ein Tod. Er sang dabei, ein Lied ohne Melodie, nur Brüllen und Atem.

Drei Speere trafen ihn gleichzeitig. Einer in die Hüfte, einer in die Brust, einer in den Hals. Er spuckte Blut, spuckte es den Gegnern ins Gesicht, riss noch einen mit in den Tod. Dann fiel auch er, und sein Lied verstummte im Schlamm.

Bedivere sah, wie sie starben, und sein Gesicht blieb steinern. „Zwei weniger,“ murmelte er, als sei es nur eine Zahl. Doch seine Hand zitterte, als er das Schwert hob.

Arthur hörte es nicht. Er kämpfte weiter, Schritt für Schritt. Excalibur schnitt, vibrierte, aber das Licht war fast erloschen. Jeder Hieb fühlte sich an, als schlüge er gegen das Schicksal selbst.

Tristan lag schon im Matsch, Brangaine war still, Gaheris und Cathan waren gefallen. Nur Bedivere stand noch an seiner Seite, kühl, präzise, ein letzter Rest von Ordnung inmitten des Chaos.

Die Sachsen drängten sie tiefer in den Fluss. Wasser stieg bis zu den Knien, kalt, reißend. Arthur spürte, wie es an den Beinen zog, als wolle es ihn jetzt schon mitnehmen.

„Zurück!“ brüllte er. „Zurück ans Ufer!“
Doch es gab kein Zurück mehr. Nur Schlamm, Blut und Wasser.

Excalibur vibrierte, schwach, müde, wie ein Herz, das bald verstummt. Arthur sah auf die Klinge und wusste: Das war nicht nur eine Schlacht. Es war ein Urteil.

Das Schlachtfeld war ein Sumpf aus Leibern geworden. Ritter, Sachsen, Pferde – alle lagen übereinander, ein Wall aus Fleisch, den der Fluss langsam verschluckte. Der Regen hatte sich in einen grauen Vorhang verwandelt, der Himmel hing so tief, dass er das Tal erdrückte.

Nur noch Arthur und Bedivere standen aufrecht. Bedivere, präzise wie immer, das Schwert wie ein Lineal, das Striche in den Körpern zog. Er atmete schwer, aber geordnet, als rechne er selbst sein Ende noch nach. Arthur neben ihm, Excalibur in der Faust, schwer wie die ganze Welt.

Die Sachsen umringten sie, ein Kreis aus Schilden und Speeren, der sich langsam enger zog. Einer nach dem anderen trat vor, griff an, fiel. Doch es waren zu viele. Immer mehr. Immer näher.

Arthur hob den Blick – und da sah er ihn.

Mordred.

Er stand am anderen Ufer, schwarz gerüstet, das Gesicht halb verborgen, die Augen glühend wie Kohlen im Regen. In seiner Hand ein Schwert, das nicht singend war wie Excalibur, sondern still, dumpf, kalt. Er schritt durch den Schlamm, als gehöre ihm das Land, als habe er nur gewartet, bis alle anderen müde waren.

„Vater,“ rief er, und das Wort war keine Anrede, sondern ein Hieb. „Hier endet dein Traum.“

Arthur spürte, wie der Doppelschlag in seiner Brust fast zerriss. Herz und Atem, Leben und Tod, Liebe und Verrat. Alles in einem Namen: Mordred.

Bedivere trat einen Schritt vor, stellte sich zwischen sie. „Ich halte ihn,“ sagte er, kühl, entschlossen.
„Nein,“ antwortete Arthur. „Er ist mein.“

Bedivere sah ihn an, nickte, als wisse er, dass dies unvermeidlich war. Dann wandte er sich wieder den Sachsen zu, die den Kreis enger zogen. Er kämpfte wie ein Turm, unbeugsam, ein letzter Rest von Ordnung gegen das Chaos.

Arthur ging auf Mordred zu.

Der Regen prasselte, schwer, kalt. Der Fluss rauschte, als wolle er jubeln. Mordred hob sein Schwert, lächelte schmal.

„Camelot ist tot," sagte er. „Und du stirbst mit ihm."

Arthur hob Excalibur. Es vibrierte schwach, doch es antwortete. „Vielleicht," sagte er. „Aber ich nehme dich mit."

Und so standen sie da, Vater und Sohn, König und Verräter, Traum und Ende – am Fluss Camlann, im Regen, im Blut.

Die Sachsen hielten inne, sahen zu. Selbst der Fluss schien stiller zu werden, als wüsste er: Dies war der Schlag, auf den alles hinauslief.

Der Regen peitschte, der Fluss schwoll an, Blut und Wasser mischten sich zu einem einzigen roten Strom. Arthur und Mordred standen einander gegenüber. Ringsum hielten die Sachsen den Atem an, als wären sie Zuschauer eines alten Dramas, das keiner wagte zu stören. Bedivere kämpfte noch, allein gegen die Menge, aber selbst die Feinde ließen ihm Raum, weil jeder wusste: Der wahre Kampf war hier.

Arthur hob Excalibur. Es vibrierte schwach, der Glanz nur noch ein Flackern. Mordred schwang sein Schwert, dunkel, schwer, ohne Lied.

Sie stürmten vor.

Der erste Zusammenprall war wie Donner. Stahl auf Stahl, ein Klang, der durch Mark und Knochen schnitt. Arthur stolperte, fing sich, hieb zurück. Mordred lachte, ein kurzes, kaltes Lachen, das mehr verletzte als die Klinge.

„Du hast ein Reich gebaut," keuchte er, „auf Träumen und Lügen. Jetzt fällt es, so wie du fällst."
Arthur knurrte, hieb von oben. „Ich habe gebaut, was ich konnte. Und du bist das, was ich falsch machte."

Ihre Schwerter klirrten, rissen Funken, die der Regen sofort löschte. Mordred stieß zu, traf Arthurs Schulter, Blut schoss hervor. Arthur brüllte, schlug zurück, riss die Klinge über Mordreds Brustpanzer, ein Riss, der knirschend aufsprang.

Der Boden unter ihnen war Schlamm. Sie rutschten, fielen, standen wieder auf. Mordreds Schwert riss durch die Luft, streifte Arthurs Kiefer, schnitt Fleisch. Arthur taumelte, das Blut in seinem Mund salzig, schwer. Doch er hielt Excalibur fest.

„Du bist mein Blut," keuchte er.
„Nein," fauchte Mordred, „ich bin dein Schatten."

Arthur holte aus, Excalibur sang noch einmal, schwach, aber klar. Mordred sprang vor, das Schwert vorgestreckt.

Der Moment war still.

Arthur stieß zu, Excalibur drang in Mordreds Brust. Im selben Atemzug bohrte Mordreds Klinge sich tief in Arthurs Bauch. Zwei Schreie, ein einziger Klang.

Sie standen einen Augenblick ineinander verkeilt, Vater und Sohn, König und Verräter. Dann sackten beide zusammen, schwer, wie Bäume, die im selben Sturm fallen.

Bedivere sah es, keuchte, das Schwert blutig. Um ihn herum brach die Schlacht auseinander. Die Sachsen zogen sich zurück, als hätten sie verstanden: Es war vollbracht. Der König war gefallen.

Arthur lag im Schlamm, das Wasser um ihn rot. Excalibur glitt aus seiner Hand, halb im Fluss, halb am Ufer. Mordred neben ihm, reglos, die Augen offen, ohne Glanz.

Arthur atmete schwer, jeder Atemzug ein Krieg. Er sah das Schwert, sah den Fluss, sah den Himmel, der endlich aufriss und einen Stern zeigte – den letzten.

„Camelot…“ flüsterte er. „Es war… nur ein Traum.“

Dann schloss er die Augen.

Der Fluss nahm den Rest. Körper trieben davon, Blut wurde zu Strömung, und Camlann schwieg.

Camelot war gefallen.

Der Tod des Königs

Camlann schwieg. Kein Schlachtruf, kein Horn, nur das schwere Atmen eines Flusses, der zu viel gesehen hatte. Der Regen hatte nachgelassen, doch aus den Weiden tropfte es noch, langsam, geduldig, als hätten auch die Bäume gelernt, den Tod in kleinen Portionen zu verdauen. Über den Kiesbänken lagen Körper wie weggeworfene Rüstungen, und über den Körpern lagen Rüstungen wie weggeworfene Körper. Der Schlamm war zu etwas Dickerem geworden, das unter den Stiefeln sog und verlangte, jeden Schritt zu behalten.

Bedivere stolperte, fing sich, stand wieder auf. Sein Schwert hing schief in der Faust, stumpf vom Tag, stumpf von der Welt. Er suchte nicht nach Sieg – es gab keinen – er suchte nach einem Mann mit einer Narbe am Kiefer und einem Schwert, das mehr als Stahl gewesen war. Er suchte nach dem König.

„Arthur!“ rief er, zuerst leise, dann lauter, dann gar nicht mehr, weil der Fluss sämtliche Namen in denselben Laut verwandelte. Er kniete bei einem Körper, der die Farbe der eigenen Rüstung angenommen hatte, drehte ihn um, ließ ihn wieder sinken. Noch einer. Noch einer. Der Himmel blieb stumm.

Dann sah er eine Klinge, halb im Wasser, halb im Schilf, als zögerte sie. Excalibur. Die Schneide ohne Glanz, ein feines Zittern, als wüsste sie nicht, ob sie Schwert oder Spiegel sein wollte. Daneben lag Arthur, der Mantel schwer vom Schlamm, der Atem flach, die Haut dieses eigentümliche Grau, das alle Könige am Ende tragen.

„Mein König," sagte Bedivere, und es klang, als spreche er zu einem Kind, das nicht geweckt werden darf. Er kniete, hob Arthurs Kopf vorsichtig an, legte ihm den eigenen Mantel unter. Das Gesicht war aufgerissen am Kiefer – Mordreds Hieb – und am Bauch klaffte der tiefe Schnitt, in dem der Atem stecken blieb.

Arthur öffnete die Augen. Darin war noch Blau, aber es hatte sich zurückgezogen, wie Wasser, das nicht mehr bis ans Ufer will. „Bedivere," flüsterte er, „zähle nicht."

Bedivere nickte, obwohl die Zahlen längst in ihm liefen: Wie viele Ritter. Wie viele Schritte bis zur Stadt. Wie viele Atemzüge, bis… Er hielt den Gedanken fest, als wäre er eine Klinge, die man besser in der Scheide lässt.

„Die Sachsen?" fragte Arthur.

„Fort," sagte Bedivere. „Nicht aus Gnade. Aus Sattheit."

Ein Hauch von Lachen huschte über Arthurs Mund, blieb im Schmerz stecken. „Satt," wiederholte er. „Gut. Sollen sie sich verschlucken." Er hustete, Blut schäumte an den Lippen, dünn, dunkel, müde. Bedivere wischte es mit dem Handrücken weg und merkte erst, als das Blut kalt wurde, dass seine Handschuhnaht aufplatzte.

Der Fluss ging einen Schritt zurück und wieder vor, als atmete er mit. Excalibur lag schräg, die Spitze im Kies, der Griff im Gras. Bedivere sah das Schwert, sah den Mann. Ein Gedanke, alt wie jede Sage, setzte sich: *Wenn ich dieses Ding bewahre, bewahre ich etwas von ihm.*

Arthur folgte seinem Blick. „Später," sagte er, „reden wir über Treue."

„Ich gehe nicht," antwortete Bedivere. „Nicht mehr von deiner Seite."

„Du wirst müssen," erwiderte Arthur leise. „Nicht jetzt. Aber bald."

Ein Windhauch strich herab, brachte den Geruch von nassem Eisen und kalter Asche. Irgendwo klirrte noch einmal Metall – vielleicht löste sich eine Schnalle, vielleicht fiel ein Helm, vielleicht beschloss ein Toter, weniger zu wiegen. Bedivere legte Arthur den Arm um die Schultern und richtete ihn ein wenig auf. Der König zog scharf Luft, als riefe ihn jemand in eine Richtung, in die er nicht wollte.

„Sag mir," murmelte Arthur, „was draußen ist."

„Der Fluss. Nacht. Und wir," sagte Bedivere. „Von den unseren… ich weiß es nicht. Keiner steht mehr. Vielleicht leben manche zwischen den Schilfstengeln. Vielleicht nicht."

Arthur nickte, als hätte diese Antwort alles bestätigt, was er seit Jahren wusste. Seine Finger tasteten im Grasschlamm, fanden Excaliburs Griff. Er hielt ihn nicht fest, er legte nur die Hand darauf, wie man einem alten Hund die Stirn streichelt.

„Weißt du noch," sagte er, „wie es sang? Als wir jung waren. Als es uns größer machte, als wir waren."

„Ja," sagte Bedivere.

„Jetzt macht es uns kleiner," flüsterte Arthur. „Genau richtig."

Eine Weile sprachen sie nicht. Bedivere spürte das Zittern, das durch Arthurs Körper ging – kein Zorn, keine Furcht, nur diese tiefe, körperliche Erkenntnis, dass Dinge enden, selbst die, die man sein ganzes Leben lang für innen gehalten hat. Der König schloss die Augen, öffnete sie wieder. In der Pupille lag ein Schatten, der sein eigener wurde.

„Guinevere," sagte er dann, nicht als Frage, nicht als Vorwurf, nur als Stein, der ins Wasser fällt.

„In der Stadt," antwortete Bedivere. „Sie lebt."

Arthur nickte. Keine zweite Frage. Keine dritte. Legenden sind sparsam, wenn sie sterben. „Und Lancelot?"

Bedivere schwieg. Dann: „Er war da. Nicht bei uns. Aber da."

Ein Hauch von Wärme über Arthurs Mundwinkel – nicht Lächeln, eher dieses kurze Aufflackern eines Feuers, das man mit der Hand schützt. „Das trifft sich," murmelte er, „wie ein Messer und sein Schatten."

Camlann zog eine Fahne aus dem Schlamm – ein Fetzen Leinen, der sofort wieder sank. Ein Aal streifte Arthurs Stiefel, unsichtbar, nur als kühle Linie. Bedivere drückte den Mantel dichter an den Leib des Königs.

„Hör zu," sagte Arthur plötzlich, die Stimme fester, als nähme ein unsichtbarer Schreiber den letzten Satz entgegen. „Du wirst tun, was ich dir sage, und du wirst mich dafür hassen. Aber du wirst es tun."

Bedivere beugte sich näher.

„Wenn ich weg bin…" Arthur stockte, wartete, bis der Schmerz wieder in seine Koje kroch. „Du trägst den Rest. Keine Reden. Keine goldenen Lügen. Nur Ordnung, wo noch Fetzen sind. Bring die Frauen heim. Beerdige die Jungen. Sag dem Volk, der König ist tot – nicht morgen, nicht bald. Jetzt. Und wenn sie fragen, was bleibt…"

Er suchte nach einem Wort, fand keins, lachte heiser. „Sag ihnen, dass Brot bleibt, wenn einer die Scheune findet. Und dass Geschichten bleiben. Das reicht ihnen. Mehr hatten sie nie."

Bedivere nickte. Ein Ja, das wie zwei Jahre wog.

„Und noch etwas," sagte Arthur und drehte den Kopf, bis sein Blick den Griff von Excalibur ganz fassen konnte. „Das hier… gehört nicht uns. Es hat uns nur geliehen. Gib es zurück."

Das Schwert zuckte kaum merklich, als hätte es selbst verstanden. Bedivere sah die Klinge und fühlte, wie in ihm ein anderes Metall erwachte – Gier, getarnt als Treue. *Bewahre es,* flüsterte etwas. *Bewahre wenigstens dies.* Seine Hände wurden schwer, als hätte ihm der Fluss Bleihandschuhe angezogen.

„Jetzt?" fragte er.

„Bald," sagte Arthur. „Wenn der Fluss atmet und die Krähen schweigen. Du wirst zweimal lügen. Dann tust du's richtig. Ich kenne dich."

Bedivere presste die Lippen zusammen. „Ich lüge dich nicht an."

„Doch," lächelte Arthur schief, „und das ist gut. Sonst wärst du keiner von uns."

Eine Weile hörten sie nur Wasser. Bedivere merkte, wie der Atem des Königs flacher wurde, aber regelmnäßig – als rinne Sand in einem Glas, das keiner mehr umdreht. Der Wind drehte, brachte das ferne Klirren einer Barke, oder die Erinnerung daran. Bedivere hob den Kopf. Nichts. Nur Nebel, der auf dem Strom wie eine Hand lag.

„Merlin," sagte Arthur dann, und diesmal lag in dem Namen etwas, das man Liebe nennen konnte, wenn man alt genug war, um zu wissen, was das heißt. „Ich hoffe, er schläft."

„Er ist… gebunden," antwortete Bedivere vorsichtig.

„Natürlich," murmelte Arthur. „Wir alle."

Er schloss die Augen, öffnete sie wieder. „Hilf mir auf."

Bedivere zögerte. „Du blutest."

„Ich sterbe," entgegnete Arthur, sachlich, als rede er über Wetter. „Hilf mir, dass ich es im Sitzen tue."

Bedivere hob ihn an, vorsichtig, als bestünde der König aus Glas. Arthur setzte sich, sah auf den Fluss, der rot und schwarz in einem Atemzug war. Excalibur lag mit der Spitze voraus, als zeige es den Weg.

„Hör zu," sagte Arthur zum zweiten Mal, und jetzt war seine Stimme so klar, dass der Fluss eine Falte bekam. „Ich habe geritten, so weit ich konnte. Der Rest ist Fußweg. Bring mich ein kleines Stück. Und dann bring das Schwert heim."

„Wohin?"

„Dorthin, woher es kam." Arthurs Blick suchte den dunklen Rücken des Wassers. „Zum Mund, der es speit oder verschluckt."

Die Krähen setzten sich um, als wechselten sie Plätze im Theater. Bedivere stand auf, nahm Excalibur, und das Gewicht schoss ihm in die Schulter wie eine Erinnerung. Er tat zwei Schritte, blieb stehen, sah zurück. Der König hatte die Augen wieder geschlossen, aber die Stirn war glatt. Nicht Frieden – nur kein Streit mehr.

„Ich komme gleich wieder," sagte Bedivere, und erschrak, wie alltäglich das klang. Er ging zum Ufer, hob das Schwert, spürte die Kälte, die bis in die Ellenbogen kroch. *Wirf es,* sagte die Pflicht. *Bewahr es,* sagte alles andere.

Er stand so lange, bis der Fluss einmal ein- und einmal ausgeatmet hatte. Dann drehte er sich um. „Es ist geschehen," sagte er, die Stimme zu ruhig. „Der Fluss nahm es."

Arthur öffnete die Augen, sah seine Hände an, als lägen sie nicht mehr an ihm. „Und was hat er dir gegeben?“

Bedivere blinzelte. „Nichts.“

„Dann warst du nicht dort,“ murmelte Arthur, sanft, fast zärtlich in seiner Strenge. „Der Fluss nimmt nie, ohne zu geben.“

Bedivere senkte den Blick. „Noch einmal,“ sagte er.

Arthur nickte. „Noch einmal.“

Der Fluss schwieg. Die Nacht setzte sich. Und Bedivere wusste: Erst jetzt begann die Aufgabe.

Bedivere stand wieder am Ufer. Excalibur lag schwer in seiner Hand, als hätte es beschlossen, Knochen zu sein und nicht mehr Stahl. Der Griff war kalt, klammerte sich an seine Finger wie ein zweiter Wille. Er hob es, wollte es schleudern, doch seine Arme gehorchten nicht. Er sah die Klinge im grauen Licht des Morgens – sie wirkte nicht wie ein Schwert, sondern wie eine Erinnerung, die sich weigert, vergessen zu werden.

„Wenn ich es behalte,“ murmelte er, „bleibt wenigstens etwas. Wenn das Reich fällt, wenn die Lieder verstummen, dann bleibt das.“

Der Fluss antwortete nicht. Er floss, gleichgültig, unaufhörlich, als wüsste er, dass jeder Mensch am Ende denselben Fehler denkt: etwas festhalten zu können. Bedivere senkte die Klinge, kehrte zurück zum König.

„Es ist getan,“ sagte er. „Der Fluss hat es genommen.“

Arthur lag noch immer aufrecht, den Rücken gegen Bediveres Mantel gestützt. Seine Augen waren halb geschlossen, aber als er die Worte hörte, hob er die Lider ein wenig. „Und?“ fragte er. „Was tat er?“

„Nichts,“ sagte Bedivere. „Kein Klang. Kein Zeichen.“

Ein schwaches Lächeln huschte über Arthurs Gesicht. „Dann hast du gelogen.“

Bedivere senkte den Blick. „Mein König—“

„Nein,“ unterbrach Arthur, „nicht mein König. Nicht jetzt. Nur ein Mann, der sein Werkzeug zurückgeben will.“ Seine Stimme war schwach, aber klar. „Du gehst zurück. Noch einmal. Und diesmal… wirf es, bis es singt.“

Bedivere ging. Langsam, als trüge er nicht nur ein Schwert, sondern einen ganzen Traum. Excalibur hing in seiner Hand, glänzte matt im grauen Licht. Der Fluss lag vor ihm, ruhig, wie ein Tier, das auf Beute wartet.

„Nimm es,“ murmelte Bedivere, „oder lass es mir.“

Er holte aus, doch wieder sank der Arm. In seinem Inneren sprach eine andere Stimme: *Behalte es. Ein Schwert wie dieses macht dich zum Herrn, wenn alle Herren gefallen sind. Mit diesem Schwert kann ein Reich wiederaufstehen.*

Bedivere schloss die Augen, hörte das eigene Blut rauschen. Er konnte nicht. Er wandte sich ab, kehrte zurück.

Arthur sah ihn, und diesmal musste Bedivere den Blick nicht einmal senken – der König wusste es schon. „Noch einmal," flüsterte Arthur. „Du wirst es dreimal versuchen, wie alles, das wahr ist. Geh."

Bedivere fühlte Scham wie Eisen im Magen. Er ging zum dritten Mal. Excalibur lag in seiner Hand wie eine Schlange, die nicht loslassen will. Er hob es, spürte den Regen auf der Stirn, spürte den Fluss ziehen.

Diesmal holte er tief Luft, schloss die Augen und warf.

Die Klinge schnitt durch die Luft, kein Schrei, kein Glanz – nur ein Rauschen. Dann – ein Aufblitzen. Ein Klang, klar, hell, so fern, dass er mehr Erinnerung als Geräusch war. Aus dem Fluss erhob sich eine Hand, weiß, schimmernd, von Wasser umflossen. Sie fing das Schwert, hielt es hoch, sodass Tropfen wie Kristalle herabfielen. Einen Atemzug lang schien die Welt still zu stehen. Dann sank die Hand wieder, und mit ihr Excalibur, tief in die Strömung, fort.

Bedivere stand da, keuchend, die Arme leer, das Herz schwer. „Es ist getan," flüsterte er diesmal. Und er wusste: Es war wahr.

Als er zum König zurückkehrte, sah Arthur ihn an, und in seinen Augen lag etwas wie Friede. „Nun ja," murmelte er, „das Reich gehört nicht uns. Es war nur geliehen."

Bedivere kniete neben ihm. „Und du, Herr?"

Arthur legte den Kopf zurück, atmete flach. „Mich… nehmen sie auch zurück."

Der Fluss rauschte. Die Krähen schwiegen. Und Bedivere verstand, dass es nicht mehr lange dauerte.

Arthur saß noch immer am Ufer, den Rücken gegen Bediveres Mantel gestützt. Sein Atem ging stoßweise, als müsse jeder Zug aus einer Grube geholt werden. Das Blut an seiner Seite hatte den Stoff dunkel gefärbt, und doch war da ein Glanz in seinen Augen, der nichts mehr mit Leben zu tun hatte, sondern mit etwas, das darüber hinaus wuchs.

„Es ist fort?" fragte er.

„Ja," sagte Bedivere. „Der Fluss nahm es. Mit einer Hand, wie aus Licht. Es war kein Traum."

Arthur nickte schwach. „Gut. So soll es sein. Kein Mensch… darf so etwas halten." Er hustete, Blut auf den Lippen, aber er lächelte dabei, ein bitteres, stolzes Lächeln. „Nicht einmal ich."

Die Stille um sie war nicht leer, sondern schwer. Der Fluss rauschte leise, die Krähen hockten reglos in den Ästen. Kein Feind, kein Freund, nur die Welt, die wartete.

„Sag mir, Bedivere," murmelte Arthur, „was bleibt von Camelot?"

Der Ritter schwieg. Worte hatten keinen Sinn mehr. Doch Arthur sprach weiter: „Sie werden lügen. Dichter, Priester, Könige. Sie werden Lieder singen, die uns größer machen, als wir waren. Sie werden sagen, wir hätten ein Reich aus Gold gebaut, während wir nur aus Brot und Blut gebaut haben."

„Und du, Herr?" Bedivere beugte sich näher.

„Ich?" Arthur hustete wieder, schloss die Augen kurz. „Sie werden sagen, ich sei gerecht gewesen. Aber du weißt, Bedivere… ich war nur müde. Ich wollte Ordnung, und Ordnung kostet immer Blut. Das ist kein Heldentum. Das ist… Handwerk."

Bedivere legte ihm die Hand auf die Schulter. „Du warst mehr."

Arthur lächelte müde. „Vielleicht. Aber mehr reicht nie. Nicht gegen Gier. Nicht gegen Hunger. Nicht gegen Liebe." Seine Augen öffneten sich, blickten weit über den Fluss. „Guinevere…" Er sprach den Namen leise, ohne Bitterkeit. „Ich verzeihe ihr. Sie liebte, wie sie konnte. Und ich liebte, wie ich musste. Das reicht."

Dann schloss er die Augen, flüsterte noch einen Namen: „Lancelot." Ein Hauch von Zorn, aber auch Wärme, als sei Verrat und Brüderlichkeit dasselbe, wenn man sterbend zurückschaut.

Der Wind kam auf, kalt vom Norden, strich über Arthurs Haar. Er hustete ein letztes Mal, schwer, keuchend. „Hör zu, Bedivere," sagte er, und die Stimme hatte plötzlich wieder Kraft, als sei sie nicht mehr ganz von dieser Welt. „Sag ihnen nicht, dass ich gefallen bin. Sag ihnen, dass ich fort bin. Fort, nicht tot. Sie brauchen Geschichten, keine Gräber."

Bedivere nickte, Tränen im Gesicht, die er nicht wischen konnte.

„Und wenn sie fragen, ob ich wiederkomme…" Arthur öffnete noch einmal die Augen, die nun heller waren, als sie je gewesen waren. „Sag: vielleicht."

Dann sank sein Kopf zurück, der Atem wurde flach, tiefer, hörbar in den Pausen. Bedivere hielt ihn fest, spürte, wie das Zittern schwächer wurde. Der Fluss rauschte, als übernähme er den Atem.

Und schließlich war da nur noch Stille.

Der König war tot.

Bedivere hielt den leblosen Körper, während der Regen feiner wurde, beinahe zu Staub zerfiel. Der König wog kaum mehr etwas – als sei der Tod ein Dieb, der zuerst die Schwere nimmt und den Rest zurücklässt.

„Arthur," flüsterte Bedivere, doch keine Antwort kam. Nur der Fluss, der leise an die Steine schlug, als spräche er eine Sprache, die nur Tote verstünden.

Er legte den König vorsichtig nieder, richtete sich auf und starrte über das Feld. Körper im Schlamm, Helme ohne Köpfe, Schilde voller Brüche – Camlann war kein Schlachtfeld mehr, sondern ein Friedhof, der seinen Namen noch nicht kannte.

Bedivere kniete wieder hin, nahm Arthurs Hand, die kalt geworden war. „Du wolltest, dass ich sage: vielleicht," murmelte er. „Vielleicht kehrst du zurück. Vielleicht wird das Reich dich brauchen. Vielleicht reicht ein Traum." Seine Stimme brach. „Aber ich… ich brauche dich jetzt."

Da kam es. Ein Laut vom Fluss, leiser als das Wasser selbst. Ein Rauschen, als käme etwas Schweres gegen den Strom. Bedivere hob den Kopf. Nebel kroch vom Wasser herauf, dichter, weißer, schloss die Ufer ein wie Schleier.

Zwischen den Schwaden glitt ein Boot, lautlos, als schneide es nicht durchs Wasser, sondern durch den Traum. Es war schwarz, aber nicht düster – schwarz wie Samt, nicht wie Asche. Darin standen Frauen, drei, vielleicht vier, ihre Gesichter verhüllt, ihre Kleider fließend wie Rauch. Ihre Hände ruhten gefaltet, als hielten sie etwas Unsichtbares.

Das Boot hielt am Ufer, ohne dass jemand ruderte. Eine der Frauen hob den Arm, deutete auf Arthur.

Bedivere wich zurück, das Herz hämmerte. „Wer seid ihr?" rief er. Doch keine Stimme kam zurück, nur das Schlagen einer Welle, die das Ufer küßte.

Die Frauen stiegen nicht aus. Sie warteten.

Bedivere verstand. Zögernd hob er Arthur hoch, schwer, aber leicht zugleich, und trug ihn zum Rand des Wassers. Seine Stiefel sanken tief in den Schlamm, doch das Boot glitt näher, bis es den Körper fast von seinen Armen nahm.

Die Frauen breiteten die Hände, und der König schien leichter zu werden, als hoben sie ihn mit unsichtbarer Kraft. Sie legten ihn auf den Bug, betteten ihn, als sei er nicht gefallen, sondern nur eingeschlafen.

Bedivere blieb stehen, das Wasser bis zu den Knien. „Wohin bringt ihr ihn?" rief er, verzweifelt.

Da hob eine der Frauen den Schleier ein Stück. Ihr Gesicht war blass, ihre Augen wie Sterne unter Wasser. „Dorthin, wo keine Krone drückt," sagte sie leise, „und kein Schwert singt." Dann senkte sie den Schleier wieder.

Das Boot stieß sich ab, ohne Ruderschlag, ohne Wind. Es glitt hinaus in den Nebel, lautlos, unaufhaltsam.

Bedivere watete zurück ans Ufer, stand da, starrte, bis das Boot verschwand, bis nur noch Nebel war, bis nur noch Fluss war.

Er kniete nieder, schlug die Faust in den Schlamm. „Arthur," flüsterte er. „Vielleicht."

Der Fluss schwieg. Die Frauen in Schwarz waren fort. Und die Legende begann.

Bedivere stand lange am Ufer, das Wasser kühl an den Beinen, den Blick auf den Nebel gerichtet, der Arthur verschluckt hatte. Es war, als hätte der Fluss eine Tür geöffnet und wieder geschlossen, und er blieb auf der falschen Seite zurück.

Er wankte zurück auf das Feld. Jeder Schritt sog ihn tiefer in den Schlamm, als wollten die Toten ihn bei sich behalten. Er sah Gesichter im Matsch – Ritter, Feinde, Freunde – alle gleich. Gaheris, halb im Wasser, das Gesicht zerschlagen. Cathan, die Axt noch in der Hand, die Augen starr gen Himmel. Tristan, die Lippen noch geöffnet, als murmelten sie weiter seinen Namen. Brangaine, den Bogen umklammert, obwohl er längst zerbrochen war.

Bedivere ging an ihnen vorbei, flüsterte bei jedem: „Ich sehe dich." Es war kein Gebet, kein Versprechen – nur ein Zeugnis. Einer musste sich erinnern, sonst war alles umsonst gewesen.

Die Stille des Schlachtfeldes war nicht leer, sondern voll. Voll von Schreien, die noch in der Luft hingen, voll von Atemzügen, die nicht zu Ende gekommen waren. Der Regen hatte die Erde zu einer einzigen Wunde gemacht, und der Fluss trug das Blut weiter, hinaus in ein Meer, das nichts zurückgab.

Bedivere wusste: Er war der Letzte. Kein Lied, keine Trompete, keine Krone. Nur er, sein Atem, seine Füße, die durch den Schlamm zogen.

In der Ferne erhob sich Camelot, kaum sichtbar, ein grauer Schatten gegen den Himmel. Keine Fanfaren, keine Banner, nur eine Silhouette, die wirkte wie ein Grabstein.

Bedivere blieb stehen, stützte sich auf sein Schwert. „Er ist fort," flüsterte er, als spräche er mit den Mauern. „Nicht tot. Nur fort."

Die Worte klangen hohl, aber sie hallten in ihm nach, stärker als Trommeln. Er hatte es Arthur versprochen, und er würde es halten. Er würde lügen, wenn es sein musste. Lügen, damit die Hoffnung blieb.

Er sah noch einmal zurück zum Fluss. Kein Boot, kein Nebel, nur Wasser, das weiterfloss. Doch Bedivere wusste: dort, hinter den Schleiern, war Arthur nun. Nicht König, nicht Krieger – etwas anderes, das kein Mensch benennen konnte.

Bedivere strich sich das Blut aus dem Gesicht, richtete sich auf. Seine Beine zitterten, doch er ging. Einer musste zurückkehren. Einer musste sprechen. Einer musste die Geschichte tragen.

Und so ging er, allein, über das Feld von Camlann, der letzte Ritter, der letzte Zeuge.

Bedivere brauchte Tage, um Camelot zu erreichen. Sein Pferd war tot, seine Rüstung geborsten, also ging er zu Fuß, mit einem Stock, der früher ein Speer gewesen war. Der Weg war gesäumt von Ruinen, verbrannten Hütten, Feldern, die nach Asche rochen. Er sprach unterwegs nicht, hörte nur die Krähen, die über ihm kreisten.

Als er die Mauern Camelots sah, war kein Jubel, kein Horn, kein Tor, das sich schnell öffnete. Die Wachen blickten ihn stumm an, einer fragte schließlich: „Wo sind die anderen?"

Bedivere schwieg. Er ließ sich ins Tor geleiten, Schritt für Schritt, den Körper schwer, die Augen leer. Die Nachricht hing in der Luft, bevor er ein Wort sprach.

Im Thronsaal stand Guinevere, bleich, den Schleier über das Gesicht gezogen. Ritter waren keine mehr da, nur Diener, Mägde, ein paar Alte. Bedivere trat ein, schwankend, kniete schließlich nieder, den Kopf gesenkt.

„Wo ist der König?“ fragte sie.

Bedivere hob den Kopf, sah sie an, und in seinen Augen lag das Gewicht von Camlann. Doch er erinnerte sich an Arthurs letzte Bitte. „Der König,“ sagte er, „ist fort.“

Ein Raunen ging durch die Halle. Guinevere presste den Schleier an die Lippen. „Tot?“ flüsterte sie.

Bedivere schüttelte den Kopf. „Nicht tot. Fort. Auf ein Schiff gesetzt, hinaus auf den Fluss, in Nebel, die kein Mensch kennt. Er wird wiederkehren, wenn das Reich ihn braucht.“

Es war eine Lüge, und doch war es wahrer als jede andere Antwort. Man sah, wie sich in den Gesichtern der Menschen etwas regte – kein Jubel, kein Lachen, aber eine Glut, ein Funken. Sie klammerten sich daran, weil alles andere Staub war.

„Vielleicht,“ murmelte Bedivere, „vielleicht kommt er zurück.“

So begann die Legende. Nicht mit Trompeten, nicht mit Triumph, sondern mit einem erschöpften Ritter, der eine Lüge sprach, die größer war als die Wahrheit. Camelot war gefallen, Arthur war tot – doch in den Geschichten lebte er weiter.

Und so ging ein Reich unter, aber ein Mythos begann.

Die Nacht über Camelot war still. Kein Fest, kein Gesang, kein Triumph. Nur die Geräusche von Mauern, die im Wind ächzten, und das entfernte Rufen von Wölfen. Bedivere stand allein auf der höchsten Zinne, den Mantel um die Schultern, das Schwert an der Seite – nicht Excalibur, nur ein gewöhnliches Stück Stahl.

Er blickte hinaus. Unter ihm lagen die Dächer der Stadt, das Volk zusammengedrängt, erschöpft, gebrochen – und doch nicht ganz verloren. Denn in ihren Augen, in den Flüstern, die er tagsüber gehört hatte, lag etwas, das trotz aller Lügen echt war: Hoffnung.

„Er ist nicht tot,“ sagten sie. „Er ist fort. Er wird zurückkehren.“

Bedivere schloss die Augen. Er wusste, es war eine Geschichte, die er selbst geboren hatte, aus Arthurs letztem Wunsch, aus einer Lüge, die größer war als Wahrheit. Doch er wusste auch: Geschichten halten länger als Schwerter, länger als Mauern, länger als Könige.

Er dachte an die Gefallenen. Gaheris, der wie ein Sturm endete. Cathan, lachend im Tod. Brangaine, die ihren Bogen nicht losgelassen hatte. Tristan, der seinen Namen bis zuletzt murmelte. All jene, die nun Teil eines Bodens waren, der nie wieder unberührt sein würde.

Und Arthur – der König, der Mensch, der Bruder, der Verrat und Liebe gleichermaßen getragen hatte. Bedivere erinnerte sich an seine letzten Worte, an das „vielleicht“. Dieses kleine Wort war nun größer als jedes Reich.

Die Sterne traten hervor, zaghaft, als fürchteten sie, über diesem Ort gesehen zu werden. Einer flackerte heller, reflektierte sich im Fluss, der aus der Ferne wie Silber glühte. Bedivere folgte ihm mit den Augen, und einen Augenblick lang war es, als sähe er den Bug einer Barke, fern, im Nebel.

Er atmete tief ein. „Vielleicht," flüsterte er.

Dann wandte er sich ab. Der letzte Ritter, der letzte Zeuge, der letzte, der wusste, wie es wirklich gewesen war. Er ging die Stufen hinab, hinein in die Dunkelheit Camelots, bereit, die Geschichte zu tragen.

Nicht den Tod des Königs – sondern den Traum, der bleiben sollte.

Und so endete nicht nur ein Leben, sondern begann ein Mythos.

Merlin in Ketten

Er wachte am Geruch. Feuchter Stein, alte Asche, kalte Erde – die Parfümsorte, die nur Orte kennen, an denen Zeit nicht vergeht, sondern stockt. Ein Tropfen fiel von der Decke, traf den Boden, wartete, bis der nächste kam. Die Tropfen zählten, was keine Uhr zählen wollte.

Merlin bewegte die Finger. Nichts. Dann die Hand. Auch nichts. Es war, als steckten seine Hände in Nacht, und die Nacht war angekettet. Er hob den Kopf, langsam, weil jede Bewegung knirschte, als habe er in den Knochen Sand.

Die Höhle war schmal wie ein Sarg und hoch wie ein Schacht. Wände voll Runen, alt, schlank, in den Stein gestochen mit einer Geduld, die nur Schuld aufbringt. Die Zeichen leuchteten nicht, aber sie *waren* Licht – das stumpfe, graue Leuchten von Dingen, die nicht fragen, ob man sie versteht. Über ihm ein Spalt, der kein Himmel war, nur blassere Dunkelheit. Draußen musste es Regen geben, denn der Tropfen kam regelmäßiger, entschlossener.

Er atmete. Die Luft schmeckte nach Eisen. Nicht Blut – Erinnerung an Blut. Er lächelte schief. „Wie passend," murmelte er, und seine Stimme war die eines Mannes, der zu lange mit Steinen geredet hat.

Die Ketten – zuerst dachte er, es wären eiserne Fesseln, doch als er den Blick senkte, sah er, dass es Fäden waren. Dünne Linien, heller als Haut, dunkler als Rauch. Sie gingen nicht *um* seine Handgelenke, sie gingen *in* sie. Wo sie eintraten, kribbelte es, warm, kalt, alles zugleich. Jede Faser vibrierte einen Hauch – wie Saiten, die einer zupft, der keine Musik kennt und sie doch spielt.

Er testete sie, zog ohne Wucht, nur mit Willen. Die Fäden summten, und im Summen lag ein Name. Nicht seiner. *Nimue.*

„Natürlich," sagte er. „Wer sonst sollte mich binden, wenn nicht jene, die ich gebeten habe, mich zu lösen?"

Die Höhle antwortete nicht. Höhlen sind gute Vertraute: Sie verraten keinen und trösten selten.

Er legte den Hinterkopf an den Fels. Ein Schmerz fuhr durch den Nacken, ehrlicher Schmerz, ohne Rätsel. Gut. Er brauchte etwas, das nicht Bedeutung hatte. Nur Schmerz.

Dann kam das Zittern – nicht in ihm, sondern *durch* ihn. Von außerhalb, wie ferne Hufe auf winterlicher Erde. Eine Welle von Kälte, dann Wärme, die den Brustkorb streifte. Er kannte dieses Gefühl. Es war die Art, wie Welt starb. Nicht mit einem Knall. Mit einem Puls.

„Camlann," sagte er, und das Wort war keine Frage, sondern ein Schalter. Die Runen zuckten kaum merklich. In der Ferne – nicht mit Augen, mit etwas Altem hinter den Augen – sah er den Fluss, schwarz, dick, schwer. Er sah Stahl, der ohne Lied schnitt, und Männer, die fielen, nicht weil sie wollten, sondern weil das Gewicht ihnen die Knie zudrückte. Er sah Excalibur, wie es vibrierte wie ein altes Herz. Er sah Arthur.

Es war kein Gesicht, nicht einmal ein Umriss, eher eine Vertiefung im Stoff der Welt, die nur entsteht, wenn einer zu oft den gleichen Weg gegangen ist. Der König war ein Loch, durch das das Licht ging. Und das Loch wurde größer.

Merlin schloss die Augen. Hinter seinen Lidern flammte kurz ein Stern – nicht draußen, drinnen –, und er wusste, der Tropfen von eben war kein Regen gewesen, sondern Zeit.

„Ich bin nicht da," sagte er in die Höhle. „Es geschieht, und ich bin nicht da."

Die Fäden in seinen Handgelenken wurden straff wie Atemzüge. Eine Stimme, die keine Luft brauchte, kam durch sie. Keine Worte, nur Ton – das Timbre von Wasser, das wissen will.

„Er fällt," antwortete Merlin. „Ja. Es ist soweit."

Die Stimme summte. Vielleicht Zustimmung. Vielleicht nur das Geräusch eines Netzes, das Gewicht spürt.

Er dachte an Schultern, die er in Schlamm gedrückt hatte, damit sie lernen, aufzustehen. An Nächte, die er wie Messer geschliffen hatte, damit ein Junge zum König wurde. An Lügen, die er „Zeichen" nannte, damit sie weniger brannten. „Ich habe dir zu viel gegeben," sagte er zu einem Bild, das nicht kam – Arthurs Gesicht kam selten, wenn man es rief. „Und dann habe ich dir genommen, als es Zeit war, dich selbst zu tragen."

Die Höhle kroch näher. Oder sein Atem kroch kürzer.

„Wenn ich jetzt hinausginge," sagte er zu dem Spalt über sich, „würde ich nichts ändern. Ich weiß das. Ich habe es immer gewusst. Ich bin nur der Mann, der die Steine legt. Der Weg geht trotzdem dorthin, wo er muss."

Der Tropfen fiel. Und noch einer. Der Rhythmus stimmte nicht mehr. Unregelmäßig – als hätte der Regen draußen beschlossen, dass Ordnung arrogant ist.

„Nimue," sagte er, und diesmal legte er Wärme in den Namen, die man nicht als Vergebung bezeichnen sollte. „Du hast mich gebunden, ja. Aber wer hat dir den Knoten gezeigt?"

Die Fäden wurden warm, mild. Eine Erinnerung glitt heran, weich wie ein Abend: Haar nach Fluss riechend, eine Stirn, die sich gegen seine legte, die Sanftheit von Lippen, die Worte stahlen. „Liebe und Ketten," murmelte er. „Zwillinge. Ich lehrte dich beides. Du hast mir beides gegeben."

Er lachte – kein schönes Lachen, eher eine rostige Scharniertür. „Und ich nahm es an. Nenn mich dumm, nenn mich Mann – ist es ein Unterschied?"

Wieder dieses Fernzittern. Schwere, die in die Arme kroch, als trüge er einen alten Freund, der zu lange geschlafen hatte. Er sah – nein, er *wusste*, ohne zu sehen –, wie Stahl in Bauch fuhr, wie eine andere Klinge in Brust drang. Zwei Schreie, ein Ton. Vater. Sohn. König. Schatten.

Merlin legte die Stirn an den Stein. Kalt. Ehrlich. „Es ist vollbracht," flüsterte er, und das Wort schmeckte zu sehr nach Priester, um angenehm zu sein. „Natürlich ist es vollbracht. Es war seit der ersten Lüge vollbracht, die ich ‚Ahnen' nannte."

Er wartete auf Tränen. Sie kamen nicht. Ketten sparen Wasser.

„Wenn ich frei wäre," fragte er den Fels, „was würde ich tun?" Er wartete auf die alte, selbstzufriedene Antwort (*die Welt beugen*), aber sie blieb aus. Stattdessen kam nur ein Satz, schlicht wie Brot: „Ich würde neben ihm sitzen."

Die Runen schienen für einen Herzschlag dunkler, dann wieder wie zuvor. Kein Trost. Nur Kenntnisnahme.

Er drehte die Handgelenke, bis die Fäden surrten, vibrierend wie Gnatzen im Sommer. „Nicht heute," sagte er zu der Magie, die nicht seine war und doch aus seiner Stimme gemacht. „Nicht morgen. Aber ich komme heraus. Ketten sind kein Ende, nur eine Verzögerung mit Ambitionen."

Die Höhle atmete zustimmend, oder er bildete es sich ein. In seinem Alter ist Einbildung ein legitimes Werkzeug.

Er ließ den Kopf sinken. Schlaf kam nicht – Schlaf hat Prinzipien – doch etwas, das ihm ähnlich sah, legte sich auf ihn. Darin hörte er Stimmen, die er kannte: Gaheris' rohes Lachen, Brangaines Bogen, Tristans Name wie ein Stein im Bach. Und darunter, viel tiefer, die Stille eines Schwerts, das nicht mehr singt, weil es dahin zurück ist, wo Lieder anfangen.

„Bedivere," murmelte er, und sein Mund schmeckte nach nassem Ruß. „Sag ihnen eine gute Lüge."

Die Ketten wurden leichter. Nicht schwächer – leichter. Als erkennten sie an, dass ein Mann in Fesseln immer noch ein Mann ist und kein Möbel.

Merlin öffnete die Augen. Er zählte die Tropfen. Einer. Zwei. Ein dritter, der sich Zeit ließ. „Gut," sagte er. „Zählt ihr. Ich erinnere mich."

Er atmete ein, tief, bis die Rippen knirschten. „Arthur," sagte er in die Höhle, „du gehst. Ich bleibe. Noch. Aber keine Sorge: Geschichte ist geduldig. Sie wartet auf alte Männer, die zu spät kommen."

Der Tropfen fiel. Und zwischen dem zweiten und dem dritten war Raum genug, um das Ende zu fassen und nicht zu zerbrechen. Er legte das Kinn wieder an den Stein, schloss die Augen, hörte den Fluss, den er nicht sehen konnte, und das Reich, das er nicht mehr halten durfte.

„Camlann," flüsterte er, „war immer ein Wort. Jetzt ist es still. Das ist richtig."

Die Runen summten, die Fäden ruhten, und im Summen lag kein Trost. Nur Wahrheit. Manche Nächte sind ehrlich. Diese war eine davon.

Die Nacht in der Höhle kroch wie ein Tier über seine Haut. Merlin zählte die Tropfen, bis er das Zählen vergaß. Die Ketten sangen leise, jedes Summen eine Erinnerung, die er nicht gerufen hatte.

Zuerst war es Arthurs Lachen, jung, hell, bevor es schwer wurde. Dann ein Streit am Fluss, ein Schwert, das aus dem Stein glitt, und der Blick des Jungen, der nicht begriff, dass er nie wieder frei sein würde.
Merlin presste die Augen zu. „Hör auf," zischte er, „er ist tot. Lass ihn schlafen."

Doch die Ketten kannten kein Mitleid. Sie zogen das Bild zurück, deutlicher: Arthur im Schlamm, Mordreds Klinge in ihm, Excalibur schwer in der Hand. Merlin keuchte, als spüre er selbst die Wunde.

„Ich hätte dort sein sollen," murmelte er. „Ich hätte—"
Er brach ab. Er wusste, es war Lüge. Er hätte nichts ändern können. Das Schicksal war so dick in diese Welt geschrieben wie Runen in Stein. Aber das Wissen machte es nicht leichter, nur bitterer.

Eine Stimme erhob sich aus den Fäden. Sanft, fließend, süß wie Wasser, das Gift trägt. Nimue.

„Du wärst dort gewesen, hättest du frei sein dürfen," flüsterte sie, „und es hätte nichts geändert. Deshalb bindete ich dich. Nicht aus Hass. Aus Liebe. Weil ich wusste, dass du alles ruinieren würdest, wenn du die Wahl hättest."

Merlin lachte heiser, das Geräusch einer Kehle, die zu lange Rauch gesehen hat. „Liebe," wiederholte er. „Das nennen sie Liebe: einen Mann an Felsen ketten, während seine Welt brennt. Du bist grausamer als ich je war."

„Ich habe getan, was du mich gelehrt hast," erwiderte die Stimme, weich, fast traurig. „Binden. Formen. Die Dinge dahin zwingen, wo sie sein müssen. Ist das nicht dein Handwerk?"

Merlin schwieg. Seine Hände zuckten, die Fäden spannten sich, und Schmerz brannte auf wie kleine Feuer.

Die Vision wechselte. Nun sah er Guinevere, allein, das Gesicht im Schleier verborgen, während Bedivere sprach: *Der König ist fort.*
Merlin fluchte leise. „Fort… Bedivere, du treuer Hund. Du lügst gut."

Die Stimme in den Fäden kicherte sanft. „Genau, wie er es dir befahl. Deine Lüge lebt weiter, auch wenn du in Ketten liegst."

„Meine?“ Merlin knurrte. „Nein. Arthurs. Ich gab ihm Worte, er machte daraus Ketten. Jetzt hält er selbst mich noch im Bann, aus dem Grab heraus.“

Er wandte den Kopf, spürte den kalten Stein an der Wange. „Sag mir, Nimue,“ murmelte er. „Warum noch? Warum hälst du mich? Arthur ist fort. Camelot ist Staub. Was fürchtest du noch?“

Die Fäden zitterten. Ein Laut, der halb wie Schweigen, halb wie Geständnis war. „Ich fürchte dich,“ sagte die Stimme. „Selbst in deiner Schwäche. Selbst in deinem Alter. Du bist ein Mann, der die Welt bewegt, ohne dass er selbst weiß, wie. Dich frei zu lassen wäre, als gäbe ich einem Sturm eine Straße.“

Merlin lachte, trocken. „Und was hast du jetzt? Einen Sturm in einer Flasche. Glückwunsch.“

Doch als er das sagte, merkte er, wie die Worte in ihm zurückprallten. Er war wirklich ein Sturm in einer Flasche. All seine Macht, seine Weisheit, sein Wissen – eingeschlossen, nirgends hin. Er spürte es unter der Haut wie Feuer, das keine Luft bekam.

„Vielleicht,“ dachte er, „ist das die Strafe. Nicht das Sterben. Das Sterben ist leicht. Sondern das Wissen, dass man lebt, wenn man nichts mehr halten darf.“

Er ließ den Kopf sinken, schloss die Augen. Der Tropfen fiel. Die Ketten summten. Und irgendwo, fern, lachte ein Kind, das nie erwachsen hätte werden sollen – und wurde ein König.

Die Tropfen hörten für einen Moment auf. Die Höhle hielt den Atem an. Dann legte sich ein anderer Klang über die Felsen – weich, wie ein Seidenstück, das auf Stein fällt.

Merlin öffnete die Augen. Sie stand da. Nicht wie ein Körper, eher wie ein Schatten, den das Feuer vergisst zu werfen. Nimue. Ihr Gesicht war halb Licht, halb Dunkel, und beides verschmolz so, dass er nicht wusste, wo die Grenzen lagen.

„Du kommst endlich,“ murmelte er. „Ich dachte schon, ich müsste mit den Steinen weiterreden.“

Sie neigte den Kopf. „Die Steine hören dir zu. Mehr als ich je tat.“

Er lachte, ein trockenes Husten. „Das ist wahr. Sie verraten mich auch nicht.“

Sie trat näher – oder tat nur so, als träte sie. Die Ketten summten stärker, als spürten sie ihre Herrin. Merlin sah die Fäden, die aus seinen Handgelenken gingen, wie sie zitterten, wenn ihr Blick darüberglitt.

„Warum, Nimue?“ fragte er. „Er ist fort. Das Reich ist Staub. Deine Furcht ist erfüllt, dein Werk getan. Warum bindest du mich noch?“

Ihre Stimme war leise, beinahe brüchig. „Weil du immer wiederkommst. Weil du nie aufhörst. Selbst wenn dein Körper stirbt, findet deine Stimme ein neues Ohr, dein Traum ein neues Gefäß. Ich hielt dich nicht für Arthur fest. Ich hielt dich für alle, die nach ihm kommen.“

Merlin schloss die Augen, schüttelte den Kopf. „Du hast mir zugehört, als ich jung war. Aber du hast nicht verstanden. Ich wollte nie ewig. Ich wollte nur… diesmal genug."

Sie kniete sich neben ihn, und für einen Atemzug war sie wieder die Frau mit dem Haar wie Wasser, die ihn einst küsste, sanft, gierig, wissend. „Du wolltest mehr als genug," flüsterte sie. „Du wolltest alles. Und alles wird immer verbrannt."

Er verzog das Gesicht. „Vielleicht. Aber du hast auch genommen, Nimue. Mehr, als ich je gab."

Sie lächelte schmal. „Ja. Weil ich konnte."

Ein Schweigen. Nur der Fluss in der Ferne rauschte, als er das Blut von Camlann forttrug.

„Liebst du mich noch?" fragte er.

Sie hob die Hand, berührte beinahe seine Stirn, zog sie dann zurück. „Das ist nicht wichtig."

„Doch," knurrte er. „Weil Liebe das stärkste Band ist. Stärker als diese Ketten. Wenn du mich noch liebst, dann hältst du dich selbst gefangen."

Ihre Augen blitzten, wie Wasser, wenn es Sonne stiehlt. „Dann bin ich auch in Ketten," sagte sie. „Aber meine sind unsichtbar."

Merlin lachte heiser. „Dann haben wir beide verloren. Du im Schatten, ich im Stein. Und draußen verbrennt die Welt."

„Nein," widersprach sie. „Draußen beginnt eine Geschichte. Ohne dich. Ohne Arthur. Ohne Camelot. Eine, die nicht von Königen handelt."

Merlin schloss die Augen, spürte die Fäden brennen. „Und trotzdem," murmelte er, „werden sie mich wiederholen. Weil niemand eine Geschichte ohne Zauberer erzählen will."

Nimue schwieg. Ein Tropfen fiel, diesmal lauter, schwerer, als wolle die Höhle selbst das letzte Wort haben.

Die Ketten zogen sich an, straff wie Bogensehnen. Merlin keuchte, als ob seine Knochen selbst zu Saiten gespannt würden. Vor seinen Augen brach die Dunkelheit auseinander, nicht nach außen, sondern nach innen.

Da war wieder der Fluss. Camlann. Rot, dick, überfüllt mit Körpern. Er sah Gaheris, die Axt im Kopf, noch immer die Zähne gefletscht. Brangaine, mit dem zerbrochenen Bogen, die Finger verkrampft, als hielte sie ihn in die Ewigkeit. Tristan, die Lippen offen, den eigenen Namen auf der Zunge. Und Arthur – auf den Knien, Excalibur schwer in der Hand, Mordreds Klinge in der Brust. Zwei Schreie, ein Laut.

Merlin schrie auf, wollte wegsehen. Die Ketten rissen seinen Kopf zurück. „Nein!" brüllte er. „Das weiß ich schon, das brauche ich nicht noch einmal!"

Nimues Stimme kam, süß und kalt: „Aber du musst es sehen. Immer wieder. Bis du verstehst, dass es unvermeidlich war."

„Unvermeidlich?“ Merlin spie das Wort aus. „Nichts ist unvermeidlich! Ich habe Wege gesehen, hundert Wege, die anders endeten!“

„Und alle führten hierher,“ flüsterte sie. „Du lenkst, du schiebst, du zerrst – und am Ende fällt doch alles. Nicht, weil du zu schwach bist, sondern weil du zu stark warst. Arthur war nie frei. Er war dein Werkstück. Und Werkstücke brechen.“

Merlin atmete schwer, die Fäden brannten heiß. Bilder fluteten ihn. Arthurs Geburt, die er erzwungen hatte. Der Thron, den er ihm brachte. Das Schwert im Stein, der Zauber, der es glänzen ließ. Jede Prophezeiung, jedes Zeichen, jede List – alles er war.

„Verdammt,“ murmelte er, „du hast recht. Ich habe ihn gemacht. Aber ich habe ihn auch geliebt. Weißt du, wie das ist? Ein Kind schaffen und wissen, dass es dich überlebt, nur um dich zu begraben?“

Nimues Stimme zitterte. „Ja.“

Merlin riss die Augen auf, sah sie an – halb Licht, halb Schatten. Einen Atemzug lang war sie nicht Zauberin, nicht Verräterin, nur eine Frau, die ebenfalls wusste, was Liebe mit einem macht.

„Dann löse mich,“ sagte er. „Löse mich, wenn du verstehst.“

„Nein,“ antwortete sie, leise. „Weil Liebe nicht nur hält, sie fesselt auch. Und manchmal rettet sie, indem sie zerstört.“

Die Ketten vibrierten, heiß, kalt, dann wieder still. Die Visionen verblassten, ließen nur ein Echo zurück – Arthurs letzter Atem, Bediveres Lüge, die Barke im Nebel.

Merlin sank zurück, schweißnass, die Stirn an den Stein gepresst. „Schuld,“ flüsterte er. „Immer Schuld. Vielleicht ist das die wahre Kette.“

Nimue schwieg. Doch die Runen an der Wand leuchteten schwach, als bestätigten sie seine Worte.

Die Bilder ließen nach, aber sie hinterließen einen Nachgeschmack wie Eisen im Mund. Merlin keuchte, der Schweiß rann in Rinnen über sein Gesicht, und die Ketten fühlten sich schwerer an, als hätte jede Vision Gewicht bekommen und sich auf seine Arme gelegt.

„Schuld,“ murmelte er. „Immer Schuld. Ich habe sie geformt wie Brot, ich habe sie ausgeteilt wie Wein, ich habe sie gegessen, bis ich satt war… und trotzdem ist mir schlecht.“

Die Höhle antwortete nicht. Nur das Tropfen, das wieder eingesetzt hatte – unregelmäßig, so als hätte der Stein vergessen, wie Rhythmus funktioniert. Merlin begann mitzuzählen, jedes Mal, wenn Wasser fiel. Eins. Zwei. Drei. Dann kam keiner. Dann doch. Bald sprach er die Zahlen laut. „Vier. Fünf. Sechs.“

Die Runen an der Wand schimmerten im Takt, als wiederholten sie seine Stimme.

„Ah,“ lachte Merlin heiser. „Ihr redet doch mit mir. Ihr wollt nur nicht zugeben, dass ihr zuhört. Genau wie Menschen.“

Er sprach weiter, mal leise, mal laut. Er erzählte den Steinen Geschichten, die sie längst kannten: Wie Arthur im Nebel stand, wie die Druiden ihn prüften, wie Camelot wuchs. Er beschimpfte die Runen, nannte sie arrogante Kritzeleien, und dankte ihnen im selben Atemzug dafür, dass sie ihn hielten, weil er nicht wüsste, was er ohne sie täte.

Die Stimmen in seinem Kopf – waren es Nimues, waren es seine eigenen – mischten sich mit dem Tropfen und den Runen. Alles klang gleich. Alles war eins. Merlin merkte, wie die Grenze zwischen ihm und der Höhle verschwamm.

„Vielleicht," flüsterte er, „bin ich schon Stein. Vielleicht bin ich nur noch ein Echo, das durch diese Felsen geistert. Vielleicht war ich nie mehr als das."

Doch in der Stille nach diesem Satz geschah etwas Seltsames. Kein Ton, kein Leuchten – nur ein Gefühl. Ein Atem, der nicht seiner war, ein Hauch von Wärme in der Kälte.

Hoffnung.

So klein, dass sie fast wehtat. So schwach, dass sie lächerlich war. Aber sie war da.

Merlin schloss die Augen, lehnte den Kopf gegen die Wand. „Vielleicht," sagte er, „ist das der Trick. Nicht frei zu sein, nicht stark zu sein, nicht unsterblich zu sein. Sondern einfach noch zu warten. Länger als sie alle."

Ein Tropfen fiel, diesmal weich, fast freundlich.

Merlin lachte, leise, brüchig. „Gut. Dann warte ich."

Die Runen waren still geworden. Der Tropfen hielt inne, als hätte er beschlossen, dass Pausen wichtiger seien als Rhythmus. Merlin dämmerte zwischen Wachen und Schlafen, sein Kopf lehnte schwer gegen den Stein.

Da kam sie wieder. Nimue. Nicht als flackernde Stimme in den Ketten, nicht als Schatten, sondern deutlicher. Ihr Umriss war schärfer, die Augen waren nicht nur Wasser und Licht, sondern Augen – grau, müde, fast menschlich.

Merlin hob den Kopf, so weit die Fesseln es erlaubten. „Du schon wieder," murmelte er. „Ich dachte, du hättest mich genug gequält."

„Vielleicht," sagte sie. Ihre Stimme war nicht süß, nicht spöttisch, sondern brüchig, als ob sie selbst die Worte kaum tragen könnte. „Aber vielleicht ist das Quälen auch für mich."

Er blinzelte. „Das klingt beinahe wie… Reue."

Sie kniete sich zu ihm, so nahe, dass er den Duft ihres Haares roch – nicht mehr nach Fluss, sondern nach Staub und Zeit. „Ich weiß nicht, ob es Reue ist," sagte sie. „Ich weiß nur, dass ich nicht gehen kann, ohne dich zu sehen. Du bist hier drin, und trotzdem… ich spüre dich überall. Du bist meine Kette so sehr wie ich deine."

Merlin lachte, brüchig, mit einem Husten. „Das ist ja das Schöne an Liebe: Sie ist das einzige Gefängnis, in das man freiwillig tritt, und wenn man's merkt, ist es zu spät."

Sie legte die Hand an seine Wange. Zum ersten Mal berührte sie ihn, und die Ketten summten nicht, sie schwiegen. Ihr Blick war weich, und er sah darin nicht die Zauberin, nicht die Schülerin, nicht die Verräterin – nur eine Frau, die müde war vom Halten.

„Wenn ich dich jetzt loslasse," flüsterte sie, „was wird dann aus der Welt?"

„Dasselbe wie immer," antwortete Merlin. „Sie wird untergehen, sich erheben, singen, lügen, sterben. Mit oder ohne mich. Mit oder ohne dich."

„Aber Arthur—"

„Arthur ist fort," unterbrach er. „Und doch bleibt er. Genau wie wir. Die Welt liebt es, Geister zu sammeln."

Einen Augenblick lang hing die Luft zwischen ihnen, schwer, nah. Merlin hätte beinahe vergessen, dass seine Hände gebunden waren, so deutlich fühlte er, wie sie wieder in seiner Haut brannte – nicht als Bann, sondern als Erinnerung an Wärme.

„Du hättest mich nie lieben sollen," flüsterte sie.

Er lächelte müde. „Aber du hättest mich auch nie fesseln sollen. Und trotzdem haben wir beides getan. Vielleicht war genau das die Magie."

Sie zog die Hand zurück. Ihre Augen waren nass, oder vielleicht täuschte ihn das Leuchten der Runen. „Ich kann dich nicht frei lassen."

„Ich weiß," sagte er. „Und trotzdem kommst du immer wieder."

Sie stand auf, drehte sich, der Schatten ihrer Gestalt flackerte. „Eines Tages, Merlin," sagte sie, „werden deine Ketten anders aussehen. Vielleicht sind sie dann keine mehr. Aber das heute… das kann ich nicht ändern."

Er nickte, ließ den Kopf zurücksinken. „Dann geh. Lass mich mit den Steinen reden. Sie sind ehrlichere Gesellschaft."

Nimue blieb einen Atemzug länger, als wollte sie etwas sagen, das sie nie sagen würde. Dann verschwand sie, wie Rauch im Wind.

Merlin schloss die Augen. Sein Gesicht glühte noch von ihrer Berührung, seine Hände schmerzten von den Ketten. „Du bist meine Kette," murmelte er. „Und ich deine."

Der Tropfen fiel wieder. Die Höhle nahm ihn zurück. Und Merlin wartete – wie er es immer getan hatte.

Die Dunkelheit schloss sich wieder, nachdem Nimues Gestalt verschwunden war. Nur das Tropfen blieb, gleichgültig, geduldig, als wäre nichts geschehen. Merlin atmete schwer, der Schmerz der Ketten brannte in seinen Gelenken, aber die Stelle an seiner Wange, wo ihre Hand ihn berührt hatte, glühte noch – wie ein Brandmal, das keine Runen löschen konnten.

Er senkte den Kopf, ließ die Stirn gegen den Fels schlagen. Nicht hart, nur gerade so, dass der Stein ihn daran erinnerte, dass er noch Körper hatte. „So also endet es," murmelte er. „Nicht

in Ruhm, nicht in Feuer, nicht in Liedern. Sondern im Tropfen einer Höhle. Ein König tot, eine Königin gebrochen, ein Reich versunken – und ein Zauberer, der seine eigenen Ketten zählt."

Die Runen an den Wänden antworteten nicht. Sie schimmerten matt, gleichmäßig, als ob sie wüssten: Worte sind nur Staub, aber Fesseln sind Stein.

Doch dann spürte er etwas. Nicht in den Handgelenken, nicht in den Knochen – tiefer. Ein Flüstern, das nicht Nimues war und nicht aus dem Gestein kam. Ein Atem, kaum hörbar, aber älter als jede Prophezeiung.

Du wirst warten.

Merlin schloss die Augen. Ja, das war es. Seine Strafe war nicht, hier zu sterben. Seine Strafe war, zu bleiben. Zu überdauern. Während alle anderen fortgingen – Arthur, Guinevere, Lancelot, selbst Nimue irgendwann – würde er hier sitzen, gefesselt, der letzte, der noch wusste, wie es gewesen war.

Und irgendwann, wenn die Welt müde genug war, wenn Menschen wieder Geschichten brauchten, dann würde jemand kommen, zufällig, töricht, neugierig, und die Runen berühren. Dann würden die Ketten brechen.

Und Merlin würde wieder aufstehen.

Er lachte leise, ein trockenes, rostiges Lachen. „Das ist der Witz, nicht wahr? Ich bin nicht König. Ich bin nicht Held. Ich bin nur der Mann, den man nicht loswird."

Die Tropfen fielen. Eins. Zwei. Drei. Er begann, sie nicht mehr zu zählen, sondern zu begleiten.

„Gut," sagte er. „Dann warte ich. Ein Jahr. Ein Jahrhundert. Eine Ewigkeit. Was ist Zeit schon für einen, der sie betrogen hat?"

Er legte den Kopf zurück, die Augen geschlossen, das Lächeln müde, aber echt. „Arthur," flüsterte er. „Schlaf. Ich bleibe. Und wenn sie dich rufen – vielleicht bin ich dann frei. Vielleicht."

Die Ketten summten, diesmal leise, fast wie Zustimmung.

Und so blieb Merlin. In Stein, in Bann, in Liebe und Schuld. Nicht tot. Nicht frei. Sondern wartend.

Der Pfad der Schatten

Es begann damit, dass der Tropfen nicht mehr fiel. Merlin lag da, den Kopf gegen den Stein gelehnt, die Augen halb geschlossen – und plötzlich war da keine Bewegung mehr. Kein Tropfen, kein Summen der Runen, kein Atem. Die Höhle hielt inne wie ein Herz, das sich weigert, den nächsten Schlag zu tun.

Dann war da ein Riss. Kein Geräusch, kein Licht – eher ein Ziehen, tief im Innern, als würde ihm jemand die Seele aus den Knochen ziehen, nicht grob, sondern vorsichtig, wie man einen Faden aus altem Stoff zieht. Er wollte schreien, aber kein Laut kam. Und ehe er es begriff, saß er nicht mehr in der Höhle.

Er stand. Auf einem Weg.

Der Pfad war kein Boden, sondern eine Linie im Nichts. Nebel lag ringsum, dick, schwer, durchzogen von Flüstern. Links war Dunkel, rechts war Dunkel, und der Pfad selbst war kaum breiter als ein Grabstein. Jeder Schritt fühlte sich an, als trete er auf Erinnerung.

„Ah," murmelte er, „das also sind die Schatten." Seine Stimme hallte nicht, sie löste sich einfach auf, als habe der Nebel Hunger nach Worten.

Er ging. Die Ketten waren fort – nicht verschwunden, sondern unsichtbar, irgendwo tief in der Haut. Er spürte sie nicht, aber er wusste, dass sie noch da waren. Er streckte die Hände aus, und der Nebel wich nicht. Er war nicht kalt, nicht warm, er war einfach.

Nach einer Weile – Sekunden, Stunden, er konnte es nicht sagen – tauchten Gestalten im Nebel auf. Schatten, halb geformt, halb vergessen. Manche trugen Helme, andere Schwerter, wieder andere hatten Gesichter, die nur aus Augen bestanden.

Merlin blieb stehen. Einer der Schatten trat vor. Brangaine. Der Bogen in der Hand, doch der Pfeil war aus Licht, nicht aus Holz. Ihre Lippen bewegten sich, doch kein Laut kam. Nur ihr Blick – Vorwurf, Zärtlichkeit, Abschied in einem.

„Ich weiß," murmelte Merlin. „Ich weiß, du wolltest mehr. Ein Leben, das nicht im Schlamm endet. Aber ich war zu beschäftigt, die Krone zu stützen." Er streckte die Hand aus, doch sie zerfiel im Nebel.

Hinter ihr kam Tristan. Er murmelte wie immer seinen Namen, aber diesmal hörte Merlin ihn deutlich, klar wie Glocken: „Tristan." Nur das eine Wort. Dann verschwand er.

Merlin ging weiter. Die Schatten drängten sich dichter. Gaheris, lachend, mit einer Axt im Schädel. Cathan, blutüberströmt, noch immer singend. Alle gingen sie an ihm vorbei, streiften ihn, ließen einen Hauch zurück.

„Ihr seid Echos," murmelte er. „Nicht mehr ihr selbst. Aber ihr brennt noch."

Dann blieb er stehen. Vor ihm, mitten auf dem Pfad, stand Arthur. Nicht jung, nicht alt, sondern alle seine Gesichter zugleich. Der Junge mit den großen Augen, der König in der Rüstung, der Mann im Schlamm mit Excalibur in der Faust.

Merlins Atem stockte. „Arthur…"

Doch der Schatten sprach nicht. Er hob nur die Hand, deutete den Weg hinunter. Dahin, wo der Pfad in Dunkelheit überging.

„Ich soll weitergehen?" fragte Merlin. „Und du? Kommst du nicht mit?"

Arthur schüttelte den Kopf. Dann löste er sich, Stück für Stück, bis nur noch der Umriss blieb, und verschwand im Nebel.

Merlin sank auf die Knie, legte die Stirn an den Pfad. „Du bist fort," flüsterte er. „Und ich… ich gehe weiter. Immer weiter. Weil ich nicht sterben darf."

Der Pfad vibrierte unter ihm, als hätte er die Wahrheit gesagt, die der Weg hören wollte. Er stand auf, schwer, aber entschlossen, und ging tiefer in den Nebel, hinein in das, was jenseits des Todes wartete.

Der Nebel verdichtete sich, je weiter Merlin ging. Anfangs war er nur ein Schleier, dann ein Gewicht, das auf den Schultern lag. Jeder Atemzug schmeckte nach Asche, nach Regen, nach Dingen, die nie hätten geschehen sollen.

Der Pfad veränderte sich. Er war nicht mehr glatt, sondern zerbrochen, voller Spalten, aus denen Stimmen drangen. Merlin beugte sich über eine der Öffnungen und sah Gesichter darin – Fratzen von Männern, Frauen, Kindern, die alle etwas schrien. Manche schrien nach Gerechtigkeit, manche nach Rache, manche nur nach einem Namen.

„Das sind die, die ich im Stich gelassen habe," murmelte er. „Nicht die Helden, nicht die Könige – die anderen. Die, die ich nie sehen wollte."

Die Spalten schlossen sich, als er weiterging, aber der Klang blieb in seinen Knochen hängen.

Plötzlich wandelte sich die Landschaft. Der Pfad führte in einen Wald, doch die Bäume waren aus Schatten geschnitzt, ihre Äste wie Finger, die ihn streifen wollten. Kein Blatt bewegte sich, kein Vogel sang. Nur das Knacken seiner Schritte.

„Ah," sagte Merlin bitter, „die Wälder Brocéliandes, wie ich sie in Albträumen sah." Er erinnerte sich an Lieder, an Rituale, an Nächte, in denen er zu den Sternen sprach, während die Bäume zuhörten. Hier aber hörten sie nicht – sie spähten.

Zwischen den Stämmen tauchte eine Gestalt auf. Morgana. Ihr Gesicht halb Licht, halb Finsternis. Sie trat näher, das Kleid flatterte nicht im Wind, weil es keinen Wind gab.

„Bruder," hauchte sie, „du hast ihn an die Krone gebunden. Und ich? Ich habe ihn nur an die Lust gebunden. Wir sind uns ähnlicher, als du denkst."

Merlin knurrte, spürte, wie die Ketten unsichtbar an den Armen zu brennen begannen. „Nein. Du warst die Versuchung. Ich war die Fessel. Es ist nicht dasselbe."

Morgana lächelte, drehte sich, löste sich auf wie Rauch. Zurück blieb der Pfad.

Er ging weiter. Der Wald wich einer Ebene aus schwarzem Wasser. Darin trieben Spiegel, dutzende, hunderte. Jeder Spiegel zeigte ihn – jung, alt, lächelnd, weinend, herrisch, gebrochen.

Merlin blieb stehen, sah sich selbst in hundert Formen. „Das also ist die Prüfung," murmelte er. „Nicht Arthur. Nicht die anderen. Ich."

Ein Spiegel knackte, sprang, das Glas zersplitterte, und darin sah er einen alten Mann mit leerem Blick, angekettet in einer Höhle. „Das bist du," sagte die Spiegelstimme. „Nicht der Zauberer. Nur der Gefangene."

Merlin hob die Hand, wollte das Bild zerschlagen – doch da zerbrach der Spiegel von selbst, und der Pfad darunter wurde sichtbar.

Er atmete schwer, ging weiter. Jeder Schritt fühlte sich an wie ein Urteil. Der Nebel wurde dunkler, dichter, bis er kaum noch wusste, ob er vorwärtsging oder nur im Kreis.

„Dies ist keine Strafe," murmelte er schließlich. „Es ist eine Prüfung. Und Prüfungen… haben ein Ende."

Doch der Pfad schwieg.

Der Nebel riss plötzlich auf, und der Pfad führte in eine offene Fläche, die wie ein Platz wirkte – kreisrund, leer, von nichts umgeben außer Dunkelheit. Kein Baum, kein Spiegel, kein Schrei. Nur Stille.

Merlin blieb stehen. Er spürte es sofort: Er war nicht allein.

Aus der Dunkelheit trat eine Gestalt hervor. Groß, gebeugt, den Stab in der Hand, das Gesicht voller Furchen. Der Bart war grau, die Augen müde. Die Haut war pergamentdünn, die Schultern schwer. Er sah aus wie ein Mann, der zu lange gewartet hatte.

Merlin brauchte keinen Namen. Er wusste es. Das war er.

„Na also," murmelte er. „Das Ende trifft mich selbst."

Die Gestalt sprach. Die Stimme war seine eigene, aber tiefer, zerschlissener, wie aus einem Rachen, der nur noch Gift kannte.
„Du bist ein Narr," sagte der Alte. „Du dachtest, du wärst Lehrer. Du warst nur Spieler. Und die Kinder, die du lenktest, starben an deinen Zügen."

Merlin ballte die Fäuste. „Ich habe sie nicht gezwungen. Ich habe ihnen nur Türen gezeigt."

„Nein," knurrte der Alte. „Du hast sie durchgestoßen. Arthur war dein größtes Werk, und du hast ihn zerbrochen, weil du ihn nie gehen ließest. Du wolltest, dass er König ist, aber nicht, dass er Mensch ist."

Merlin trat einen Schritt näher, spürte den Boden vibrieren. „Und was bist du? Mein Richter?"

Der Alte lachte, trocken. „Nein. Ich bin dein Rest. Ich bin das, was übrig bleibt, wenn die Geschichten verstummen. Ich bin der Merlin, den niemand in Lieder singt: der Zauberer, der in Ketten liegt, während sein König stirbt. Der Mann, der alles wusste – und nichts verhindern konnte."

„Du bist Bitterkeit," zischte Merlin. „Mehr nicht."

„Und du bist Lüge," erwiderte der Alte. „Mehr nicht."

Die beiden starrten einander an. Zwei Gesichter desselben Mannes – der eine, der immer weiter wollte, der andere, der längst aufgab.

„Dann kämpf," sagte Merlin. „Zeig mir, ob du mehr bist als Schatten."

Der Alte hob den Stab, und der Boden bebte. Flammen schossen aus dem Nichts, Nebel wurde zu Händen, die griffen, packten, zerrten.

Merlin schrie, riss die Arme hoch, und zum ersten Mal seit langer Zeit flammte Magie in ihm auf – roh, dunkel, schmerzhaft. Die Hände zerplatzten, die Flammen erloschen. Doch der Alte stand noch immer da, unbewegt.

„Du kannst mich nicht töten," sagte er. „Weil du ich bist."

Merlin keuchte, Schweiß auf der Stirn. „Dann… werde ich dich tragen."

Und er trat vor, umarmte den Alten.

Für einen Moment war da nichts als Druck, Schmerz, Hitze. Dann zerbrach die Gestalt, löste sich auf, zog in ihn zurück wie Rauch in eine Lunge.

Merlin stand allein, der Platz war leer, der Nebel wieder still. Aber in ihm brannte nun etwas. Schärfer, schwerer.

„Gut," flüsterte er. „Dann gehst du mit mir. Bis zum Ende."

Der Pfad leuchtete schwach auf, als bestätige er, dass die Prüfung bestanden war.

Merlin ging weiter. Der Pfad war nun schmaler, brüchig, als würde er jeden Moment zerreißen. Aber er spürte, dass er stärker geworden war – nicht weil die Ketten verschwunden wären, sondern weil er ihre Last angenommen hatte. Der alte, bittere Merlin war in ihm, und er trug ihn, wie man eine Narbe trägt: sichtbar, schmerzhaft, aber Teil des eigenen Fleisches.

Der Nebel öffnete sich, und vor ihm erschien eine Gestalt. Nicht Arthur, nicht Morgana, nicht Nimue. Diesmal war es niemand, den er kannte. Die Gestalt war hoch, fast zu hoch, als sei sie selbst aus Nebel geschnitzt. Ein Gesicht war kaum erkennbar – mal männlich, mal weiblich, mal nur eine Maske aus Schatten.

„Du bist weit gekommen," sagte die Gestalt, und ihre Stimme war nicht eine, sondern viele: tief, hell, jung, alt – ein Chor, der in sich selbst zusammenfiel.

Merlin blieb stehen. „Wer bist du?"

„Ich bin das, was am Ende jedes Weges steht," sagte sie. „Manche nennen mich Gott. Manche Tod. Manche nur Schatten. Aber für dich… bin ich das, was du nie verstehen wirst."

Merlin lachte heiser. „Dann bist du in guter Gesellschaft. Ich habe mich selbst auch nie verstanden."

Die Gestalt trat näher. „Du hast Arthur geführt. Du hast Camelot erschaffen. Und du hast es zerstört. Warum?"

Merlin schnaubte. „Weil ich konnte. Weil es nötig war. Weil ich dumm war. Such dir eine Antwort aus, sie sind alle wahr."

Die Gestalt neigte den Kopf. „Und doch bist du noch hier. Nicht König, nicht Held, nicht tot. Warum?"

Merlin schwieg lange. Dann sagte er: „Weil Geschichten nicht sterben dürfen, solange einer sie noch erinnert. Und ich… ich bin der letzte, der sie kennt."

Die Gestalt hob eine Hand, und im Nebel formte sich ein Bild: Arthur in der Barke, die Frauen in Schwarz um ihn, der Fluss, der ihn trug. „Er lebt in den Liedern," sagte sie. „Aber du… du wirst leben in den Schatten. Dein Schicksal ist nicht Ruhm, sondern Warten. Nicht Feuer, sondern Staub. Kannst du das ertragen?"

Merlin sah das Bild, sah den Nebel, sah die Ketten an seinen Armen, unsichtbar, aber fühlbar. Er nickte. „Ja. Ich kann warten. Ich bin alt, ich bin müde, aber ich kann warten. Bis die Welt mich wieder ruft. Bis die Schatten mich satt haben."

Die Gestalt trat zurück. „Dann geh weiter. Aber vergiss nicht: Die Schatten schenken nichts. Alles, was du bist, trägst du selbst."

Merlin lächelte müde. „Das tue ich schon seit ich lebe."

Der Pfad wurde wieder sichtbar, heller, als ob er ein Ziel hatte. Der Nebel zog sich zurück, nur ein Stück, gerade genug, um weiterzugehen. Merlin trat vor, schwer, aber fester als zuvor.

Er wusste: Dies war keine Rettung. Keine Befreiung. Aber es war Erkenntnis. Und manchmal ist das alles, was bleibt.

Der Nebel dünnte sich aus. Der Pfad, der eben noch wie ein Riss im Nichts war, gewann Konturen, als würde er selbst zu Stein werden. Merlin ging, schwer, aber nicht mehr schwankend. Er hatte keine Kraft, aber er hatte etwas anderes gefunden: Richtung.

Am Ende des Weges sah er einen Bogen aus Dunkelheit. Kein Tor, kein Tempel, einfach ein Riss im Nebel, der heller schimmerte als alles um ihn. Er blieb stehen, spürte, wie die Luft vibrierte. Ein Summen, tief, leise – das Summen seiner Ketten.

„Also hier endet es," murmelte er. „Oder beginnt."

Er hob die Hände, betrachtete die unsichtbaren Fäden, die in seiner Haut ruhten. Sie zogen, straff, als wollten sie ihn zurückreißen. Doch er trat vor, und die Fäden gaben nach. Nicht weil sie schwächer wurden, sondern weil sie wussten, dass dies Teil der Prüfung war.

Er schritt durch den Bogen.

Ein Schlag, als stürze er. Ein Riss, ein Schnitt, ein Ziehen – und dann war alles wieder wie vorher. Dunkelheit. Feuchter Stein. Tropfen, die fielen. Runen, die flimmerten.

Merlin lag in der Höhle, die Stirn an den Fels gepresst. Die Ketten summten, straff und unnachgiebig. Aber etwas hatte sich verändert. Nicht an den Fesseln, nicht an der Höhle – in ihm.

Er atmete schwer und lachte heiser. „Gut. Ihr habt mich nicht gebrochen. Ihr habt mich nur erinnert."

Sein Blick schweifte an die Runen, die leise glühten. „Ich war dort," murmelte er. „Ich habe ihn gesehen. Arthur. Die anderen. Mich selbst. Und ich habe verstanden: Ich bin nicht der, der stirbt. Ich bin der, der bleibt."

Er legte den Kopf zurück, schloss die Augen. „Dann wartet mit mir, Steine. Wartet mit mir, Tropfen. Ich werde nicht sterben, bis sie mich rufen."

Die Höhle schwieg. Aber die Stille war nicht leer. Sie war voll – von Schatten, von Geschichten, von Zukunft.

Merlin schloss die Augen, und zum ersten Mal seit Langem empfand er Ruhe. Nicht Hoffnung, nicht Trost – nur das stille Wissen, dass er überdauern würde. Länger als Könige, länger als Reiche.

„Ich warte," flüsterte er. „So lange es sein muss."

Und der Tropfen fiel wieder.

Zwischen Göttern und Menschen

Es begann mit einem Geräusch, das kein Tropfen war. Die Tropfen waren sein Takt geworden, seine Uhr, seine Gesellschaft. Doch dies hier war anders. Ein tiefes Grollen, das nicht vom Stein kam, sondern *durch* den Stein ging. Die Runen an den Wänden flackerten, als hätte jemand sie mit Atem berührt.

Merlin hob den Kopf. „Ah," murmelte er. „Jetzt also ihr."

Die Luft wurde schwer, dick wie nasser Lehm, der sich in die Lunge setzte. Aus der Finsternis der Höhle drangen Stimmen. Zuerst eine, dann viele, dann so viele, dass sie nicht mehr zu unterscheiden waren. Manche klangen wie Donner, andere wie das Rascheln von Gras. Manche brüllten, andere flüsterten. Alle jedoch hatten den gleichen Hunger.

„Merlin," hallten sie. „Kind der Erde. Kind des Dämons. Unser Diener."

Er lachte, trocken, rostig. „Diener? Ich diene niemandem. Nicht mehr. Schon gar nicht euch."

Ein Riss tat sich auf in der Wand. Kein Stein brach, kein Spalt klaffte – es war, als sei die Höhle plötzlich tiefer geworden, als wäre dahinter ein Raum, der nie da war. Aus dem Riss trat Licht. Nicht hell, nicht warm, sondern von der Art, die nicht fragt, ob man es erträgt.

Gestalten traten hervor. Nicht Menschen. Nicht Tiere. Etwas dazwischen.

Die erste war hoch, aus Sturm gemacht. Ihr Körper war Wolke, ihre Augen Blitze, und ihre Stimme war Wind, der in Schluchten schreit. „Ich bin der Sturm," donnerte sie. „Dein Atem war immer meiner. Dein Zorn, dein Zauber – alles ist mein Erbe. Du bist mein Werkzeug."

Merlin sah sie an, gähnte beinahe. „Werkzeug? Ich habe dich hundertmal gerufen und wieder schlafen geschickt. Was für ein Gott lässt sich von einem alten Mann wie mir so leicht an- und ausschalten?“

Die Gestalt zuckte, der Donner verklang, und sie löste sich im Nebel auf.

Die nächste trat hervor, schwer wie Berg. Haut aus Granit, Augen tief wie Höhlen, eine Stimme, die nach Felsbrocken schmeckte. „Ich bin die Erde,“ dröhnte sie. „Dein Körper ist mein Staub. Dein Knochen mein Gestein. Ohne mich bist du nichts. Knie nieder.“

Merlin lächelte schief. „Ich habe auf dir geschlafen, ich habe in dir gegraben, ich habe deinen Lehm zu Mauern geformt. Wenn du allmächtig bist, bist du verdammt nützlich für Sterbliche, die Häuser bauen müssen.“

Die Erde schwieg, brummte nur noch leise, bis sie sich wieder zurückzog.

Eine dritte kam. Feuer. Züngelnde Flammen, die ein Gesicht formten, das nie gleich blieb. „Ich bin die Glut,“ zischte sie. „Du hast mich in deinen Ritualen gebraucht, in jedem Opfer, in jeder Fackel. Ich habe dich groß gemacht.“

Merlin hustete, der Rauch brannte in seiner Kehle. „Du hast mich nur gewärmt, wenn die Nächte kalt waren. Groß gemacht hat mich niemand – nicht mal ich selbst. Verschwinde.“

Das Feuer fauchte, zischte, verging.

Schließlich kam der Fluss. Wasser, das in einer Gestalt stand, Haut aus Wellen, Augen aus Tiefe. „Ich bin der Fluss,“ grollte er. „Ich habe dein Schwert genommen. Ich trug deinen König fort. Ich trage dich fort, ob du willst oder nicht. Alles, was lebt, kehrt zu mir zurück.“

Merlin nickte. „Ja. Du warst der Einzige, der nie log. Du nimmst, du gibst, du fließt. Aber du brauchst mich nicht – und ich brauche dich nicht mehr. Geh weiter, Fluss, es gibt genug, die dich trinken müssen.“

Der Fluss zog sich zurück, rauschte nur noch im Hintergrund, als sei er beleidigt.

Die Stimmen wurden still. Der Riss in der Wand blieb, doch keine Gestalt trat mehr hervor. Nur das Echo hing in der Luft, als ob die Götter selbst überrascht wären, dass er ihnen nicht gehorchte.

Merlin lehnte den Kopf zurück, atmete schwer, lächelte müde. „Also das seid ihr. Sturm, Erde, Feuer, Fluss. Mächte, die sich für Götter halten, aber nichts weiter sind als Spiegel unserer eigenen Not. Ihr wollt Opfer, Lieder, Blut – genau wie Könige. Ihr seid nicht mehr als Menschen mit größerem Hunger.“

Die Höhle bebte, als würde sie ihm widersprechen. Doch er schloss die Augen und sprach leise: „Und trotzdem – ohne die Menschen seid ihr gar nichts. Ein Gott ohne Zeugen ist nur Wind. Und die Menschen… sie tragen euch nicht, weil ihr groß seid. Sie tragen euch, weil sie klein sind. Und ich – ich stehe dazwischen.“

Die Ketten summten. Die Runen glühten. Und die Stimmen verstummten.

Nachdem die Gestalten verschwunden waren, blieb die Höhle still. Doch das Licht im Riss war nicht erloschen. Es flackerte, als wartete noch etwas – nicht laut, nicht drohend, sondern leise, beinahe schüchtern.

Merlin blinzelte. Aus dem Licht lösten sich Bilder. Keine Götter diesmal. Keine Sturmleiber, keine Flammenzungen. Menschen.

Die erste war eine Frau, jung, mit einem Tuch um die Schultern, ein Kind auf dem Arm. Ihr Gesicht war müde, eingefallen, aber ihre Augen waren klar. Sie wiegte das Kind, murmelte Worte, die Merlin nicht verstand, und lachte plötzlich leise, als das Kleine nach ihrem Haar griff.

„Das," murmelte er, „ist größer als ihr alle. Mehr Gott in einem Lächeln als in tausend Blitzen."

Die Frau verschwand.

Die nächste war ein alter Bauer. Krumm, die Hände voller Schwielen, den Rücken vom Pflug gebeugt. Er stand auf einem Feld, das mehr Steine als Korn hatte, schwitzte, fluchte, hielt aber nicht inne. Er zog weiter, ein Pflug gegen eine Erde, die nicht geben wollte.

Merlin sah zu, atmete schwer. „Ja," sagte er. „Du bist der Sturm und die Erde zugleich. Du kämpfst, du gibst nicht auf. Kein Lied, keine Krone. Nur der Wille, weiterzumachen. Wenn jemand ein Reich trägt, dann du."

Der Bauer verblasste.

Dann kam ein Mädchen. Barfuß, kaum älter als zwölf. In den Händen hielt sie eine Kerze. Das Wachs tropfte über ihre Finger, brannte sie, und trotzdem hielt sie sie fest, mit Augen so ernst, als hinge die Welt von diesem kleinen Licht ab.

Merlin starrte lange. „Das ist Feuer," flüsterte er. „Das ist Glut. Aber nicht eure. Nicht die, die fordert und frisst. Das hier ist die Flamme, die hält, auch wenn sie wehtut. Das hier ist das wahre Feuer."

Das Mädchen blies die Kerze aus, und der Rauch stieg wie Weihrauch in die Höhle. Dann verschwand auch sie.

Merlin senkte den Kopf, die Augen geschlossen. „Da sind sie," murmelte er. „Die wahren Götter. Keine Wolken, keine Flüsse, keine Flammen. Nur Menschen, die weiterleben, obwohl alles gegen sie steht. Ihr da oben – Sturm, Erde, Feuer, Wasser – ihr seid nur Spiegel. Aber sie… sie sind das Bild."

Die Runen flackerten, als hätten sie verstanden.

„Und ich," sagte Merlin, „bin der dazwischen. Nicht Gott, nicht Mensch. Nur der, der beide Seiten kennt. Vielleicht ist das genug. Vielleicht ist das alles."

Er lachte leise, müde, aber aufrichtig.

Das Licht im Riss flackerte stärker, hart, zornig. Die Höhle bebte, Staub rieselte von der Decke. Die Stimmen kehrten zurück – lauter, schärfer als zuvor, ein Chor, der Donner und Sturm zugleich war.

„Du wagst es," fauchten sie, „uns zu verhöhnen? Uns, die dich geboren, die dich geformt haben? Du bist unser Werkzeug, Merlin! Dein Blut gehört uns, dein Atem ist unser Geschenk!"

Merlin lachte, ein trockenes, kehliges Lachen, das selbst die Runen erzittern ließ. „Geschenk? Ihr habt mir nichts gegeben, was nicht auch verflucht war. Ihr habt mir Dämon im Blut, Erde im Knochen, Wind im Atem – und ich habe damit getan, was ich wollte. Ich habe euch nicht gedient, ich habe euch benutzt."

Die Stimmen schwollen an, als wollten sie ihn zerreißen. „Du bist nichts ohne uns!"

Merlin hob den Kopf, die Augen glänzten, obwohl er gefesselt blieb. „Und ihr seid nichts ohne die Menschen. Ohne ihre Lieder, ohne ihre Angst, ohne ihre Opfer seid ihr nur Sturm ohne Himmel, Feuer ohne Holz, Fluss ohne Quelle. Ihr seid Spiegel. Nichts mehr."

Die Luft wurde heiß. Das Feuer zischte, die Erde rumpelte, der Fluss rauschte, der Sturm heulte. Alle versuchten, ihn niederzuschreien. Doch Merlin sprach weiter, laut, klar, fast triumphierend:

„Ich habe euch gesehen in eurer Größe und eurer Kleinheit. Ihr seid nicht die Schöpfer, ihr seid die Folgen. Die Menschen machen euch, nicht umgekehrt! Ihr lebt nur, weil sie an euch glauben. Ihr sterbt, wenn sie euch vergessen. Ich aber – ich erinnere. Ich bin Zeuge. Ich bin Brücke. Ich stehe zwischen euch und ihnen. Und das, ihr verdammten Götter, macht mich stärker, als ihr es je sein könnt."

Die Höhle erzitterte. Für einen Augenblick war es, als wollte sie in sich zusammenfallen, als wollten Sturm, Erde, Feuer und Fluss ihn zermahlen. Doch dann – Stille. Ein Vakuum, so tief, dass sein Herz zu stocken schien.

Und dann, fast widerwillig, erklang eine einzelne Stimme, die sich von den anderen löste: „Vielleicht… bist du wirklich der Dazwischen. Aber vergiss nicht, Merlin: Wer zwischen zwei Welten steht, gehört zu keiner. Dein Platz wird immer Einsamkeit sein."

Merlin atmete schwer, lächelte schmal. „Das weiß ich längst. Ich war nie König. Nie Gott. Nie Vater. Ich war immer nur der, der die Wege zeigte – und den keiner folgen wollte. Aber Einsamkeit ist mir lieber als Knechtschaft."

Das Licht im Riss flackerte einmal, zweimal – und erlosch. Die Stimmen fielen zurück in die Tiefe, dumpf, widerhallend, bis nur noch der Tropfen blieb.

Merlin senkte den Kopf, die Ketten summten leise. „Also gut," murmelte er. „Ich bin euer Zeuge. Und ihr bleibt mein Spott. Damit können wir leben."

Er schloss die Augen. Die Höhle schwieg, aber diesmal war das Schweigen kein Gewicht. Es war ein Raum, den er selbst gefüllt hatte.

Die Stille, die folgte, war tiefer als jede Stille zuvor. Kein Tropfen fiel. Keine Rune glühte. Es war, als hätte die Höhle den Atem angehalten, als lausche sie auf etwas, das noch kommen musste.

Merlin blieb reglos, die Stirn gegen den Stein gelehnt. Er wartete, bis seine Gedanken still wurden, bis selbst der Zorn verrauscht war. Und dann begann es – nicht mit Donner, nicht mit Feuer, sondern mit einem Flüstern.

Bilder flackerten vor seinen Augen. Keine Götter diesmal, keine Schatten der Vergangenheit. Menschen.

Er sah einen Schmied, der in einer rußigen Hütte Eisen hämmerte, während draußen Regen auf das Dach schlug. Keine Heldenrüstung, kein Schwert für Könige – nur ein Pflug, für ein Feld, das bestellt werden musste. Der Schmied schwitzte, sang leise vor sich hin, während das Eisen glühte.

Dann sah er eine Frau am Herd. Ihre Hände waren aufgerissen vom Holz, das sie trug, ihre Augen müde, aber ihr Lächeln warm, als sie den Kindern Brot reichte, das sie mühsam gebacken hatte.

Und dann ein Junge, barfuß, der in einer Gasse eine Kerze trug. Er hielt sie hoch, obwohl der Wind sie fast ausblies, und schützte die Flamme mit beiden Händen, entschlossen, sie nicht sterben zu lassen.

Merlin sah sie alle und verstand. „Ihr seid die Zukunft," murmelte er. „Nicht Könige. Nicht Schwerter. Nicht Götter. Ihr. Der Schmied mit seiner Arbeit, die Mutter mit ihrem Brot, das Kind mit seiner Kerze. Ihr seid das, wofür es sich lohnt zu warten."

Die Visionen blieben, einen Augenblick länger, dann verblassten sie wie Rauch.

Er atmete tief. „Also gut," sagte er. „Ich bleibe. Ich warte. Jahr um Jahr, Jahrhundert um Jahrhundert. Und wenn die Welt mich wieder braucht – nicht für Könige, nicht für Kriege, sondern für euch – dann werde ich da sein."

Die Ketten summten, diesmal leise, fast sanft, als hätten sie sich mit seinem Schwur abgefunden.

Merlin schloss die Augen, lehnte den Kopf zurück und lächelte müde. „Zwischen Göttern und Menschen," flüsterte er, „ist kein schlechter Platz. Wenn man weiß, warum."

Das Schweigen der Steine

Es gab keinen Tropfen mehr. Kein Summen der Runen. Kein Flüstern von Göttern. Die Höhle war so still, dass selbst sein Atem wie ein Eindringling klang. Merlin öffnete die Augen, lauschte, wartete – nichts. Nur die Stille.

Sie war nicht leer, diese Stille. Sie war schwer. Dick wie ein alter Mantel, den man nicht abstreifen kann. Er versuchte, den Kopf zu bewegen, doch das Knacken seiner Gelenke brach die Ruhe wie ein Verbrechen. Er wagte kaum, noch einmal zu atmen.

„Also das ist es," murmelte er, die Stimme brüchig. „So klingt das Ende der Welt."

Aber die Welt war nicht zu Ende. Sie schwieg nur.

Die Steine ringsum schimmerten schwach, doch nicht wie zuvor. Keine Runen flackerten, kein Zauber drängte sich auf. Sie waren einfach da – kalt, unbeweglich, gleichgültig. Und doch spürte er etwas: ein Gewicht, das älter war als jede Erinnerung.

Merlin legte die Stirn gegen den Fels. Er erwartete Kälte, aber er spürte Wärme. Keine freundliche, keine tröstende – die Wärme von etwas, das seit Jahrtausenden dasselbe tut: sein Gewicht tragen, nichts mehr.

„Ihr seid die Geduldigsten," flüsterte er. „Ihr redet nicht, ihr fragt nicht, ihr wartet nur. Länger als alle Könige, länger als alle Kriege. Ihr wart hier, als noch niemand Namen hatte. Ihr werdet hier sein, wenn die letzten vergessen sind."

Er schloss die Augen, und da kamen die Bilder. Keine Visionen von Göttern, keine Schatten von Menschen – Bilder, die aus dem Stein selbst krochen.

Er sah Druiden, die bei Nacht zwischen den Monolithen standen, Fackeln in den Händen, Stimmen wie Donner, als sie den Himmel anriefen. Er sah Opfer gebracht werden, Blut, das in die Erde rann, und den Stein, der es trank, ohne sich zu regen. Er sah Krieger, die ihre Schwerter gegen die Steine schlugen, als wollten sie sie zu Waffen machen – und die Steine blieben ungerührt.

Er sah Kinder, die spielten, an den Steinen lehnten, auf ihnen kletterten – und die Steine behielten ihr Schweigen.

Jahrhunderte zogen vorbei, Schlachten, Stürme, Seuchen, Lieder – und die Steine blieben.

Merlin atmete schwer. „Ihr seid die wahren Zeugen," sagte er leise. „Nicht ich. Nicht die Lieder. Nicht die Götter. Ihr."

Die Steine antworteten nicht. Aber er hörte etwas – keine Worte, keine Stimmen. Ein Gewicht, ein Druck, der nicht von außen kam, sondern von innen. Ein Wissen: *Wir bestehen. Wir erinnern. Mehr braucht es nicht.*

Er lächelte schmal. „Ihr habt recht. Alles andere ist nur Lärm."

Die Ketten summten schwach, doch selbst sie schienen stiller zu werden, als hätten auch sie Respekt vor der Macht des Schweigens. Merlin lehnte den Kopf zurück, schloss die Augen.

Er begriff: Wenn er jemals wieder frei sein würde, dann nicht, weil er die Götter besiegt hätte. Sondern weil die Steine es erlaubten. Weil sie eines Tages genug gesehen hätten und ihn entließen – nicht aus Gnade, sondern weil es Zeit war.

Bis dahin aber würde er bleiben. Schweigen. Lauschen.

Merlin hielt die Augen geschlossen, doch die Dunkelheit war kein Ende. Sie war ein Vorhang, hinter dem Bilder auftauchten, schwer, langsam, wie in Stein gemeißelt. Nicht Träume, nicht Göttervisionen – Erinnerungen.

Die Steine begannen zu erzählen. Nicht mit Stimmen, nicht mit Worten, sondern mit Gewicht.

Er sah Männer und Frauen, die vor tausend Jahren in Kreisen standen. Sie waren nackt, ihre Körper bemalt mit Zeichen, die selbst älter waren als die Druiden. Ihre Gesichter waren ernst, ihre Augen glühten im Schein des Feuers. Sie sangen, aber die Steine hörten nicht den Klang, sondern das Dröhnen ihrer Schritte, als sie im Rhythmus auf die Erde stampften.

Dann wechselte das Bild. Krieger zogen an den Steinen vorbei, ihre Schilde zerbeult, ihre Speere blutig. Sie riefen den Himmel an, baten um Sieg, und manche schlugen ihre Schwerter an die Monolithen, bis Funken sprangen. Die Steine nahmen die Schläge hin, unbewegt, ungerührt.

Ein König wurde gekrönt zwischen den Steinen, gekleidet in Gold, umringt von Kriegern und Priestern. Er versprach Ewigkeit. Wenige Atemzüge später – in der Sprache der Steine – sah Merlin dieselben Kronen im Schlamm, vergessen, verrostet.

Merlin atmete flach, das Herz schwer. „Ihr bewahrt alles," murmelte er. „Den Gesang, das Blut, die Krone. Und ihr lacht nicht, ihr richtet nicht. Ihr haltet nur fest."

Die Bilder wechselten weiter. Kinder spielten, kletterten auf den Steinen, ritzen ihre Namen hinein, lachten, rannten davon. Jahrhunderte später waren die Namen noch da, vom Regen halb verwischt, aber nicht verschwunden. Die Steine hatten sie behalten – nicht weil sie wichtig waren, sondern weil sie geschehen waren.

Er sah Bauern, die an den Steinen Rast machten, ihr Brot aßen, ihre Kinder stillten. Keine Rituale, keine Kriege – nur Alltag. Und die Steine bewahrten auch das.

„Ihr unterscheidet nicht," flüsterte Merlin. „Held oder Kind, König oder Bauer – für euch ist alles gleich schwer. Alles gleich wert."

Die Steine schwiegen, aber in ihrem Schweigen lag Zustimmung.

Dann zeigten sie ihm sich selbst. Nicht jetzt, nicht in der Höhle, sondern früher: den jungen Merlin, wie er durch Brocéliande ging, wie er die Sterne studierte, wie er zu Steinen sprach und glaubte, sie antworteten. Sie hatten ihn gesehen, wie er Arthur zum König machte, wie er Lügen in Prophezeiungen kleidete, wie er Tränen im Verborgenen vergoss.

Und auch das bewahrten sie. Ohne Urteil. Ohne Trost. Nur Erinnerung.

Merlin schloss die Augen fester, die Stirn gegen den Stein gedrückt. „Ich bin nicht mehr als ein Atemzug in euch," flüsterte er. „Und doch – wenn ich gehe, tragt ihr mich. Nicht die Götter, nicht die Lieder. Ihr."

Zum ersten Mal seit langem empfand er so etwas wie Demut. Nicht das erzwungene Niederknien vor einer Macht, die droht, sondern das stille Anerkennen, dass etwas größer ist als er, und dass es keine Beweise braucht.

Merlin legte beide Hände gegen die Wand, so weit die Ketten es zuließen. Der Stein war kalt, rissig, rau. Keine Wärme, kein Puls, kein Atem. Nur Härte.

„Ich habe mit Königen geredet," flüsterte er. „Mit Göttern, mit Geistern, mit Schatten. Alle wollten etwas. Blut, Gehorsam, Lieder. Aber ihr… ihr wollt nichts. Ihr seid einfach da."

Die Steine gaben keine Antwort. Doch genau darin lag eine Art von Antwort.

Merlin schloss die Augen, atmete schwer. „Ich könnte euch bitten, mich zu lösen. Aber das würde nichts ändern. Ihr lasst niemanden frei. Ihr bewahrt. Das ist euer Handwerk. Und mein Fehler war, zu glauben, dass ich mehr sei als ihr."

Seine Stirn ruhte gegen den Fels. Das Schweigen kroch tiefer in ihn hinein, bis er den Eindruck hatte, nicht in einer Höhle zu sitzen, sondern *selbst* aus Stein zu sein – ein Block, in den nichts hinein- und nichts hinausdrang.

Nach einer Weile begann er zu reden. Nicht wie ein Bittsteller, nicht wie ein Prophet, sondern wie ein Erzähler am Feuer.

„Ihr habt gesehen, wie Arthur das Schwert zog. Ihr habt gesehen, wie er fiel. Ihr habt die Schreie gehört, die Krönungen, die Gebete. Und ihr habt nichts gesagt. Also sage ich es für euch."

Er sprach weiter, Stunde um Stunde, vielleicht auch Tage. Er erzählte den Steinen, was sie gesehen hatten, aber nie ausgesprochen: wie die Kinder spielten, wie die Krieger starben, wie die Frauen weinten, wie die Felder brannten. Seine Worte waren nicht Zauber, nicht Macht – sie waren Übersetzung.

Und während er sprach, merkte er, dass er leichter wurde. Nicht weil die Ketten schwanden, sondern weil er verstand.

„Das ist es also," murmelte er schließlich, die Stimme rau. „Ihr bewahrt. Ich erzähle. Ohne euch wäre ich leer. Ohne mich bleibt ihr stumm. Zusammen – sind wir Geschichte."

Die Steine schwiegen weiter. Aber diesmal fühlte er in ihrem Schweigen kein Gewicht, sondern Anerkennung. Kein Applaus, kein Jubel. Nur die stille Bestätigung, dass er begriffen hatte.

Er lehnte sich zurück, das Gesicht erschöpft, die Augen halb geschlossen. „Dann schweigt weiter," sagte er leise. „Ich spreche für uns beide, solange ich atme. Und wenn ich eines Tages verstumme, dann tragt ihr mich in eurem Schweigen weiter."

Die Tropfen setzten wieder ein. Gleichmäßig. Langsam. Der Rhythmus war zurück.

Merlin lächelte schwach. „Gut," flüsterte er. „Das reicht."

Merlin saß still. Das Reden hatte ihn leer gemacht, als hätte er all seine Atemzüge in die Höhle hineingeschickt und nur noch einen schwachen Rest für sich behalten. Doch statt Schwäche fühlte er etwas anderes: Ruhe.

Er legte die Hände wieder auf den Fels, die Stirn dazu. Der Stein vibrierte nicht, er leuchtete nicht, er tat gar nichts. Aber gerade dieses Nichts begann, ihn aufzusaugen.

Er hörte seinen Atem nicht mehr. Er spürte den Herzschlag kaum. Die Grenze zwischen seiner Haut und der Wand verwischte. Erst an den Händen, dann an der Stirn, schließlich in den Schultern. Er konnte nicht mehr sagen, wo er endete und der Stein begann.

„Vielleicht," dachte er, „ist das das Geheimnis: Man wird nicht frei, indem man sich löst, sondern indem man eins wird mit dem, was fesselt."

Er fiel in eine Art Trance. Keine Bilder, keine Visionen, nur Gewicht. Er war schwer wie der Fels, kalt wie der Fels, still wie der Fels. Er sah die Jahrhunderte durch sich hindurchfließen – Regen, Sturm, Sonne, Schnee. Er spürte, wie Zeit nicht mehr zählte.

Die Ketten waren noch da, doch sie waren wie Wurzeln, die ihn nicht banden, sondern verankerten.

Ein Gedanke flackerte kurz auf: *Vielleicht bleibe ich hier für immer. Vielleicht ist das kein Gefängnis, sondern ein Grab, das lebt.*

Doch statt Angst empfand er Gelassenheit.

Die Runen um ihn flimmerten schwach, als wollten sie sagen: Du bist auf dem Weg. Nicht zum Ende, sondern zum Kern.

Merlin lächelte im Dunkeln, ein Lächeln, das niemand sah. „Wenn das mein Schicksal ist," flüsterte er, „dann werde ich nicht schreien. Ich werde warten, ich werde hören, und wenn jemand meine Stimme braucht, werde ich durch den Stein sprechen."

Der Tropfen fiel. Gleichmäßig. Hart. Lauter als je zuvor. Doch diesmal war es kein Störgeräusch. Es war ein Herzschlag. Der Herzschlag des Steins.

Und Merlin merkte, dass er im selben Takt schlug.

Der Stein nahm ihn auf wie Wasser einen Tropfen. Kein Widerstand, kein Riss, kein Schmerz. Er wurde nicht verschluckt – er wurde durchlässig. Fleisch, Atem, Blut: alles klanglos, alles geborgen im Schweigen.

Und dann kamen die Bilder. Nicht so schnell und grell wie Göttervisionen, nicht so scharf wie Träume, sondern schwer und langsam, wie wenn Jahrhunderte in einen einzigen Atemzug gepresst werden.

Er sah Reiche, die noch nicht geboren waren. Türme, höher als jeder Baum, aus Stein und Eisen, die in den Himmel griffen. Er hörte Sprachen, die er nie gekannt hatte, voller scharfer Laute und fremder Musik.

Er sah Kriege, groß wie Stürme, Feuer, das Städte fraß, größer als Camelot je gewesen war. Doch er sah auch Kinder, die lachten, Mütter, die Brot buken, Bauern, die auf neuen Feldern pflügten – nicht anders als die, die er schon kannte.

Die Steine zeigten ihm, dass die Welt weiterging. Immer. Egal, wer starb. Egal, welcher König fiel.

Und dann, zwischen all den Bildern, sah er *sich selbst*. Nicht jung, nicht alt – nur eine Gestalt im Schatten, ein Zauberer, der immer wieder erschien. Mal mit Stab, mal mit Buch, mal mit nichts als seiner Stimme. Immer da, wenn die Menschen sich erinnerten.

„Also so ist es," murmelte er. „Ich bin kein König, kein Held, kein Gott. Ich bin Erinnerung. Nicht mehr, nicht weniger."

Die Steine antworteten nicht, aber sie hielten das Bild fest – und er wusste: Es war wahr.

Eine letzte Vision kam, heller als die anderen. Ein Kreis aus Menschen, irgendwo weit in der Zukunft. Sie erzählten sich Geschichten. Einer sprach seinen Namen. „Merlin." Die Kinder lachten, die Alten nickten, und die Flamme einer Kerze zitterte dabei, als hätte sie verstanden.

Merlin schloss die Augen, Tränen stiegen auf, salzig, schwer. „Dann lohnt es sich," flüsterte er. „Wenn sie mich noch kennen, wenn sie mich noch erzählen… dann lohnt sich das Warten."

Langsam verblassten die Bilder. Zurück blieb nur der Stein. Schwer. Still. Geduldig.

Merlin atmete tief, legte den Kopf zurück. „Gut," sagte er leise. „Zeigt mir alles, was ihr wollt. Ich werde es tragen. Ich bin euer Mund, und ihr seid mein Herz."

Der Tropfen fiel. Wieder. Gleichmäßig. Hart. Und diesmal klang er wie Ewigkeit.

Merlins Atem kehrte zurück wie nach einem langen Tauchgang. Erst flach, stoßweise, dann tiefer, rauer, als müssten die Lungen das Atmen neu lernen. Der Fels ließ ihn los – nicht weil er ihn ausspuckte, sondern weil er ihn nicht mehr ganz hielt. Er war beides: Mensch und Stein.

Die Runen glimmten schwach, wie Glut nach einem Brand. Kein Feuer, kein Zorn, nur Restwärme. Der Tropfen fiel wieder regelmäßig, und jeder Schlag klang wie ein Uhrschlag, der ihm sagte: *Du bist zurück.*

Merlin öffnete die Augen. Die Höhle war dieselbe, die Ketten dieselben. Aber er selbst war nicht mehr derselbe. Er fühlte keine Rebellion mehr gegen die Fesseln. Keine Wut. Nur Klarheit.

„Ich habe es verstanden," murmelte er. „Ich bin nicht hier, um frei zu sein. Ich bin hier, um zu warten. Ich bin die Stimme für das, was schweigt. Und wenn die Welt mich ruft, werde ich sprechen."

Er lehnte den Kopf gegen den Stein. Sein Körper war erschöpft, schwer wie ein Sack voller Knochen. Aber sein Geist war ruhig. Kein Zorn mehr auf Nimue, keine Fragen mehr an Arthur, keine Anklagen an die Götter. Alles, was blieb, war das Schweigen – und die Gewissheit, dass er es tragen konnte.

„Zwischen Göttern und Menschen," sagte er leise. „Zwischen Schatten und Stein. Das ist mein Platz."

Die Ketten summten, nicht feindlich, sondern wie Saiten, die eine Melodie halten. Sie banden ihn, ja. Aber sie gaben ihm auch Halt.

Die Höhle atmete nicht. Sie sprach nicht. Aber in ihrer Stille lag Zustimmung.

Merlin schloss die Augen, ein müdes Lächeln auf den Lippen. „Dann schweigt weiter," flüsterte er. „Ich lausche."

Und zum ersten Mal seit langer Zeit fühlte er keine Einsamkeit. Nur das Schweigen der Steine.

Die Stunden verloren sich. Vielleicht waren es Tage, vielleicht Jahre – für Merlin machte es keinen Unterschied mehr. Die Tropfen fielen, und er hörte sie nicht als Wasser, sondern als Silben einer Sprache, die nur Steine kennen.

Sein Atem ging ruhig. Kein Ringen, kein Widerstand. Der Körper war alt, gebrochen, angekettet – doch der Geist war weit, hell, scharf wie nie.

Und in der Stille, die keine Leere war, sprach er. Nicht mit der Stimme, nicht mit den Lippen – sondern mit dem, was blieb, wenn selbst Atem und Fleisch verstummen.

Eines Tages werdet ihr kommen.
Ihr, die ihr sucht.
Ihr, die ihr glaubt.
Ihr, die ihr die Steine berührt und das Schweigen brechen wollt.
Dann werde ich da sein.

Die Runen flackerten einmal auf, als hätte der Fels selbst den Schwur in sich eingebrannt. Kein Donner, keine Götter, kein Licht. Nur das stille, unbeugsame Versprechen, das tiefer hielt als jede Magie.

Merlin lächelte schwach, seine Augen halb geschlossen. „Dann ist es beschlossen," murmelte er. „Ich bin Schweigen. Ich bin Erinnerung. Und wenn sie mich brauchen, werde ich sprechen."

Die Tropfen fielen weiter. Gleichmäßig. Endlos.
Und das Schweigen der Steine bewahrte ihn – so wie es Könige, Kriege und Kinder bewahrt hatte.

Merlin schlief nicht. Er wartete.

Der Zauberer zwischen den Welten

Die Höhle war dieselbe – Ketten, Stein, Tropfen. Und doch war sie es nicht. Etwas hatte sich verschoben, nicht im Gestein, nicht im Wasser, sondern in ihm. Die Grenze, die ihn bisher von allem trennte – von den Toten, den Göttern, den Schatten – war dünn geworden. Dünner als Nebel. Dünner als Atem.

Merlin öffnete die Augen, und es war, als blickte er nicht nur in die Höhle, sondern zugleich in tausend andere Räume. Er sah Felder, auf denen Bauern Pflüge führten. Er sah Könige auf Thronen, die bald zu Staub zerfielen. Er sah Kinder, die lachten, Götter, die brüllten, Flüsse, die rauschten, und Steine, die schwiegen. Alles zur gleichen Zeit, alles im selben Atemzug.

Er atmete ein – und hörte die Stimmen der Götter in seinem Brustkorb.
Er atmete aus – und fühlte die Hände der Menschen an seinem Herz.
Er schlug die Augen nieder – und sah die Schatten der Gefallenen.
Er legte die Stirn gegen den Stein – und wurde zum Gedächtnis der Erde.

„Also das ist es," murmelte er, ein heiseres, trockenes Lachen in der Kehle. „Ich habe mich immer gefragt, wo ich hingehöre. Antwort: nirgendwo. Und überall."

Die Ketten summten leise, nicht wie Fesseln, sondern wie Saiten. Und er verstand: Sie hielten ihn nicht nur fest – sie verbanden ihn. In jede Richtung. In die Welt der Lebenden, in die Welt der Toten, in die Stille der Steine, in das Gekreisch der Götter. Er war nicht Gefangener, er war Knoten.

Er erinnerte sich an den Jungen aus dem Nebel, barfuß, ängstlich, hungrig, neugierig. Er erinnerte sich an den Magier, der Arthur ins Licht führte. An den alten Mann, der in der Höhle auf sein Ende wartete. Alle waren er. Alle waren da. Und keiner war vollständig.

Jetzt aber spürte er die Einheit: Mensch und Dämon, Erde und Himmel, Leben und Schatten. Nicht gereinigt, nicht geheilt – nur zusammengenommen.

„Merlin," flüsterte er zu sich selbst. „Kein König. Kein Gott. Kein Heiliger. Nur der, der zwischen ihnen allen sitzt und zusieht."

Die Tropfen fielen. Doch diesmal hörte er sie nicht nur. Er verstand sie. Jeder Tropfen war eine Geschichte. Jeder Schlag war ein Name. Manche hatte er gekannt, manche noch nicht. Manche waren vergangen, manche würden erst kommen.

Er lachte wieder, ein bitteres, schönes Lachen. „Ich sitze hier in Ketten und höre die ganze verdammte Welt tropfen. Und sie nennen mich Zauberer."

Doch im selben Atemzug wusste er: Das war wahr. Nicht, weil er Hexerei sprach, nicht, weil er Wunder tat. Sondern weil er der Einzige war, der das Schweigen hören und in Worte übersetzen konnte.

Er legte die Hände an den Stein, atmete tief.
„Dann sei es so," sagte er. „Ich bin der Dazwischen. Ich bin der Faden, der sie verbindet. Wenn die Menschen euch Götter vergessen, spreche ich. Wenn die Götter die Menschen verachten, spreche ich. Wenn die Schatten sie schrecken und die Steine sie zum Schweigen bringen – spreche ich. Nicht als Herr, nicht als Diener. Nur als Stimme."

Die Ketten summten stärker, und er fühlte sie in seiner Haut, in seinen Knochen. Er hatte keine Angst mehr.

Er schloss die Augen. Alles floss ineinander: König und Bauer, Gott und Fluss, Schatten und Licht, Stein und Atem.

Und mitten darin saß er. Nicht König. Nicht Priester. Nicht Gott.

Der Zauberer zwischen den Welten.

Er hätte jetzt feierlich sein können. Die Lage verlangte es fast: letzter Akt, letzter Atem, letzte Einsicht. Stattdessen grinste Merlin – dieses schiefe, alte Grinsen, das schon vor drei Königsmorden alt gewesen war – und dachte daran, wie die Welt ihn erzählen würde.

„Na los," murmelte er, „macht mich groß."

Er sah sie vor sich, die künftigen Stimmen. Zuerst die Barden in verräucherten Schenken, die Harfen schief gestimmt, das Bier wässrig, die Taschen leer. Sie würden aus seinem Leben ein Feuerwerk machen, weil ein Funke mehr Lohn bringt als eine Wahrheit. In ihren Liedern würde er Stürme mit einem Fingerschnipsen rufen (er hatte eher mit kalten Füßen und schlechten Stiefeln zu tun), und die Sterne würden ihm wie Hühnergrütze aus der Hand picken (in Wirklichkeit pickten Raben seine Vorräte). Sie würden behaupten, er habe Drachen an Bartflechten geführt, Könige aus Eiern gezogen, Priester in Kröten verwandelt. Er schnaubte. „Wenn ich Priester in Kröten verwandeln könnte, gäbe es weniger Kröten."

Nach den Barden kämen die Mönche. Tinte, Pergament, frommer Ernst. Sie würden sein Leben in Linien pressen, schön ordentlich, mit Kapitälchen und Marginalien. Überall Fußnoten: *cf. Prophet X; siehe auch Wunder Y.* Sie würden das, was schmutzig war, was nach Schweiß roch und nach Wein, was nach Frauen und nach Angst roch, auswaschen, bis nur noch ein Heiliger blieb, mager wie ein Fastentag. „Ich danke euch," murmelte er und verzog den Mund, „aber ich habe schon genug geblutet. Ihr müsst nicht noch die Farbe aus mir ziehen."

Dann kämen die Alchemisten und Hofgelehrten, mit Gerätschaften, die blinkten, und Begriffen, die klangen, als seien sie Zauberworte, dabei waren es nur Ausreden. Sie würden seine Taten in Systeme packen, auf Diagramme malen, in Kreise und Dreiecke und hübsche Ordnung. Manche würden ihn zum Dämon machen, andere zum Engel der Ratio. „Nett," sagte er in die Höhle, „ich passe in jeden Käfig, solange er hübsch genug lackiert ist."

Und schließlich das Volk, das an langen Winterabenden Holz nachlegte und Kindern Geschichten erzählte, damit sie nicht an Hunger starben. Hier lag die eigentliche Gefahr, dachte Merlin – und das eigentliche Heil. Denn das Volk log besser als Barden, sauberer als Mönche, wärmer als Gelehrte. Es log aus Liebe. Aus Not. Es machte aus ihm den Großvater der Wunder, den Alten mit dem Stock, der immer im richtigen Moment erschien; den verschrobenen Kauz, der Kinder rettete und Könige beschimpfte; den Trinker, der mit Raben sprach; den Narren, der die Wahrheit sagte, weil er zu müde war zu lügen.

„Das ist die hübscheste Lüge," sagte er zärtlich. „Behaltet sie."

Er stellte sich vor, wie die Jahrhunderte ihn anziehen würden – wie eine Wachsfigur, die man jedes Fest anders schmückt. Ein spitzer Hut, mit Sternen bestickt. Ein Stab, groß wie eine Fahnenstange. Ein Bart bis zum Gürtel, damit Kinder ihn weit über den Platz hinweg wiedererkennen können. „Der Bart ist praktisch," gab er zu. „Er fängt Krümel."

Und irgendwo, dachte er, würde ein Theatermann ihm die Sätze in den Mund legen, die er nie gesagt hatte: dröhnende Prophezeiungen, runde Worte, die nach Orakel klingen und eigentlich nur gutes Handwerk sind. Er sah Schullehrer, die aus ihm eine Lektion machten („Merlin lehrt

uns…“), und Prediger, die aus ihm eine Drohung machten („Merlin warnt…“), und Marktschreier, die aus ihm ein Produkt machten („Merlin in fünf einfachen Schritten“). Er lachte auf, hustete, wischte sich die Lippen. „Wenn einer ‚Merlins Geheimnisse‘ verkauft, dann ist es bestimmt mein altes Kochbuch.“

Die Ketten summten zustimmend oder nur im Takt seines Hohns.

Er dachte an die Fehler, die man ihm unterschieben würde. Man würde sagen, er habe alles gewusst – lächerlich. Er hatte geraten wie jeder andere, nur mit besseren Karten. Man würde sagen, er habe alles gelenkt – Unsinn. Er hatte Schubser verteilt und gehofft, dass niemand die Stufen hinunterfiel. Man würde sagen, er habe Camelot zerstört – als ob ein Mann ein Reich zerstören könnte, das aus tausend Hungerbäuchen und zehntausend kleinen Gierchen zusammengenagelt war. „Ich habe das Wetter angesagt,“ sagte er trocken. „Den Regen macht der Himmel selbst.“

Und doch – er widersprach sich gern – war da eine Wahrheit in den künftigen Übertreibungen. Die Lüge, wenn sie tröstet, ist manchmal wahrer als die Wahrheit, die nur friert. Wenn ein Kind leichter schläft, weil es glaubt, ein alter Zauberer wache in einer Höhle, dann hatte sein Warten Sinn. Wenn ein junger Krieger die Klinge sinken lässt, weil ihm einfällt, dass Geschichten länger leben als Siegerlisten, dann hatte sein Schweigen Gewicht. Wenn eine Mutter das Brot teilt und flüstert: *„Merlin sagt, es reicht für morgen“*, dann war das vielleicht der größte Zauber, den er je wirken würde – ohne jemals frei zu sein, ohne jemals dazuzutreten.

Er kniff die Augen zusammen, stellte sich den ersten Schreiber vor, der an einem nassen Abend über eine Zeile brütete: *„Merlin kehrt zurück, wenn das Land ihn braucht.“* Ein hübscher Satz, rund, tragbar, leicht zu merken. „Behalte ihn,“ flüsterte Merlin. „Er ist besser als ich.“

Er sah vorweg, wie man ihn zähmen würde: Hausfreund der Könige, Maskottchen der Aufrechten, Patron der Verlierer, Schreckgespenst der Amtsschimmel. Wie man ihn entfesseln würde: Sturm im Kinderbuch, Donner im Wirtshaus, Flüstern in der Kirche, Augenrollen beim Alchemisten. Er passte überall hinein und gehörte nirgendwohin. „Das ist der Trick,“ sagte er. „Wer nicht passt, hält alles zusammen.“

Ein letzter Schlenker ins Derbe, weil das Leben selten feierlich endet: „Und wenn einer von euch später behauptet, ich hätte mit einem einzigen Zauber eine ganze Armee in Hasen verwandelt – dann soll er gefälligst dazusagen, wer die Hasen wieder eingefangen hat. Ich nicht.“

Er lachte, was in der Höhle wie ein Husten klang und doch ein Lachen blieb. Der Stein nahm es auf, nicht missbilligend, eher wie ein Wirt, der den späten Gast noch ein Glas hinstellt.

„Also gut,“ sagte Merlin, und sein Ton wurde ruhig. „Macht mich größer. Schneidet mich zurecht. Flicht mir Sterne in den Hut und Dornen in den Ruf. Ich werde die Last schon tragen. Denn am Ende, hinter den Liedern und den Lügen, sitze ich immer noch hier und horche auf Tropfen. Und wenn ihr ganz leise seid, hört ihr sie auch.“

Er legte die Stirn wieder an den Fels. Die Ketten summten, die Tropfen zählten. Draußen – weit draußen, jenseits von Königreichen, Kirchen, Jahrmärkten – zündete irgendwo ein Kind eine Kerze an und hielt die Hand schützend darum.

„Siehst du," flüsterte Merlin in den Stein, „das ist meine Zielgruppe."

Dann schwieg er – nicht gekränkt, nicht feierlich, sondern heiter wie einer, der weiß, dass die Pointe sitzt und die Bühne nun dem Publikum gehört.

Die Stille kehrte zurück, aber diesmal fühlte sie sich nicht wie Gefangenschaft an. Sie war nicht das Gewicht der Steine, nicht das Dröhnen der Götter, nicht das Echo der Schatten. Es war ein Raum, in dem Worte Platz fanden – die letzten Worte, die er sagen wollte.

Merlin richtete sich auf, so weit es die Ketten erlaubten, und sprach leise, fast so, als rede er nur mit sich selbst.

„Ich verspreche euch nichts Großes. Keine Siege. Keine ewigen Reiche. Keine Wunder, die das Blut rechtfertigen. Ich bin kein Heiland."

Er atmete tief. „Aber ich verspreche euch, dass ich bleibe. Dass ich hier bin, wenn ihr mich braucht. Dass ich nicht sterbe, solange ihr meinen Namen noch flüstert, selbst wenn ihr ihn falsch ausspricht."

Sein Blick glitt zu den Runen, die matt glühten, wie Glut in kalter Asche. „Ich bin der Zauberer zwischen den Welten. Ich gehöre zu keiner, und doch halte ich beide. Ihr könnt mich ketten, ihr könnt mich vergessen, aber wenn die Nacht zu lang wird, wenn das Feuer verlischt, wenn die Geschichten schwach werden – dann hört ihr mich wieder. Nicht mit Trompeten, nicht mit Blitzen. Sondern leise, wie Tropfen in einer Höhle."

Er schwieg kurz, und ein müdes Lächeln huschte über sein Gesicht. „Das reicht. Mehr dürft ihr von keinem verlangen – nicht von Königen, nicht von Göttern, nicht von Zauberern. Dass er da ist, wenn er gebraucht wird. Alles andere ist Lüge."

Die Tropfen fielen, im gleichen Takt wie sein Herz. Ein Rhythmus, der nicht endete.

Merlin schloss die Augen. Die Ketten summten leise, als bestätigten sie den Schwur.

„Ich bleibe," flüsterte er. „Bis zum letzten Lied."

Die Tropfen zählten weiter, geduldig, unbestechlich.
Eins. Zwei. Drei.

Merlin lauschte. Jeder Schlag war wie ein Herz, das nicht nur ihm gehörte, sondern der Welt selbst. Ein Takt, der über Könige, Götter, Kriege hinausging. Der Takt der Dauer.

Er legte die Stirn an den Fels. Keine Vision mehr. Keine Stimmen. Nur Stein. Nur Schweigen. Nur Zeit.

Zum ersten Mal empfand er es nicht als Last, nicht als Prüfung, nicht als Spott. Es war… Frieden.

„So also," murmelte er, „endet es. Kein Donner, kein Feuer, kein Chor. Nur Tropfen. Nur Stein. Nur ich."
Er lächelte schmal. „Das reicht."

Die Ketten summten, wie Saiten einer Laute, die ihr letztes Lied nicht mehr spielte, sondern nur hielt.

Merlin schloss die Augen. Sein Atem wurde still. Kein Schlaf, kein Tod. Nur Warten.

Die Höhle schwieg. Die Steine hörten zu.
Und irgendwo, weit entfernt in der Zukunft, würde jemand wieder seinen Namen flüstern.

Bis dahin blieb der Zauberer zwischen den Welten.

Impressum

Dieses Buch wurde unter der
Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives (CC BY-NC-ND) Lizenz veröffentlicht.

Diese Lizenz ermöglicht es anderen, das Buch kostenlos zu nutzen und zu teilen, solange sie den Autor und die Quelle des Buches nennen und es nicht für kommerzielle Zwecke verwenden.

Autor: **Michael Lappenbusch**

Email: admin@perplex.click

Homepage: https://www.perplex.click

Erscheinungsjahr: 2025